This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

From the Ewald Flügel Library

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

G 922

Meine

# Auswanderung nach Amerika

im Jahre 1822,

und meine

# Rückkehr in die Heimath

im Jahre 1825.

---

Nebst

## Bemerkungen

über

den kirchlichen, ökonomischen und moralischen Zustand der dortigen Deutschen

und

## Winke

für

Auswanderungslustige,

von

Jonas Heinrich Gudehus,
Kantor zu Hoben-Asse unweit Braunschweig.

---

Erster Theil.

---

Hildesheim, 1829.
In der Gerstenbergschen Buchhandlung.

Flügel
217576

# Vorrede.

Reiſebeſchreibungen durch die freien vereinigten Staaten von Nordamerika haben ſich ſeit mehren Jahren in Deutſchland zu einer ſehr großen Ausdehnung vervielfältigt und werden vom Publiko noch immer mit Begierde geſucht. Kein Land bietet auch ein größeres Feld von Gegenſtänden zur Unterſuchung dar, und von keinem ſind die Anſichten verſchiedener als von dieſem Feſtlande. Es wird theils zu viel gelobt und theils zu viel getadelt, und in allen Werken über Amerika, die ich vor meiner Reiſe dahin las, fand ich immer noch keine hinreichende Befriedigung meiner Wißbegierde. In keinem von allen findet man

genügende Auskunft darüber, was man zu wissen höchst nöthig hat, wenn man dorthin auszuwandern gedenkt, um sein Schicksal zu verbessern. Alle diese Reisebeschreiber geben, was sie versprechen: Beschreibungen ihrer dortigen Reisen, und darum kann man auch ein Mehres von ihnen nicht verlangen. In der Regel sind es reiche und vornehme Herren, die sich nur sehr wenig um dasjenige bekümmern, was dem Mittel- und geringen Stande eigen ist; auch haben sie nicht Zeit genug, Alles genau zu untersuchen, zu erforschen und hinlänglich zu prüfen, um ein völlig richtiges Urtheil darüber aussprechen zu können. Am wenigsten bekümmern sie sich um das dortige Landleben, um die Sitten und Gebräuche der Landleute, ihre Denkungsart, Bildung und Moralität, um den Zustand der Religion, die Schulen und Kirchen ꝛc. ꝛc. Eben so wenig melden sie auch von der dortigen Art den Acker zu bauen, von der Fruchtbarkeit des Bodens und von den dortigen Früchten. Selten lies't man davon etwas Weniges und nie etwas Genügendes. Diese Herren halten sich am längsten in großen Städten auf, beschreiben die Merkwür-

digkeiten derselben, die Staatsverfassung, den Handel und was ihnen unterwegs auf ihren Reisen von einer Stadt zur andern etwa als etwas Merkwürdiges zu Gesicht und zu Ohren kömmt; die meisten ihrer Nachrichten aber lassen sie sich von den mit Nationalstolz erfüllten amerikanischen vornehmen Städtern mittheilen. Es ist also sehr natürlich, daß solche Reisende, ohne es zu wollen, bei der Mittheilung ihrer dort gesammelten Erfahrungen ihre Leser täuschen.

Andere, die mit den Absichten zu großen Unternehmungen dorthin auswanderten, um ihr Schicksal zu verbessern, aber die größten Fehlgriffe dabei begingen, weil sie sich nicht gehörig amerikanisiren, nicht gleichsam die deutsche Haut abstreifen und in die amerikanische sich einhüllen konnten und wollten, wurden die gallsüchtigsten Tadler, weil alle ihre Hoffnungen scheiterten und ihr ganzes großes Unternehmen mißlang. Ihre Bekanntmachungen sind zu sehr Geburten ihrer getäuschten Hoffnungen, und sie täuschen daher ihre Landsleute wieder, ohne es eben zu wollen.

Noch Andere, die vielleicht durch die Flucht nach Amerika der Militärpflicht entrannen, oder

G 922

Meine

# Auswanderung nach Amerika

im Jahre 1822,

und meine

# Rückkehr in die Heimath

im Jahre 1825.

---

Nebst

## Bemerkungen

über

den kirchlichen, ökonomischen und moralischen Zustand der dortigen Deutschen

und

## Winke

für

Auswanderungslustige,

von

Jonas Heinrich Gudehus,
Kantor zu Hoben-Üssel unweit Braunschweig.

---

Erster Theil.

---

Hildesheim, 1829.
In der Gerstenbergschen Buchhandlung.

gelangt war, war es meine Lieblingsbeschäftigung, diesen Plan auszuführen; aber da fanden sich der Schwierigkeiten viele.

Vor allem merkte ich bald, daß mir's an der erforderlichen schriftstellerischen Gewandtheit fehle, meine Gedanken gehörig zu ordnen und solche so klar und deutlich vorzutragen, daß ich von Jedermann verstanden werden könne, ohne dabei zu weitschweifig und geschwätzig zu werden. Schon hatte ich viele Bogen geschrieben, als sie mir beim abermaligen aufmerksamen Durchlesen bei weitem nicht genügten und ich den Gedanken schon ganz aufgab, sie dem Publikum vorzulegen. Sie wurden daher zurückgelegt, ohne jemals öffentlichen Gebrauch davon machen zu wollen. Indessen wurden sie doch von Zeit zu Zeit Freunden und Bekannten mitgetheilt, und unter diesen auch Männern, denen ich ein gesundes und geläutertes Urtheil zutrauen durfte, und von diesen erhielt ich sie jedesmal mit der Versicherung ihres Beifalls zurück. Einigemal traf sich's auch, daß ich von Männern zu Rathe gezogen wurde, die; gleich mir, die Absicht hatten, in Amerika ein leichteres Fort-

kommen zu ſuchen, denen ich aber nicht zurathen mochte und wegen ihren anders geſtalteten Verhältniſſen auch nicht abrathen konnte. Ich gab ihnen meine Papiere zu leſen und erhielt ſie immer mit der Verſicherung des Danks zurück, daß ſie viel Gutes darin gefunden, und Amerika dadurch erſt beſſer kennen gelernt hätten.

Dadurch ermuntert nahm ich die Papiere wieder zur Hand, um ſie einer nochmaligen Bearbeitung zu unterwerfen, und dadurch iſt denn nun dieſes Werk ſo geſtaltet worden, wie es jetzt erſcheint. Hoffentlich wird es nun auch der öffentlichen Aufmerkſamkeit nicht ganz unwerth ſeyn, ob es gleich durchgängig nur in der Sprache eines Land-Schullehrers geſchrieben iſt, und man den Styl eines gelehrten Schriftſtellers in demſelben ganz vermiſſen wird. Dieſe Dorf-Schullehrer-Sprache aber iſt doch Jedem verſtändlich und der Ungelehrte, beſonders der Landmann, verſteht ſie beſſer, als jede andere Sprache; dieß lehrt ja die Erfahrung, und dieß gab mir bei dem Mangel an ſchriftſtelleriſcher Fertigkeit auch Muth, dieß Werk zu vollenden. Wird es zu mangelhaft befunden, ſo habe ich

keine Entschuldigung dafür; ich habe mein Beßtes gethan. So wie Thatsachen von mir mit großer Sorgfalt gesammelt worden sind, so habe ich sie auch mit der größten Wahrheitswärme niedergeschrieben und meine Ansichten völlig unpartheiisch ohne Liebe und Leid oder Vorurtheil, meiner wahren Überzeugung nur folgend, mitgetheilt. Mit diesen Bemerkungen übergebe ich das Werk dem Richterstuhle des Publikums, und will mich dessen Aussprüchen mit Bescheidenheit unterwerfen.

Hohen-Assel, im Juni 1828.

Heinrich Jonas Gudehus,
Kantor und Schullehrer.

# Inhalt.

## Erster Theil.

### Erstes Kapitel.

Seite.
Ursachen meiner Auswanderung nach den vereinigten Staaten von Nordamerika, im Mai 1822 ..... 3

### Zweites Kapitel.

Reise von Vallstedt nach Hamburg und Aufenthalt daselbst ..... 9

### Drittes Kapitel.

Abschied aus Hamburg und Reise zu Wasser nach Philadelphia ..... 20

### Viertes Kapitel.

Aufenthalt in Philadelphia und dort gemachte Erfahrungen. — Reise in den Berks-Kreis und kurzer Aufenthalt in der Oly-Ortschaft ..... 48

### Fünftes Kapitel.

Abzug aus Oly und Anzug als Organist und Schullehrer in der Moslem-Gemeinde in Richmond. — Besuch von Nachbaren. — Trauriger Zustand der dortigen deutschen Landschulen. — Ein Jude giebt ein gutes Beispiel. — Freiheit hindert die geistige Kultur und Moralität der Menschen ..... 85

## Sechstes Kapitel.

Seite

Vorkehrungen zu einer Reise in das Westland. — Antritt der Reise. — Die Stadt Reading. — Reise über Adamstown. — Riemstädtchen. — Lancaster. — Auffallend starke Vegetation und außerordentliche Fruchtbarkeit. — Columbia an der Susquehannah. — Brücke über den Fluß. — Städte: Seitswill, — Littel-York, — Eberstown, — Oxford, — Gettysburg. — Englischer Gesang in der deutsch-evangelischen Kirche. — Bekanntschaft mit einem Landsmanne, Namens Wasmus, aus dem Dorfe Beddingen bei Wolfenbüttel gebürtig, und Unterhaltung mit demselben. — Rath zur Rückreise.....106

## Siebentes Kapitel.

Rückreise von Gettisburg nach der Mosillem im Verkskreise, Richmond-Ortschaft. — Sonderbare Nacht in Oxford. — Löbliche Sitten der Krankenwartung von Nachbarn. — Bewachen der Todten zur Nachtzeit. — Zwei deutsche Auswanderer reisen nach Cincinnaty. — Reise über Littel-York. — Seitswill. — Susquehannah-Brücke. — Columbia. — Monpleassent. — Lancaster. — Schilde der Gasthäuser. — Langer Weg im Finstern. — Nachtquartier bei Quäkern. — Reise über ein hohes Gebirge. — Gastfreie Aufnahme von englischen Pflanzern. — Fruchtbarkeit der Bergthäler. — Reise im Finstern durch einen dicken Wald. — Nachtquartier in einem Bauernhause. — Reise nach Reading. — Viele neue deutsche Auswanderer. — Reise nach meiner Wohnung an der Mosillem.....128

## Achtes Kapitel.

Verrichtungen auf der Schulplantage an der Mosillem im Sommer 1823. — Kirchliche Verrichtungen. —

Seite

Kopulationen. — Taufen. — Leichenbegängnisse. — Konfirmationen. — Sonntägliche Gottesdienste. — Nachtheilige Wirkungen der Freiheit auf das Kirchen- und Schulwesen. — Versuch, einen kirchlichen Vortrag zu halten. — Religiöse Ansichten der dortigen deutschen Prediger. — Bauart der Kirchen. — Kirchhöfe und Versammlungsplätze.....148

## Neuntes Kapitel.

Fortsetzung über die kirchlichen Angelegenheiten der Deutschen in Amerika. — Beschwerlichkeiten des Predigeramts. — Gehalte der Prediger. — Bildung derselben. — Mangel an Bildungsanstalten für Prediger und Schullehrer. — Von der Leichtigkeit ins Predigtamt zu kommen. — Prediger und Schullehrer werden nicht förmlich introducirt. — Prediger-Synoden. — Diese werden von den Gemeinden untersagt. — Die Deutschen in Städten zeigen jetzt noch mehr Religionseifer, als die auf dem Lande.....169

## Zehntes Kapitel.

Von der Art und Weise, wie die Einwanderer in Amerika untergebracht werden, oder sich selbst durchzuhelfen suchen. — Welchen Personen und Klassen eine Auswanderung ersprießlich, und welchem Alter und Stande sie nachtheilig ist.....189

---

# Zweiter Theil.

## Elftes Kapitel.

Von der Ansiedelung in Amerika. — Welches sind die besten Gegenden für Deutsche, sich dort anzusiedeln.....3

## Zwölftes Kapitel.

Seite

Landwirthschaftliche Notizen für die Ansiedler. — Bemerkungen über den Ackerbau und die Gewerbe in Amerika. — Die Freiheit lohnt in Amerika den Fleiß des Landbebauers und die Industrie des Handwerkers auffallend mehr, als in jedem andern Lande. — Doch nicht Jeder ist im Stande, sich dort wohl zu befinden.....14

## Dreizehntes Kapitel.

Über das Unzweckmäßige der Auswanderung nach Amerika für die höhern und gebildeten Stände Deutschlands. — Über die Auswanderung nach Amerika im Großen. — Wie wird die deutsche Nation dort geachtet?.....25

## Vierzehntes Kapitel.

Rapps harmonische Gesellschaft ohnweit Pittsburg in Pensylvanien, im Buttler Kreise. — Haller's Kolonie im Blumengartenthal, unweit Williamsport, im Lycoming-Kreise. — Neuschwitzerland und Vevay, zwei Schweizer-Kolonien im Staate Ohio.....39

## Funfzehntes Kapitel.

Erziehungs-Anstalten und Schulen. — Mangel an Religions-Unterrichte. — Lustbarkeiten (Froliks). — Tänze. — Versteigerungen. (Vendues). — Scheibenschießen. — Über Moralität und Immoralität der Amerikaner.....61

## Sechszehntes Kapitel.

Pensylvanien verdankt seine Bevölkerung und sein Wohlgedeihen ganz vorzüglich den Deutschen. — Pfälzer und Schwaben wanderten am häufigsten dorthin und der Dialekt der dortigen Deutschen ist pfälzisch und schwä-

Seite

bisch. — Die Deutschen sind in allen Kreisen vertheilt. — Die deutsche Sprache ist, und wird immer noch mehr mit der englischen vermischt und geht zuverlässig in der letzten unter. — Hinneigung zu dieser Sprache. — Deutsche Lesegesellschaft in Reading und der Umgegend. — Zeitungen und Mißbrauch der Preßfreiheit.....81

## Siebenzehntes Kapitel.

Kleidung der Amerikaner. — Brodtbacken. — Kaffeetrinken. Tabackrauchen. — Theurung der Getränke. — Mangel an Bierbrauern. — Obsterndten. — Äpfelwein und wie er bereitet wird. — Latwerge von Äpfeln. — Wohlgerathen der Äpfel. — Viehzucht. — Einschlachten. — Wurstmachen. — Überfluß an Nahrungsmitteln. — Anzahl des Viehes. — Der Amerikaner bleibt selbst Herr seiner Besitzungen so lange er lebt. — Gleichgültigkeit der dortigen Deutschen gegen ihre neueingewanderten Landsleute. — Welche Klassen von den letzten fühlen sich dort am glücklichsten?.....89

## Achtzehntes Kapitel.

Über Sitten, Gebräuche, Geräthschaften und Werkzeuge der Amerikaner. — Wohnungen. — Liebe der Amerikanerinnen zur Reinlichkeit. — Dächer der dortigen Gebäude. — Einrichtung der Wirthschaftsgebäude. — Landwirthschaftliche Vortheile von den zerstreutliegenden Landgütern (Plantagen). — Befriedigungen der Gärten, Wiesen und Felder. — Feldfrüchte und Viehweiden. — Über Mais- und Flachsbau. — Fruchtbarkeit des Bodens und leichte Bearbeitung desselben.....102

## Neunzehntes Kapitel.

Über das Klima in Pensylvanien. — Was ist Schuld an den dort herrschenden Krankheiten und frühem Tode mancher Menschen? — Abwechselung der Hitze

Seite

und Kälte. — Beschreibung der Witterung. — Maulwurfsgrille und andere Insekten. — Wildpret. — Schlangen und andere Thiere. — Mangel an Singvögeln. — Amerikanische Vögel. — Schildkröten. — Arzneikräuter. — Schlanker Wuchs und schöne Körperbildung der gebornen Amerikaner.....117

## Zwanzigstes Kapitel.

Die Miliz in Amerika. — Beschreibung der jährlichen Revüen. — Ein Ackerknecht wird in Philadelphia zum Obersten der Miliz gemacht. — Ein neugewählter Lieutenant fällt bei der Übung in seinem neuen Fache von der Treppe. — Posteinrichtung in den vereinigten Staaten. — Currente Münzen. — Sklavenstaaten. — Vermeinter Angriff auf die Freiheiten Amerika's.....130

## Ein und zwanzigstes Kapitel.

Meine Lage und Verhältnisse in Amerika in dem letzten Theile des Jahrs 1824 bis zum Frühjahre 1825.....137

## Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Rückreise von Amerika nach Deutschland im Frühjahre 1825.....146

## Drei und zwanzigstes Kapitel.

Ankunft im deutschen Vaterlande. — Aufenthalt in Hamburg und Ottensen.....153

## Vier und zwanzigstes Kapitel.

Rückreise von Altona. — Maarburg. — Fahrt bis Celle. Reise über Ützen. — Peine. — Ankunft in Gramme am 31. August 1825. — Leiden und traurige Lage nach meiner Rückkehr im Vaterlande. — Endliche Wiederanstellung im Schulfache.....161

H. L. Gudehus

# Auswanderung nach Amerika.

## Erster Theil.

## Erstes Kapitel.

Ursache meiner Auswanderung nach den freien vereinigten Staaten von Nordamerika, im Mai 1822.

Unverschuldete große und schwere Leiden waren die Haupturſache meines Entschlusses, nach jenen transatlantischen Freistaaten auszuwandern.

Seit dem Anfange des Jahrs 1802 bis zum Mai 1822 war ich in meinem Braunschweigischen Vaterlande an 3 verschiedenen Orten, und die letzten 11 Jahre in Wallstedt, als Jugendlehrer angestellt, und ich darf es wohl sagen, denn mit Zeugnissen kann ich es nöthigen Falls beweisen, daß ich unter Gottes Beistande, geleitet und getrieben durch eine große Vorliebe zu meinem Fache, auch selbst da, wo mir die größten Hindernisse in den Weg gelegt wurden, dennoch mit dem größten

*

Eifer arbeitete, und durch einen treuen zweckmäßigen Unterricht der mir anvertrauten Jugend viel Gutes gestiftet und um mich her verbreitet habe, wodurch ich mir auch das Vertrauen meiner hohen Vorgesetzten in einem hohen Grade erwarb, und mich beständig der Liebe und Achtung aller Verständigen, mit denen ich in Verbindung stand, erfreuete.

Das aber erregte den Neid eines Einzigen, der es in der Gewalt hatte, mein Leben zu einer Hölle zu machen. Es ist hier nicht der Ort, mich deutlicher darüber zu erklären, wie und wodurch dieß geschah, auch würde diese Beschreibung meine Leser wohl wenig interessiren, mir aber die bloße Erinnerung an 7jährige schwere Leiden und erduldete Ungerechtigkeiten unerträglich seyn, darum mag ich mich nie wieder ganz deutlich daran erinnern und übergehe sie mit Stillschweigen.

Nur muß ich kurz mich darüber erklären, wie ich im 46sten Lebensjahre noch den Entschluß fassen konnte, nach Amerika auszuwandern.

Es erforderte viel Überlegung und Prüfung meiner Umstände; allein in Vallstedt konnte ich nicht bleiben, wenn ich nicht ein Märtirer meiner Verhältnisse werden wollte. Zu einer bessern Stelle hatte ich aber keine Aussicht, und zur Annahme einer mindereinträglichen konnte ich mich nicht entschließen. Der Ackerbau war, außer dem Schul-

sache, meine liebste Beschäftigung, und weil ich darin sehr bewandert bin, so hätte ich wohl hoffen dürfen, dieses Geschäft mit Vortheil zu betreiben, nur war mein Vermögen nicht hinreichend, in meinem Vaterlande ein solches Unternehmen auszuführen. Nun dachte ich mir die glücklichen Bewohner der vereinigten Staaten von Nordamerika, wo man für weniges Geld sich ein freies Eigenthum und Länderei genug verschaffen kann, und der Wunsch wurde immer lebendiger, dort meine übrigen Lebenstage als ein freier Landbebauer in Frieden beschließen zu können, denn der liebe Friedeu war das Einzige, was mir hier fehlte und den ich mir so sehnlich wünschte. Wohl kam es immer in Betracht, daß ich für die Auswanderung nach jenem entfernten Lande schon zu alt sey, auch an die großen Beschwerden einer solchen Reise zu Wasser und zu Lande wurde gedacht, und die Furcht blieb nicht unberücksichtiget, daß mein durch so viele Leiden geschwächter, kränklicher, gichtischer Körper, die mit einer solchen Reise verbundenen Beschwerden vielleicht nicht ertragen würde; den Wunsch aber, dort leben zu können, konnte ich nicht mehr unterdrükken, zumal da sich hier keine sichere Aussicht finden wollte, mir aus meinen unglücklichen Verhältnissen herauszuhelfen, und so sprach ich bisweilen davon zu guten Freunden und Bekannten. Diese hatten davon weiter geredet und so verbreitete sich das, damals noch ungegründete, Gerücht, ich sey entschlossen, nach Amerika auszuwandern. Bald

fanden sich nun einige zwanzig bemittelte, gesunde und blühende junge Männer, die sich erboten mit mir zu reisen und mir dort beim Ackerbau und andern Geschäften thätig zu helfen, auch mein Unternehmen auf jeden Fall kräftig zu unterstützen und zu befördern. Dieser jungen Leute Entschlüsse fand ich nöthig scharf zu prüfen, ihnen alles Ungemach der Reise und andere möglichen Unfälle recht lebhaft und deutlich vorzustellen, ihnen auch anhaltend mehr ab- als zuzurathen. Einige machte ich auch dadurch so schüchtern, daß sie ihren zu früh gefaßten, noch nicht reiflich genug erwogenen Vorsatz aufgaben, die meisten jedoch blieben ihrem Vorsatze getreu. Nun erst näherte mein Wunsch sich dem Entschlusse, denn nun konnte ich in Amerika mit Vortheil ein Unternehmen als Landbebauer ausführen.

Zwar wurde mir wiederholt der Rath ertheilt, in Pensylvanien Prediger zu werden, doch hielt ich es für gerathener und besser, daß, wenn mein Entschluß zur Auswanderung zur Reife käme und ich wirklich nach Amerika ginge, dort den Ackerbau zu betreiben, um so mehr, da ich nun die dazu nöthigen Gehülfen mitnehmen konnte. Letztere drangen fast täglich und mit Ungestüm auf diese Auswanderung, schwuren mir auch oft und wiederholt unverbrüchliche Treue, und so gedieh mein Entschluß endlich zur völligen Reife.

Nun fing ich damit an, mich auf die Auswanderung vorzubereiten, verkaufte im Sommer 1821 meine sämmtlichen Feldfrüchte und das Vieh, zeigte dem Herzogl. Konsistorio meinen Entschluß an, bat dasselbe um meine Entlassung und um ein Zeugniß über meine zwanzigjährige treue Amtsführung. Dieses hohe Kollegium aber gab mir weislich auf, mein Vorhaben wohl zu prüfen und ernstlich zu überlegen, und zögerte, vielleicht aus guter Absicht, lange mit der Entlassung und der Einhändigung des erbetenen Dienstzeugnisses, so, daß der Sommer und auch der nächste Winter darüber verflossen, ehe ich meine Entlassung erhalten konnte; erst im Frühjahre 1822 erhielt ich dieselbe, und auch die gesuchte Erlaubniß zur Auswanderung vom höchsten Orte.

Nun ließ ich mich mit meinem Nachfolger wegen der Meliorationen auseinandersetzen, verkaufte meine Sachen meistbietend bis auf ein Fuder Betten und Leinwand, welche ich mit nach Amerika nahm, und machte mich fertig zur Reise nach Hamburg. An die unverschuldeten schrecklichen und grausenvollen Leiden, welche ich kurz vor und bei meinem Abschiede von Vallstedt, zu ertragen hatte, mag ich mich nicht wieder erinnern und übergehe dieselben mit Stillschweigen. Unter Strömen von Thränen verließ ich den Ort, wo ich so lange Jahre mit unermüdetem Eifer und der Anstrengung aller meiner Kräfte an dem Werke der Menschenvered-

lung gearbeitet hatte. Die jungen Leute, welche mit mir reisen wollten, wurden bei meinem Abschiede sämmtlich in Arrest genommen und auch nicht Einer durfte mit uns reisen. Nach einigen Tagen erst wurden sie wieder in Freiheit gesetzt.

## Zweites Kapitel.

Reise von Wallstedt nach Hamburg und Aufenthalt daselbst.

Am 5. Mai 1822 reisete ich nebst meiner Frau mit dem Fuhrmann, der uns ein Fuder Sachen bis Harburg zu transportiren gedungen war, von Wallstedt ab. Ein Wallstedter, Namens Christian Glindemann, der nebst vielen Andern recht herzlichen Antheil an meinem Schicksale nahm, begleitete uns bis Peine.

Am 8. Mai kamen wir wohlbehalten in Harburg an, wo wir bis zum 11. uns aufhalten mußten, weil unsere Sachen erst gewogen, gemarkt und in das dortige Kaufhaus niedergelegt wurden, bis ich mit einem nach Amerika segelnden Schiffer würde einen Akkord abgeschlossen haben. In Hamburg kehrten wir in dem ersten besten Wirthshause ein, dann suchte ich ein Privat-Quartier, in welchem wir bis zu unserer Abreise logiren konnten. Am folgenden Tage ging ich mit meinem Wirth zu der dortigen Polizei, zeigte meinen Reisepaß vor

und erhielt die Erlaubniß, bis zu meiner Abreise nach Amerika, in Hamburg mich aufhalten zu dürfen. Am folgenden Tage erkundigte ich mich nach einer Schiffsgelegenheit nach den vereinigten Staaten, und fand auf der dortigen Börse und auch an andern Plätzen angeschlagen, „daß Kapitän Arend Fokkes, Befehlshaber des schönen dreimastigen Schiffs Ocean, welches beinahe seine Ladung hätte, am 16. Mai nach Philadelphia absegeln würde.“

Nun eilte ich zum Kapitän Fokkes, akkordirte mit ihm wegen der Überfahrt nach Philadelphia und wurde mit ihm einig, daß ich für mich und meine Frau 140 spanische Thaler zahlen sollte, die eine Hälfte sogleich, die andere aber sobald das Schiff in die Nordsee segeln würde; ich setzte auch sogleich so viel Geld in spanische Thaler um und bezahlte noch an demselben Tage die Hälfte der Fracht. Dann eilte ich, meine Sachen durch einen Schiffer an Bord des Schiffs Ocean bringen zu lassen, und sah jetzt zum erstenmale das Innere eines Schiffs, das nun auf lange Zeit unsere Wohnung seyn sollte; von außen hatte ich es bereits öfters gesehen. Es war eins der besten Schiffe seiner Art, recht zum Schnellsegeln gebaut. Man zeigte mir den Platz im Mitteldeck des Schiffs, wo ich nebst meiner Frau logiren sollte; er war geräumig und schön durch Glaskugeln erleuchtet, welche oben in der Decke befestigt waren, um den

Raum zu erhellen. Das Schiff aber hatte, nach meiner Ansicht, seine Ladung kaum zur Hälfte und das Einladen der Waaren war eben nicht von groſſer Bedeutung, auch hörte ich das Schiffsvolk unter sich davon sprechen, daß die Waaren sehr sparsam ankämen. Doch meinte ich, da die Zeit zum Absegeln öffentlich angeschlagen sey, so würde es auch zur bestimmten Zeit gewiß zum Absegeln kommen.

Bei meinem Wirth wollte es mir länger nicht gefallen; es war dort ziemlich enge und dabei Tag und Nacht sehr unruhig; auch hatte er sehr oft betrunkene Gäste im Hause, wodurch uns der Aufenthalt noch unangenehmer wurde; meine Frau saß beständig im Winkel und weinte und vermehrte dadurch meinen Mißmuth über die fehlgeschlagene Hoffnung, in Gesellschaft mehrer jungen Landsleute nach Amerika zu reisen, wodurch ich meinen Plan, dort mit groſſem Vortheil den Acker zu bauen, vereitelt sah. Am 16. Mai erwartete ich den Kapitän Fokkes vergebens, der verabredetermaßen in Person kommen wollte, mir die Abfahrt des Schiffs anzuzeigen. Statt der Abfahrt des Ocean wurde wieder eine andere Bekanntmachung angeschlagen, des Inhalts: daß Kapitän Fokkes mit Gewißheit am 26. Mai mit dem schönen Schiff Ocean absegeln würde, weil es beinahe seine Ladung habe. War meine Frau schon vorher unruhig gewesen über die vielen Geldausgaben und wie es mit uns

in Zukunft gehen würde, so wurde sie es nun noch weit mehr, und fast unaufhörlich machte sie mir die bittersten Vorwürfe darüber, daß ich sie unglücklich mache, daß ich im Vaterlande hätte bleiben und mich da wohl hätte nähren können u. s. f. Meine eigenen Gefühle über fehlgeschlagene Hoffnungen vermag ich nicht zu beschreiben; doch suchte ich meinen Kummer zu verbergen, um nur meine Frau, so viel wie möglich, zu beruhigen. Am meisten gereuete mir's, daß ich zu voreilig gewesen war und mich sogleich beim Kapitän Fokkes engagirt hatte, da doch noch andere nach Nordamerika bestimmte Schiffe in Ladung lagen, und am 18. Mai schon ein großes amerikanisches Kauffartheischiff nach New-York abging, mit welchem ich viel vortheilhafter hätte reisen können. Das Alles sowohl als die ungewohnte Luft in Hamburg wirkte auf meine Gesundheit nachtheilig ein, ich fing zu kränkeln an und wurde schwach und elend. Kapitän Fokkes, der bisweilen seine Passagire besuchte, klagte dann darüber, daß die Waaren so sparsam ankämen und bedauerte nur, daß wir so lange vergeblich auf die Abfahrt des Schiffs warten müßten u. s. w. Der 26. Mai erschien wieder ohne die Nachricht, daß wir zu Schiffe kommen sollten und ich hörte und fand auch wiederum angeschlagem, daß Kapitän Fokkes am 6. Juni nach Philadelphia absegeln würde, weil das Schiff Ocean beinahe seine Ladung habe. Als der 6. Juni aber kam, wurde die Abfahrt des Schiffs wieder

auf den 16., von da auf den 26. Juni, bis endlich auf den 6. Juli verschoben.

Meine Leiden während des langen unnützen und kostspieligen Aufenthalts in Hamburg waren unbeschreiblich groß und der Zustand meiner Gesundheit wurde immer bedenklicher. Nagend war der Kummer über das Fehlschlagen meiner Entwürfe und Hoffnungen. Sauer und schwer war es uns im Vaterlande seit 20 Jahren geworden, ein kleines Sümmchen mit der größten Sparsamkeit zu erwerben, um im Alter, wenn uns die Kräfte verlassen, und man deßhalb Abschied von seinen bisherigen schweren Geschäften nehmen muß, nicht Noth leiden zu dürfen. Nun aber war schon ein großer Theil der im Vaterlande durch Anstrengung unserer Kräfte, durch eine eingeschränkte Haushaltung und große Entbehrungen erübrigten Sparpfennige durch die Landreise und den kostspieligen Aufenthalt in Hamburg dahin, und doch waren wir erst 20 Meilen von unserer bisherigen Heimath entfernt, und noch immer im lieben deutschen Vaterlande! Gern hätte ich nun in Hamburg oder der Umgegend ein Unternehmen begonnen, wobei ich mein Brot gefunden hätte, aber durfte ich wohl hoffen, daß Kapitän Fokkes auch nur einen Theil des an ihn bereits bezahlten Geldes mir wieder zurückzahlen würde? auch gesellte sich zu meiner Lage eine falsche Schaam; ich scheuete nämlich den Spott meiner Landsleute, die vor meiner Ab-

reise aus Vallstedt schon gesagt hatten: „der wird sich nicht auf das große Wasser wagen! wenn ers nur erst sieht, so kehrt er gewiß wieder um und bleibt auf dem deutschen Boden, u. s. w.“ Zwar hatte ich die Reise über das Meer nie gescheuet; aber in den letzten Wochen meines Aufenthalts in Hamburg war bei der durch Reue, Kummer und schwere Sorgen verursachten Abnahme meiner Gesundheit und Kräfte, noch die nagende Vorstellung erwacht, daß ich während der Reise, oder doch bald nach derselben mit Tode abgehen könne, und meine gute arme Frau alsdann von aller Welt verlassen in jenem fremden Lande unter unbekannten Menschen ihre Tage, vielleicht im größten Elende, unter Seufzen und Klagen über mich, als die Ursache ihres Unglücks, zubringen würde, und diese niederschlagende Vorstellung war keinesweges vermögend, meinen gesunkenen Muth zu beleben.

Bei meinem Abschiede aus Vallstedt, hatte mich ein dortiger Einwohner gebeten, mich seines jüngsten Sohnes, der gern mit nach Amerika reisen wolle, anzunehmen. Er würde es seinem Sohne zur Pflicht machen, daß er mir in allen Stücken gehorchen und folgsam seyn solle, als wenn ich sein Vater sey. Auch erschien der älteste Sohn dieses Mannes, und zeigte mir an, daß er seinem Bruder so viel Geld mitgeben wolle, daß er die Reisekosten bestreiten könne. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß er seiner Militärpflicht ein Ge-

nüge geleistet habe, ging ich den Vorschlag unter der Bedingung ein, daß mir dabei nicht zur Last gelegt werden dürfe, als ob ich diesen jungen Menschen verführt hätte, wie das mir schon von Andern fälschlich nachgesagt worden sey u. s. w. Dieser junge Mensch war übrigens einer von denen, die mir schon früher ihren Wunsch mit mir auszuwandern angezeigt hatten.

Etwa in der Mitte der Zeit meines Aufenthalts in Hamburg kam eines Abends ein dortiger Bürger zu mir, gab sich mir als ein geborner Vallstedter zu erkennen und erzählte mir, daß sein Vetter und noch ein anderer Vallstedter mit der Post ihre Sachen geschickt hätten, die er abholen und in sein Haus nehmen solle, bis diese beiden mit mir zu Schiffe gehen würden. Nach wenig Tagen kamen diese beiden jungen Männer zu mir, sie waren beide zwar mit Bewilligung ihrer Eltern, aber ohne Erlaubniß der Obrigkeit und ohne Reisepaß heimlich von Vallstedt entwichen; ich erschrak nicht wenig darüber, weil das Herzogl. Kreisamt sie ja beide bei meinem Abschiede darum hatte arretiren lassen, daß sie nicht mit mir auswandern sollten, sie aber ahneten für sich keine Gefahr, gingen in der Stadt sowohl als außerhalb derselben spazieren, ob ich ihnen gleich warnend sagte, daß sie, wenn sie sich nicht eingezogen hielten, vielleicht arretirt und wieder nach ihrem Vaterlande zurück gebracht werden würden. Wirklich kamen auch

nach einigen Tagen die Polizeikundschafter und suchten sie in meinem Quartiere. Sie hatten den Auftrag, diese jungen Leute, die sich ohne Wissen und Willen ihrer Eltern entfernt hätten, aufzusuchen und sie zu arretiren, um sie alsdann wieder nach ihrer Heimath zurückzusenden u. s. w. Den einen von diesen jungen Leuten hatte ein Diener der Polizei eines Abends bei dem Hereingehen in die Stadt getroffen, ihn examinirt und ausgefragt, auch unter andern von ihm herausgebracht, daß er nebst noch einem Andern gewillet sey mit mir nach Amerika zu gehen, daß er bei seinem Vetter, einem Tischler und Möbelnhändler, logire, bis das Schiff abgehen würde ꝛc. Doch dieser Möbelnhändler hatte, wie er mir nachher sagte, dem Polizeidiener ein Stück Geld in die Hand gedrückt und dadurch für das Mal seinen Vetter frei gemacht. Er beherbergte auch noch fortwährend diese beiden jungen Leute oben in seinem Hause, wo er Tischlergesellen (ebenfalls heimlich) in Arbeit hatte, denn er war ein sogenannter Bönhaase, d. h. ein Handwerker, der nicht Meister ist.

Dieser Mann erbot sich auch, mir nebst meiner Frau in seinem geräumigen Hause freie Herberge zu geben, bis ich zu Schiffe gehen würde, weil ich da manche Ersparung machen könne, welches ich auch mit Dank annahm und oben in seinem Hause eine Wohnung bezog. Unser Essen nahmen wir aus einem nahen Speisehause und hatten dasselbe nun auch viel billiger. Aber unser neuer

Wirth hatte dieß nicht aus Menschenfreundlichkeit, sondern bloß aus Eigennutz gethan, wie sich bald zeigte; denn kaum war ich bei ihm eingezogen, so bat er mich, mit ihm nach einem Hause zu gehen, wo er eine Anzahl Wiener Forte-Piano's stehen hatte, und drang nun ohne Unterlaß in mich, ihm ein solches Instrument abzukaufen und es mit nach Philadelphia zu nehmen, weil ich dort ungeheuer daran gewinnen könne; man hätte Beispiele, sagte er, daß Reisende dort an einem solchen Instrumente über 500 Rthlr. gewonnen hätten u. s. w. Ob ich gleich dieß Letzte bezweifelte, auch nicht die geringste Neigung hatte, auf eine solche Spekulation einzugehen; so konnte ich doch den Zudringlichkeiten dieses Mannes nicht widerstehen, und ich muß es bei dieser Gelegenheit bekennen, daß es eine meiner größten Schwächen ist, daß ich in solchen Fällen nicht den Preller gehörig und herzhaft genug abweisen kann. Ich ließ mich daher breitschlagen und kaufte ihm ein Wiener Piano-Forte für 150 Thaler ab. Wenigstens hoffte ich, daß ich dieß Instrument doch wenigstens in Amerika ohne Schaden wieder würde verkaufen können, aber ich hatte mich sehr geirrt, denn mit 40 Thlrn. Verlust mußte ich es dort wieder verkaufen.

Die beiden jungen Vallstädter waren nun auch bei Kapitän Fokkes engagirt, und gingen, da man sie in Hamburg nicht für sicher genug hielt, einige Tage früher nach Bassenfleeth im Hannoverschen,

zu des Schiffers Lootsen ab. Vor dieser ihrer Abreise baten sie mich beide mit Thränen, mich ihrer auch ferner anzunehmen und schwuren mir dafür noch einmal unverbrüchliche Treue, mich in Amerika nie zu verlassen, sondern dort mein Unternehmen mit allen Kräften zu unterstützen und zu befördern. In der festen Hoffnung, daß diese Leute, die ich wirklich nöthig hatte, wenn ich dort das Geschäft eines Landbebauers mit Vortheil betreiben wollte, erkenntlich und dankbar seyn würden, bezahlte ich dem Schiffer die ihnen noch fehlende Fracht, die gehabten Auslagen ihres Landsmannes und Wirthes und den Betrag ihrer Reise bis Bassenfleeth auf einem Elbschiffe. Dieß geschah etwa 14 Tage vor unserer Abreise aus Hamburg. Wir wurden in der Zwischenzeit noch mit einigen andern jungen Leuten bekannt, die auch mit uns nach Amerika reisen wollten, und uns daher öfters besuchten. Sie hatten aus Furcht vor dem Militärstande ihr Vaterland verlassen; es waren Preußen und Sachsen. Solcher jungen Menschen gab es in Hamburg eine große Menge, die sich dort heimlich aufhielten, und alle die ich sprach, hatten Lust nach Amerika zu reisen, nur fehlte es ihnen an Baarschaften, die Kosten der Reise dahin zu bestreiten und in Hamburg entschließt sich nicht leicht ein Kapitän, solche Leute mit hinüber zu nehmen, wenn sie nicht vorher ihre Fracht bezahlen können.

Etwas war uns zwar in der letzten Zeit wohl

leichter ums Herz als im Anfange; aber wenn wir an die vielen Geldausgaben dachten, und daß wir nur wenig oder wohl gar kein baares Geld mit nach Amerika bringen würden, wenn der Aufenthalt in Hamburg noch lange dauern sollte, dann war der Mißmuth wieder desto größer. Endlich kam Kapitän Fokkes und zeigte uns an, daß nun der 6. Juli wirklich der letzte Termin sey, und wir uns anschicken sollten, an diesem Tage zu Schiffe zu gehen. Das Schiff würde den Tag vorher schon nach Kurhaven segeln, er aber nebst seinen Passagiren am 6. des Nachmittags um 3 Uhr bei Altona ein Blankeneser Schiff besteigen, auf welchem wir nach dem Ocean bei Kurhaven segeln sollten. Wir besorgten nun das gekaufte Piano-Forte nebst noch einigen andern Sachen an Bord des Ocean und machten uns reisefertig.

## Drittes Kapitel.

### Abschied aus Hamburg und Reise nach Philadelphia.

Während der ganzen Zeit unsers Aufenthalts in Hamburg hatten wir östlichen Wind gehabt, und ich war auch darüber oft sehr verdrießlich gewesen, daß wir diesen zur Seereise so guten Wind nicht benutzen konnten. Jetzt sah ich nach der Windfahne und bemerkte, daß wir Westwind hatten, hörte auch bald, daß die Matrosen am vorigen Tage den Ocean bis Kurhaven größtentheils hatten buchsiren müssen.

Wir verließen nun unter Begleitung unsers Wirths und zweier jungen Reisegefährten Hamburg und verfügten uns zu der Wohnung des Kapitän Fokkes auf dem Hamburger Berge, wo auch die andern Passagiere sich einfanden, und bestiegen um 6 Uhr Abends ein Blankeneser Fischerboot in dem Hafen von Altona. Die Fahrt ging sehr langsam von Statten, weil uns der Wind gerade entgegen kam und beständig lavirt werden mußte, weswegen wir auch des Nachts um 12 Uhr erst bei dem

Ocean ankamen, den wir nun bestiegen. Wir waren alle müde und sehnten uns nach dem Schlaf. Die Kajüten-Passagiere, 4 an der Zahl, fanden ihre Schlafstelle bereit; wir Passagiere im Mitteldeck mußten uns behelfen, so gut wir konnten und lagerten uns auf die Bettstücke, die meine Frau herbeiholte. Wir schliefen alle sehr gut.

Am andern Tage wurden für die übrigen Mitteldecks-Passagiere Hängematten in Ordnung gebracht, für mich aber und meine Frau machte der Schiffszimmermann eine am Boden des Schiffs befestigte ordentliche Bettstelle. Dann fuhren wir nebst dem Kapitän und einigen Passagieren in einer Schaluppe auf der Elbe nach Bassenfleeth, einem Dorfe nahe bei Stade, zu dem Lootsen Müller, wo unsere beiden Vallstedter logirten. Die Leute hatten dort sehr große Obstgärten, besetzt mit den Obstbäumen der besten Art und einer Menge Kirschbäume, die mich in Erstaunen setzten; alle hingen so voll von reifen Kirschen aller Art, daß sie sich beugten. Hier war es eine Lust Kirschen zu essen und wir thaten uns sämmtlich gütlich daran; dann suchten uns die gastfreien Leute noch eine ganze Menge der besten Sorten aus, wovon jeder von uns sein Taschentuch und andere Behälter füllte. Die beiden Vallstedter hatten bei ihrer Abfahrt vom Kapitän Fokkes 3 Thlr. Taschengeld geliehen, für 6 Rthlr. sich ein Gewehr gekauft, und Müller verlangte für eine 14 Tage lange Beköstigung derselben

und die Herberge 7 Rthlr.; ich hatte also hier wieder für meine Wallstedter Landsleute 16 Rthlr. zu bezahlen, worüber ich, wie leicht zu erachten, im höchsten Grade verdrießlich war, was ich aber, weil es nichts nutzte, mir nicht weiter merken ließ. Des Abends spät fuhren wir erst wieder nach unserm Ocean und nahmen die beiden Wallstedter mit. Die Kirschen und Erdbeeren waren sehr wohlfeil und deßwegen hatten wir uns in Hamburg oft an diesen Früchten gelabt, sie wurden auch noch täglich in großer Menge nach unserm Hafen und auch an Bord unsers Schiffs gebracht, weil wir widrigen Windes wegen nicht abfahren konnten und unser Schiff bis zum 15. Juli in diesem Hafen vor Anker lag. Während dessen erlebten wir zu Schiffe den ersten Sturm, der so heftig war, daß alle Passagiere, die zum ersten Male zu Schiffe waren, vor der Zeit seekrank wurden, außer mir und dem einen Wallstedter; wenigstens stellte sich bei uns beiden kein Erbrechen ein.

Am 15. Juli bekamen wir Nordwind, unser Lootse Müller kam früh an Bord und wir segelten endlich in die Nordsee, wo wir bald die Insel Helgoland passirten, welche ein hohes Ufer hat, durch welches eine gerade Höhle über die ganze Inselbreite weg geht, so, daß man von der einen Seite zur andern hindurch sehen kann. Die Insel wird immer kleiner, weil ihre Ufer stark weggespült werden und einstürzen. Die ganze Insel hat einen

magern sandigen Boden. Die Bewohner derselben nähren sich vom Fischfange.

Wir kamen an diesem Tage noch so weit in die Nordsee, daß unser Lootse Müller entlassen wurde. Dieser war ein sehr geschickter Mann; bei seiner Entlassung wurde der Gesang: „Nun danket alle Gott!“ gesungen.

Nun sahen wir die Küste von Holland, welche uns aber bald wieder aus den Augen kam. Der Wind war sehr günstig, und wir hatten, da mehrere Schiffe zugleich mit uns abgesegelt waren, das Vergnügen, den Wetteifer der Befehlshaber derselben anzusehen, denn der eine wollte noch schneller segeln als der andere. Unser Kapitän schien im Anfange keinen Theil daran nehmen zu wollen, und mehrere Schiffe waren bereits ziemlich weit vor uns. Ein Engländer aber, der noch zurück war, holte uns ein und segelte keck neben unserm Schiffe vorbei. Da indeß das Schiff dem unsrigen den Wind entzog, ehe es uns vorkam, und das englische Schiffsvolk laut darüber lachte und spottete, so wurde Kapitän Fokkes ärgerlich, ließ nun mehrere bis dahin müßige Segel in Thätigkeit bringen und sagte die Worte: „Teuf! ek will dieh!“ Die Engländer, welche einige Büchsenschüsse weit vor uns gekommen waren, strengten sich zwar gewaltig an, vor uns zu bleiben, aber mit jeder Minute sahen wir, daß wir ihnen näher kamen. Nach etwa 15

Minuten war unſer Ocean rechts neben dem engliſchen und raubte ihm den Wind dermaßen, daß alle Segel des engliſchen Schiffes erſchlafften, und Alles, was auf unſerm Ocean Athem hatte, klatſchte in die Hände, um die Engländer für ihren Jubel zu beſtrafen; unſere Matroſen hielten auch ein Tau in der Hand und winkten aus Spott den Engländern, es anzufaſſen, wenn ſie mit uns fort wollten. Nun hatten unſere Schiffer Genugthuung, und dieß ermunterte ſie alle, zu verſuchen, ob wir nicht noch an demſelben Tage alle die Schiffe, welche mit uns zugleich in die Nordſee gegangen waren, wieder einholen könnten; wirklich waren ſie nach etwa 3 guten Stunden ſchon alle wieder eingeholt, und gegen Abend waren wir ſchon ſo weit voran, daß wir nicht ein einziges derſelben mehr ſehen konnten. So ſchnell ſegelte der Ocean.

Am zweiten Abend nach unſerer Abfahrt von Kurhaven ſahen wir das Feuer auf den brittiſchen Leuchtthürmen, welches uns ein herrliches Schauſpiel gewährte, und weshalb wir alle erſt nach Mitternacht zu Bette gingen. Am nächſten Morgen früh ſahen wir rechts vor uns die engliſche, und links die franzöſiſche Küſte, und kamen nun in den großen, 90 deutſche Meilen langen Kanal, der England von Frankreich trennt. Beide hohe und ſteile Ufer ſchienen uns ſehr nahe zu ſeyn, als wir uns in der Mitte zwiſchen denſelben befanden, und es kam mir unglaublich vor, als Kapitän Fokkes uns ſagte,

daß dieser Kanal an seiner schmalsten Stelle, wo wir uns gerade befanden, dennoch 7 geogr. Meilen breit sey. Das französische Seeufer ist abwechselnd röthlich und gelb, das englische aber eine ganze Strecke hin schneeweiß. Je weiter wir in den Kanal hinein kamen, desto breiter wurde er, die Ufer entfernten sich immer mehr, bis sie sich endlich ganz verloren. Kaum waren wir in den Kanal gekommen, als wir widrigen Wind bekamen; es wurde daher beständig lavirt, weshalb wir 14 Tage lang in demselben schiffen mußten, ehe wir in den großen atlantischen Ocean gelangten. Während dieser Zeit fingen wir oft Fische an der Angel, und die Schiffsleute schossen mit der Hapune und andern Instrumenten die Makrelen, liebliche Speisefische, an denen wir oft eine herrliche Mahlzeit hatten, weil sie so wohlschmeckend sind. Wir trafen dort viele englische Fischer, die diese Fische nach Hamburg zum Verkaufe bringen, und einem von solchen gab der Kapitän Briefe an seine Frau und den Kaufmann Behrend Rhode in Hamburg, den Eigenthümer des Ocean, mit, wofür er diesem Fischer 3 Rthlr. an Gelde und eine ganze Menge Fleisch und Brot gab.

Beim Eingange in den atlantischen Ocean hatten wir in der Nacht ein sehr starkes Gewitter, welches nicht nur uns Alle aus dem Schlafe erweckte, sondern uns auch in nicht geringe Besorgniß und Furcht setzte, wobei ich zum ersten Male

bange wurde, denn das Schiff bewegte sich so ungeheuer stark, daß wir in unserm Bette bald auf dem Kopfe, bald auf den Füßen standen, wobei mir so übel wurde, als ob ich mich erbrechen sollte; deßwegen stieg ich aus dem Bette, um aufs Verdeck zu gehen, konnte aber die Treppe nicht finden, weil ich alle Augenblicke von einer Seite zur andern taumelte. Während dessen ich so auf dem Boden umherpurzelte und kroch, fiel einer unserer Mitpassagiere mit einem entsetzlichen Gepolter und Geschrei aus seiner Hängematte, welche an einem Ende nicht stark genug befestigt gewesen war. Endlich gelang es mir, die Treppe zu erreichen und aufs Verdeck zu kommen, wo ich den Kapitän selbst kommandiren hörte, den ich sogleich fragte, ob wir wohl außer Gefahr wären? „Ja wohl!" antwortete er mir, „das ist ein herrliches Wetter, es geht als wenns geschmiert wäre, das Schiff segelt in einer Wache 14 deutsche Meilen; steigen Sie nur wieder hinunter zu ihrer Frau, und sagen Sie ihr, daß wir nichts zu fürchten hätten. Wenn wir nur immer solches Wetter behielten, setzte er noch hinzu, dann würden wir Amerika bald erreichen." Aber es währte dieß herrliche Wetter kaum noch 1 Stunde, dann legte sich der Sturm nicht nur, sondern es wurde auf mehrere Stunden eine völlige Windstille, und so munter unser Kapitän um Mitternacht war, so mürrisch war er am Morgen, als sein Ocean ganz stille und ruhig lag, die Matrosen aber lachten heimlich wie die Schelme;

denn da dieſe Leute alle ein gewiſſes Geld für die Monate bekommen, die ſie zu Schiffe ſind, ſo wünſchen ſie auch, daß jede Fahrt viele Monate dauern möchte, damit ſie mehr Geld verdienen. Während der ganzen Reiſe auf der See hatten wir nur ſehr wenig guten Wind, und weil wir mitten im Sommer dieſe Reiſe machten, ſo traf ſichs, daß wir oft 2 Tage lang eine völlige Windſtille hatten. Auch war die Hitze die ganze Zeit über ungemein ſtark, und wurde in unſerm eingeſchloſſenen Behälter im Mitteldeck oft unerträglich, weßwegen wir uns, auch bei Sonnenſchein, lieber oben auf dem Deck aufhielten, wo uns die Sonne die Geſichter und Hände dunkelbraun gefärbt hatte. Wir freueten uns immer bei der Ankunft des lieben kühlern Abends, und ich nebſt meiner Frau blieben oft oben, bis des Morgens 2 Uhr, weil man unten ſich vor Hitze nicht zu laſſen wußte und ſich im Schweiße badete. Am ſchlimmſten war es dann für uns, wenn Regenwetter einfiel, welches jedoch, zum Glück für uns, nicht oft der Fall war. Dann mußten wir uns entweder oben dem Regen preisgeben, oder unten eine ſtickende Hitze aushalten, weil alsdann die Luken ſo dicht zugemacht wurden, daß auch nicht die geringſte friſche Luft hineindringen konnte; auch war es alsdann in dieſem Behälter ſo finſter, daß man nicht einen Schritt weit vor ſich ſehen konnte. Schon habe ich erinnert, daß dieſer Behälter, als ich das erſte Mal den Ocean beſtieg, ſo ſchön durch Glas-

kugeln erleuchtet war; aber diese Kugeln waren alle herausgenommen, ehe wir zu Schiffe kamen, und theils über der Kajüte und deren Nebenzimmer, theils über dem Schlafgemache der Steuerleute angebracht, obgleich diese Zimmer vorher schon Licht in Überfluß hatten. Es war wirklich boshaft von diesen Leuten gedacht, daß sie uns auch nicht eine Lichtkugel gelassen hatten, da wir doch alle für unsere Fracht so viel Geld bezahlten.

Die Passagiere im Mitteldeck der deutschen Schiffe müssen sich gewöhnlich viele niedrige Behandlungen gefallen lassen. Es ist auch außer der Regel, wenn der Kapitän und seine vornehmen Kajüten-Passagiere sich einmal so weit herablassen, mit einem Passagier im Mitteldeck zu sprechen, die nach ihrer Meinung so tief unter ihnen stehen. Ich kenne keine größere Anmaßung, als wenn ein Mensch darauf stolz ist, daß er mehr Geld bezahlen konnte als andere, nun dafür eine kurze Zeit besser lebt, und diesen Dünkel allenthalben zeigt.

In der ersten Hälfte der Seereise besserte sich meine Gesundheit mit jedem Tage, ich fühlte mich so wohl, als es vorher in vielen Jahren nicht der Fall gewesen war. Dann aber wurde dieß Glück durch die schlechte Gesellschaft, in welcher ich zu leben genöthigt war, unterbrochen. Von den beiden Wallstedtern mußte ich nicht nur die größte Undankbarkeit erfahren, sondern auch die niederträch-

tigste Behandlung erdulden, welches ich nur um derer willen zur Warnung hier anführe, welche nach Amerika mit dem Vorsatz reisen wollen, um dort als Landbebauer ihr Glück zu suchen, und deßwegen wohlzuthun glauben, wenn sie vaterländische Gehülfen, die sie dort allerdings sehr bedürfen, aus dem Vaterlande mitzunehmen gedenken. Mag man die beste Absicht mit diesen Leuten haben; mag man auch noch so gefällig gegen sie seyn; mag man auch die bündigsten Versprechungen von ihrer Seite entgegen genommen und die heiligsten Verträge mit ihnen abgeschlossen haben; — immer wird man von ihnen mit Undank, Unredlichkeit u. dergl. belohnt werden, und es wird nur seltene Beispiele geben, wo man es nicht zu bedauern hat, sich mit solchen Leuten belastet zu haben.

Ich will die Leser nicht mit Einzelnheiten behelligen, die es klar darthun würden, daß die Vallstedter, die doch von den Ihrigen an mich gewiesen waren, für die ich schon so manches Geldopfer gebracht hatte, und deren Glück gewissermaßen in meine Hände gegeben war, durch ihr freches und ruchloses Betragen gegen mich während der Reise, durch ihre vielfältigen Neckereien mir das Leben so sauer machten, daß ich mich schon auf der Reise ganz von ihnen zurückziehen mußte ohne Hoffnung für meine baaren Auslagen für sie auch jemals nur den geringsten Ersatz zu erhalten.

Die Gesellschaft unterm Deck bestand, außer mir, meiner Frau und den beiden Vallstedtern, noch aus 3 Passagieren, 1. einem Glückstädter, 2. einem Musikus aus Orau in Sachsen und 3. noch aus einem jungen Sachsen, dessen Geburtsort ich vergessen habe.

Der Glückstädter war unter Allen der Gottlosseste, der nicht eher ruhete, bis es ihm gelang, die beiden Vallstedter mir gänzlich abtrünnig zu machen; ich mußte es selbst anhören, daß er zu ihnen sagte: „was wollt ihr bei dem alten Kerl euch abarbeiten? der geht mit euch in die Wildniß, und ihr müßt, wie die Neger, für ihm arbeiten, u. s. w. Wenn ihr aber in Philadelphia bleibt, euch dort verdingt und arbeitet, da könnt ihr Geld über Geld verdienen und binnen kurzer Zeit reich werden —."

Von diesem Menschen lernten die beiden Vallstedter die abscheulichsten Flüche und Schwüre, die sie bei der geringsten Veranlassung, besonders aber beim Spiele gebrauchten, wobei sie sich beständig zankten, welches dann dem Spiele, wie gewöhnlich, ein Ende machte. Neue Lust zum Spiele aber machte sie bald wieder einig, um von Neuem zu spielen, auch wurden die abscheulichsten Zoten geredet und gesungen, alles um mich zu ärgern und zu kränken.

Doch konnte ich es immer noch nicht laſſen, meine Vallſtedter zu ermahnen, ſich beſſer zu betragen, und als ich dieß einſt that, ſprang der obgenannte Glückſtädter auf, ſchalt mich einen alten Bär, drohete mir mit der Fauſt über meinem Kopfe, bei den entſetzlichſten Flüchen und Schwüren: wofern ich den jungen Vallſtedtern noch ein Wort ſagen würde, ſo wollte er mich maſſakriren, und die übrigen ſtellten ſich neben ihn mit der Miene, als wollten ſie, wenn ich viel ſagen würde, mit zuſchlagen, darum mußte ich meine Ermahnungen einſtellen und ſagte meinen Vallſtedtern von nun an kein Wort mehr. Bisher hatten wir 7 Mitteldecks-Paſſagiere immer an einem Tiſche gegeſſen, nun aber wollten dieſe Menſchen uns beide Alten auch gern aus dieſer Geſellſchaft entfernen; weil ſie dieß aber nicht mit Gewalt thun durften, ſo brauchten ſie andere Mittel, nämlich Zoten und Unfläterei, die nun auch beſtändig während der ganzen Mahlzeit getrieben wurden. Die Speiſen nahmen ſie oft mit den Fingern aus der Schüſſel, und trieben ſonſt noch Unflätereien, die ſo abſcheulich ſind, daß ich mich ſchäme, ſie hier niederzuſchreiben. Nun ließ ich mir von dem Koch meinen Mundtheil Speiſe allein geben und aß oben auf dem Verdeck des Schiffs. Meine Frau ertrug die Abſcheulichkeiten noch einige Tage lang und aß dann auch mit mir oben auf dem Deck. Aber auch da ließen dieſe böſen Menſchen uns nicht ganz in Ruhe unſere Mahlzeit verzehren, ſondern einer

einer von ihnen stellte oder setzte sich jedesmal nahe vor uns und sah uns während der ganzen Mahlzeit stillschweigend mit seinen großen Augen höhnisch an, bloß um uns zu ärgern.

Nimmermehr hätte ich es glauben können, wenn ich es nicht selbst erfahren hätte, daß Menschen die bessern Gefühle ihres Herzens so gewaltsam unterdrücken könnten, am wenigsten aber von diesen Wallstedtern, denen ich so viel Gutes gethan hatte, denen auch meine Frau. während des Aufenthalts in Hamburg und auf der ganzen Reise zur See reine Wäsche besorgte und Wäsche und Kleidung beständig ausbesserte, und dieß noch that, als sie schon so strafbar gegen uns handelten.

Wenn ich irgend dazu aufgelegt war, so schrieb ich oben auf dem Verdeck, oder ich las in Büchern. Dazu suchte ich mir dann eine bequeme Stelle aus, und machte von den Materialien, die vorhanden waren, so gut als es gehen wollte, eine Art von Tisch und einen Sitz. Sobald ich aber nur einmal aufstand und einen Schritt weit von meinem Platze war, sogleich nahm einer von den Buben meinen Platz ein, und ich mußte mein Geschäft aufgeben, oder mir einen andern Platz suchen. — Meiner Frau ging es nicht besser; so oft sie einmal von ihrem Platze, wo sie strickte oder nähete, aufstand, nahm jedesmal einer von den genannten Buben ihre Stelle ein, bis sie sich einen andern

Platz gesucht hatte. Viele andere niedrige Begegnungen, Schlechtigkeiten und Schmähreden, die wir von diesen Menschen ertragen mußten, übergehe ich mit Stillschweigen, um nicht dieses Kapitel, welches ohnehin länger wird als ich vorher dachte, dadurch noch mehr zu verlängern.

Dem Kapitän Fokkes die an uns verübten Ungerechtigkeiten zu klagen, hätte zu keiner Abhülfe geführt, weil auch dieser während der Zeit, als wir uns auf der See befanden, ein ganz anderer Mann geworden war. Bei ihm wurde ich täglich von dem mehrgenannten Glückstädter verläumdet, und diese Verläumdungen mochten wohl nicht wenig dazu beigetragen haben, daß Kapitän Fokkes, der sonst so artig und freundlich gegen mich war, nun grob und massiv ward. Sonst erkundigte er sich täglich nach meinem Befinden und war die Artigkeit selbst; seit der Zeit aber, daß die genannten Burschen uns so ungerecht und schlecht behandelten, sprach auch er nicht mit mir. Sonst rief er mir, sobald er mich des Morgens erblickte, recht freundlich einen guten Morgen zu, jetzt aber antwortete er auf meinen guten Morgen nicht; sonst redete er freundlich mit mir, so oft wir uns auf dem Verdeck trafen, nun aber hätte er mich umgelaufen, wenn ich ihm nicht immer weit genug aus dem Wege gegangen wäre, denn er richtete die Augen immer in die Höhe, um mich nicht zu sehen. Diesem Manne, der so abscheulich böse that, ob

ich ihn gleich mit keiner Miene, und noch weniger mit einem Worte beleidigt hatte, konnte und wollte ich die niederträchtige Behandlung von den mehrgenannten Menschen nicht klagen, weil es mir doch nichts geholfen hätte. Er wußte auch Alles was vorgefallen war recht gut, und da er mit den bösen Burschen, besonders mit dem ärgsten unter allen, dem Glückstädter, freundlich sprach, und die abscheulichsten Zoten dieser Leute nichte nur billigte, sondern oft auch selbst mit einstimmte, so mußte ich glauben, daß er auch ihr niederträchtiges Betragen gegen mich billige. Ich ergab mich daher in mein Schicksal und ertrug Alles, was mir zu ertragen auferlegt war. Meine Leiden, meinen Kummer und Verdruß vermag ich zwar nicht zu schildern; sie waren unbeschreiblich groß, während der Wochen, da ich unter diesen Menschen leben mußte. Es ist das größte Unglück, wenn man seinen Feinden nicht ausweichen kann und beständig in ihrer Nähe seyn muß. Oft wünschte ich einen Orkan, weil ich dann, während jeder an seinem Platze ruhig bleiben mußte, doch Frieden hatte; aber nur selten kamen solche Perioden. Ach, die zweite Hälfte dieser Reise zur See dünkte mir eine Ewigkeit lang. Die unverschuldeten Leiden und der nagende Verdruß hatten auch auf meine Gesundheit einen sehr nachtheiligen Einfluß; mit jedem Tage wurde ich schwächer, weil ich nur sehr wenig genießen konnte. Doch die gesunde Luft, die ich täglich genoß, erhielt mich, und verhütete eine wirkliche Krankheit.

Nichts von großer Bedeutung fiel übrigens während dieſer Seereiſe vor. Stürme hatten wir, wie ſchon erinnert, nur ſehr wenige und nie einen, der anhaltend war. Aber oft hatten wir eine gänzliche Windſtille, und das Meer glich dann einer großen Spiegelfläche. Ein herrliches Schauſpiel gewährte mir dann dieſe große echt himmelblaue ſchöne und prachtvolle Fläche. Die Farbe des Elbwaſſers iſt blaß und etwas trübe. Dieſe Farbe nähert ſich dann immer mehr der grünen, je näher man der Nordſee kommt. Beim Eingange in dieſe wird es erſt hellgrün und dann weiterhin grasgrün. Kommt man den Küſten von England und Frankreich näher, dann verliert das Waſſer wieder die grasgrüne Farbe und wird erſt wieder blaßgrün, und in dem Kanale, der England und Frankreich trennt, nimmt es wieder die gewöhnliche Farbe des ſüßen Waſſers an. Beim Ausgange aus dieſem Kanal wird es erſt wieder grünlich, und dieſe Farbe verwandelt ſich dann immer mehr ins Blaue, je weiter man in den großen atlantiſchen Ocean kommt. Nach einigen Tagereiſen in demſelben wird das Waſſer dann recht ſchön himmelblau. Kommt man der Küſte von Amerika wieder näher, da nimmt das Waſſer allmählich wieder erſt die dunkelgrüne Farbe an, die dann wieder hellgrün und in der Bai der Delaware wieder blaß wird. Das Meerwaſſer war allenthalben, wo man es auf unſerer Reiſe ſchöpfte, recht hell und klar, wie das ſchönſte Quellwaſſer. In dem atlantiſchen Ocean fand ich

das Waſſer noch weit ſalziger, als in der Nordſee. Das Waſſer in dem Golfſtrome ſoll, nach der Behauptung Mehrer, lauwarm ſeyn, ich fand es jedoch nicht merklich wärmer als das übrige Meerwaſſer.

Wenn man zur Nachtzeit über Bord ins Meer ſieht, ſo iſt es, als wenn nahe am Schiffe viele glühende Kohlen ſchwämmen, und am Vordertheile des Schiffs ſieht es, beſonders wenn daſſelbe ſchnell ſegelt, aus, als durchſchnitte es einen ungeheuren Haufen ſtarkglühender Kohlen, die hie und da kleine bläuliche Flammen geben; dieß hat, ehe man daran gewöhnt iſt, ein recht ſchauerliches Anſehen. Es iſt dieß der Schaum, den das Schiff durch das ſtarke Einſchlagen ins Waſſer mit ſeinem Vordertheile und durch ſein ſtarkes Fortſegeln zuwege bringt; das Glühende dieſes Schaums bringen wahrſcheinlich die vielen Salpetertheile des Meerwaſſers zuwege.

Recht majeſtätiſch iſt das Wogen des Meers, wenn es Berge thürmt, deren Gipfel ſich den Wolken zu nähern ſcheinen, und man im Nu an derſelben Stelle, wo der Berg ſtand, einen Abgrund erblickt, deſſen Tiefe das Auge nicht zu erreichen vermag, weil es unten ſchwarze Nacht iſt. Dieß Entſtehen und Verſchwinden der ungeheuren Berge und ſchaudererregenden Abgründe ſieht man dann allenthalben um ſich her, nah und fern. Der

Schaum des Meerwaſſers giebt den Wogenbergen ein ſolches maleriſches Anſehen, als wären ſie zum Theil mit großen Schneemaſſen bedeckt. Sind die Wogen und Wellen des Meeres nicht ganz ſo groß, ſo kommt es einem vor, als befände man ſich mitten in einem ungeheuren großen Thale; denn man hat vor, hinter und neben ſich Berge, und immer iſts, als müßte das Schiff einen ungeheuren Berg erſteigen, deſſen Gipfel man aber nie erreicht. Alle dieſe Wogenberge ſcheinen zwar nicht ganz, aber doch an vielen Stellen mit Schnee bedeckt zu ſeyn; ohngefähr ſo, als wenn man zur Zeit des Winters auf dem Lande, wenn Thauwetter eingetreten und der Schnee an vielen Plätzen ſchon weggeſchmolzen iſt, in ein ungeheuer großes bergiges Feld ſieht: denn die Wogen machen viel Schaum, der das Anſehen hat, als wäre es Schnee.

In dem Kanale begegneten uns mehrere von Amerika kommende Schiffe, die ſich dort in dem engen Fahrwaſſer zuſammen drängten; in dem atlantiſchen Ocean aber ſahen wir nur ſelten einmal ein Schiff am fernen Horizont. Wenn Schiffe einander begegnen, und ſie nicht zu weit von einander entfernt ſind, ſo iſts Gebrauch, daß ſie ſich einander begrüßen, welches auf folgende Art geſchieht: Sie hängen beiderſeits die große Flagge auf dem Hintertheile des Schiffs aus, ziehen (in der Schifferſprache hiſſen) ſolche dann dreimal langſam in die Höhe und laſſen ſie ſo auch wieder nieder. In

jeder Flagge ist des Landes Wappen, welchem das Schiff angehört, befindlich; z. B. Hamburg führt 3 große Thürme, die vereinigten Staaten 22 Sterne u. s. w. Ohngefähr mitten auf dem atlantischen Ocean begegnete uns ein Schiff und ließ früher wie gewöhnlich eine rothe Flagge sehen; unser Kapitän ließ den Gruß nicht erwiedern, und als er um die Ursache befragt wurde, sagte er, daß dieß ein Algierer Seeräuber sey, und ließ den Befehl ergehen, daß Alles, was auf dem Schiffe lebte, oben aufs Verdeck kommen und hin und her durch einander gehen sollte, damit der Räuber glauben möge, dieß wäre kein Kauffarthei- sondern ein Transportschiff, auf welchem eine große Menge Menschen sich befänden, aber keine Waaren und Güter. Der Ober-Steuermann kam indeß zu mir, indem ich vorn auf dem Verdeck bei meiner Frau saß und eine Pfeife Taback rauchte, „und Ihnen schmeckt das Pfeifchen noch?" sprach er, „wenn der Räuber kommt, so sind wir alle verloren; er schlachtet Alles was auf dem Schiffe lebt!" Ich antwortete ihm ganz mit Ruhe, daß mir mein Leben eben nicht sehr theuer sey. Der Bootsmann, der neben mir Geschäfte hatte, sprach dagegen verstohlen zu mir, als sich der Steuermann entfernt hatte: „Das haben Sie gut gemacht!" Nun fragte ich ihn, ob er denn auch glaube, daß das uns nahe kommende Schiff ein Raubschiff sey? „Nein," sagte er, „so etwas lasse ich mir nicht weiß machen, denn dazu habe ich schon zu lange in der See gefahren, als

daß ich mich noch ſollte aufziehen laſſen; in dieſe Gegend kommt der Algierer Räuber gar nicht." Dieß ſprach er leiſe zu mir, und wollte mir noch mehr ſagen, ward aber durch einen Matroſen, der ihn anredete, unterbrochen.

Der vermeinte Räuber ſegelte indeß vorüber und ließ uns in Frieden, und Alles, was vorher angſt und bange war, wurde wieder munter und heiter. Nach einigen Stunden aber hatte der Kapitän wieder geſagt, er fürchte nicht mit Ungrund, daß der Räuber umkehren und uns in der nächſten Nacht wieder einholen könne. Man brachte mir dieſe Botſchaft vorn aufs Schiff, wo ich mit Leſen mich beſchäftigte, ich aber gab kurz die Antwort: er mag! Unſere Geſellſchaft blieb in der kommenden Nacht bis gegen den Morgen auf dem Verdeck, ich und meine Frau aber gingen dießmal ungewöhnlich früh zu Bette und ſchliefen ruhig, ohne von einem Räuber geſtört zu werden.

Hatte Kapitän Fokkes bloß die Abſicht uns aufzuziehen, ſo war dieß ein ſehr unbeſonnener Scherz; denn wie leicht konnte dadurch ein Unglück entſtehen! In der Kajüte logirten ein junger Kaufmann aus Hamburg, Namens Hartung, und ein Ökonom gebürtig aus dem Mecklenburgiſchen, Namens Ruge nebſt ſeiner hochſchwangern Frau und einem kleinen Sohne, der ohngefähr 1 Jahr alt war. Was für ſchlimme Folgen konnte nicht der

Schrecken bei der Schwangern haben! Vielleicht aber wußten seine Kajüten-Passagiere um die Sache und stellten sich nur so, als wären sie angst und bange, um uns auch angst und bange zu machen. Es muß doch wohl nur eine elende Freude seyn, die Menschen darüber empfinden, daß sie ihre Mitmenschen in Furcht und Schrecken bringen.

Auf deutschen Schiffen ist der Gebrauch, daß die Matrosen jeden, der noch nicht über das Meer gefahren ist, und zum ersten Male diese Reise macht, ohngefähr auf der Hälfte derselben hänseln, welches auf folgende Weise geschieht: Abends zuvor, sobald es dunkel wird, bringen sie heimlich vorn vom Schiffe ein brennendes Feuer auf das Meer, und sobald es in einer kleinen Entfernung vom Schiffe recht stark brennt, machen sie Lärm, um die Aufmerksamkeit der Passagiere darauf, als auf eine außerordentliche Erscheinung zu lenken, sagend: der Meeresgott Neptun lasse sich im Feuer sehen und werde Morgen seine Diener schicken u. dgl. m. Am andern Morgen verschließen sie früh die Schlafgemächer dieser neuen Reisenden, lassen dann, wenn sie aus dem Bette sind, einen nach dem andern, den sie mit Namen rufen, herauskommen, von dem Ältesten bis zum Jüngsten. Da ich in unserm Behälter der Älteste war, so wurde ich zuerst ersucht, auf das Verdeck zu kommen, wo ich mich auf einen Stuhl setzen mußte. Die Matrosen, die sich alle sonderbar vermummt und sich die Gesichter entweder bemalt oder

verlarvt hatten, ſtellten ſich alle um mich herum, banden mir mit einem Tuche die Augen zu, ſeiften mir, wie es mir vorkam, den Bart ein und barbierten mich; als aber der Barbier fertig war, wurde mir, ehe ich aufſtand und mir die Augen wieder geöffnet wurden, ein Eimer voll Waſſer über den Kopf gegoſſen. Nun mußte ich mich erſt ordentlich waſchen, denn Statt Seife hatte man mich mit Kienruß geſchwärzt. Ich kam noch leidlich davon, denn den andern Paſſagieren, die nun einer nach dem andern gerufen wurden, malte man die Geſichter ganz ſchwarz, und dieſen goß man zum Theil wohl 10 Eimer Waſſer auf den Kopf; ſelbſt dem Ober-Steuermann, der auch noch nicht nach Amerika geweſen war, ging es nicht beſſer. Für dieſen Spaß wird nachher den Matroſen ein beliebiges Trinkgeld bezahlt.

Bewunderung und Freude erregten uns die Fiſche, die ſich unſerm Schiffe in ungeheuren Schaaren näherten. Am häufigſten ſahen wir die von den Matroſen ſo genannten Meerſchweine, die ſich mit einem Geröchel wie Schweine unſerm Schiffe näherten und auch das Anſehen einer ungeheuren Heerde Schweine haben. Sie haben alle die Farbe der mit Branntweinswäſche gemäſteten Schweine und die größten unter ihnen mögen wohl über 100 Pfund ſchwer ſeyn. Oft gingen ſie wohl eine Viertelſtunde lang neben unſerm Schiffe her, alle mit den Rücken aus dem Waſſer. Gefangen

wurden von diesen Fischen keine. Mehre Male sahen wir auch einen großen Hayfisch, den man aber, weil er zu groß war, auch in Frieden ziehen ließ. Als sich aber einmal ein junger Hayfisch sehen ließ, wurde er mittels einer Lockspeise an der Angel gefangen, und während er an derselben zappelte von Kapitän Fokkes mit der Harpune durchschossen. Die Matrosen zogen ihn dann auf das Schiff, wo er noch lange zappelte, ehe er sich gänzlich verblutete. Dann zog ihm der Koch die Haut ab, und bereitete ihn zu einer Mahlzeit; seine Länge war etwas über 4 Ellen. Die schönsten Fische, die ich je gesehen habe, sind die Delphinen, von welchen die größten ohngefähr anderthalb Ellen lang waren; von diesen wurden viele mittels der Harpune gefangen. Ihre Farbe ist goldgelb mit grün und blau durchflammt. Gebraten schmecken sie vortrefflich, so, daß ich ihnen den Vorzug vor allen Seefischen geben möchte. Fliegende Fische sahen wir ebenfalls sehr oft, welche, wenn der Hayfisch, dessen Speise sie sind, ihnen nahe kommt, ohngefähr 300 Schritte über dem Wasser in der Luft fortfliegen und dann wieder ins Wasser gehen. Einen einzigen recht großen Fisch sahen wir während unserer Reise. Er richtete sich bei Sonnenschein auf dem Wasser etwa 20 Ellen hoch gerade in die Höhe, machte einen großen Bogen, und tauchte dann mit dem Kopfe wieder ins Meer. Als er ganz wieder in dem Wasser zu seyn schien, bließ er zwei große Ströme Wasser, gleich denen

denen der Feuersprützen, nach Art der Wallfische, gerade in die Höhe, die oben eine Wolke bildeten. Er hatte die Dicke eines sehr starken Eichbaums. Nach der Versicherung des Kapitäns sollte dieser Fisch, den er Nordkaper nannte, mehr als 100 Ellen lang seyn.

Am zweiten Tage zuvor, ehe wir die Küsten von Amerika sahen, sagte uns ein Matrose, er könne Amerika schon riechen! Wir lachten darüber, als wir aber unsere Nasen recht richteten, spürten wir auch alle einen süßen angenehmen Duft, weil ein sanfter Wind uns von dorther entgegen kam.

Am folgenden Morgen kamen uns mehrere Boote mit Lootsen entgegen und unser Kapitän dung einen von diesen Leuten, der für 36 amerikanische Dollars die Leitung des Schiffes bis in den Hafen von Philadelphia übernahm. Der Mann war ganz vorzüglich aufmerksam bei der Führung des Schiffs, nur konnten wir Passagiere kein Wort mit ihm wechseln, weil er kein Deutsch verstand. Wir waren zur Nachtzeit der Bay der Delawara nahe gekommen und hatten das Land der Freiheit aus der Ferne noch nicht gesehen. Des andern Morgens beim Anbruche des Tages riefen uns die Matrosen zu: wenn wir Amerika sehen wollten, ehe wir ins Land hinein kämen, so müßten wir geschwind aufs Ver-

deck kommen. Das Schiff ging jetzt gerade in die Bay der Delaware und nach etwa einer Viertelstunde sahen wir auch schon rechts und links das Land, welches wir längst mit großer Sehnsucht zu sehen gewünscht hatten, zwar noch in der Ferne, denn die Bay ist in ihrer Mündung sehr breit; aber je weiter wir hineinkamen, desto näher kamen uns die beiderseitigen Ufer. Wir liefen nun von der einen Seite des Schiffs zur andern, um nichts zu übersehen und nichts zu verfehlen, und doch hatte bald der Eine dieß, der Andere das gesehen, was die Übrigen nicht gesehen hatten. Es ist eine unbeschreibliche Freude, wenn man in einer so langen Zeit nichts als Himmel und Wasser sah, und nun auf einmal das herrliche Grün der Wälder, der Berge, der Thäler und Felder, nebst den darin lebenden Geschöpfen Gottes wieder erblickt. Die romantischen Gegenstände der beiderseitigen schönen niedrigen Ufer dieses Stromes gewährten uns Allen das größte Vergnügen, und Alles war heiter und athmete Freude.

Ohngefähr 6 englische Meilen von Philadelphia, bei Neu-Kassel, mußten wir Halt machen, die Anker werfen und auf die Gesundheits-Kommission aus dem dortigen Lazareth warten, wo wir uns wohl 3 Stunden lang verweilen mußten, ehe uns die Reihe traf, weil noch mehrere Schiffe aus dieser Ursache dort vor Anker lagen. Endlich kamen denn die Gesundheits-Beamten auch an Bord un-

fers Schiffs. Der Kapitän ging mit ihnen in die Kajüte und hielt mit ihnen eine ziemlich lange Unterredung in engliſcher Sprache. Dann mußten alle, die auf dem Schiffe waren, ſich in Reihe und Glied ſtellen, um von dieſen 3 Männern beſehen zu werden; wir wurden darauf alle für geſund erklärt. Wegen des Waſſers aber, das die Matroſen aus dem Schiffe pumpten, und von welchem ſich die genannten Herren ein gefülltes Glas bringen ließen, erhielt unſer Kapitän einen Verweis, ob er gleich einige Stunden zuvor das faule Waſſer ſchon hatte auspumpen und friſches hineingießen laſſen. Doch gaben ſie ihm eine ſchriftliche Beſcheinigung und trollten dann ab. Die Matroſen lichteten nun die Anker, die Fahrt nach Philadelphia wurde fortgeſetzt und nach einigen Stunden waren wir dort. Es geſchah dieß am. 20. September, Nachmittags 2 Uhr, und unſere Reiſe zu Waſſer war für das Mal glücklich beendiget.

Wir blieben an dieſem Tage noch am Bord des Schiffes, weil wegen einer großen Menge anderer Schiffe, die in dieſem Hafen vor Anker lagen, daſſelbe noch nicht nahe an die Stadt gebracht werden konnte. Unſere erſte amerikaniſche Speiſe waren Waſſer-Melonen, die an Bord unſers Schiffs gebracht wurden. Sie werden dort ſo groß als bei uns die Kürbiſſe, ſchmecken ſehr ſüß und angenehm und haben ſehr vielen Saft. Sie wer-

den dort, so wie auch die Kürbisse, in den Maisfeldern in ungeheurer Menge gewonnen und sind deßwegen spottwohlfeil. Der Hafen von Philadelphia ist ungeheuer groß, geräumig und bequem. Die Schiffe, welche ein und ausgeladen werden, liegen dicht am Ufer der Delaware, welches dicht an die Stadt gränzt und hier sehr schön aufgemauert ist, so daß die Waaren aus dem Schiffe gleich in die Wagen geladen werden können, und umgekehrt. Wenn wir in Hamburg an unser Schiff wollten und wieder retour, so mußte dieß immer mittelst eines Schiffers nebst einem Fahrzeuge geschehen, welches allemal jeder Person 4 Schillinge kostete; hier aber konnten wir, wenn auch das Schiff noch 100 Schritte vom Ufer entfernt lag, allemal über die andern Schiffe weg zu Fuße, und also ohne Kosten, in die Stadt und wieder zurückgehen.

Als ich nach 11 Wochen weniger einem Tage, die wir zu Schiffe gewesen waren, das erste Mal den festen Boden in Philadelphia betrat, überfiel mich ein Schwindel und es kam mir vor, als wäre der Weg so uneben gewesen, daß ich immer mit jedem Fuße von der Höhe in eine Niederung getreten wäre, auch als wenn sich die Häuser und andere Gegenstände bewegt hätten, und dieß währte wohl eine Viertelstunde lang.

Philadelphia ist ohne Widerspruch eine der schönsten Städte auf der Erde; sie hat lauter ge-

rade und sehr breite Straßen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden und große prachtvolle massive Häuser, theils von Backsteinen, theils von schönen weißen Quadern, theils aber, an der Vorderseite, sogar von Marmor.

## Viertes Kapitel.

**Aufenthalt in Philadelphia und dort gemachte Erfahrungen. Reise in den Berks-Kreis und kurzer Aufenthalt in der Oly-Ortschaft.**

Ehe wir unsere Sachen in die Stadt brachten, wurden diese am Bord des Schiffes erst alle von Polizeiwegen besichtigt. Betten, Kleidungsstücke und Hausgeräthe waren frei; andere Sachen aber, die wir dort verkaufen wollten, mußten verzollt werden. Für das Wiener Piano-Forte, welches ich aus Hamburg mitnahm, mußte ich 20 Dollars bezahlen, und für einige Stücke feine Leinewand, Mußelin und linnen Band, etwas über 5 Dollars. Das Piano-Forte wurde mir dort sehr zur Last, denn ich mußte, es weit in die Stadt, nach dem Zollhause transportiren lassen, wo es besehen wurde, und von da wieder nach einem andern Hause, wo es aufgestellt und gestimmt wurde; und bis es verkauft seyn würde, stehen sollte. Alles dieß war mit verdrießlichen Kosten verbunden.

Als ich nebst meiner Frau in die Stadt ging, um einen deutschen Wirth aufzusuchen, bei dem wir logiren wollten, bis sich weitere Aussichten für uns finden würden, gingen wir erst eine Weile spazieren, und betrachteten manche Merkwürdigkeiten in dieser Stadt, denn wir hatten den Namen, die Straße und Hausnummer eines solchen Wirths auf dem Papiere und glaubten, es könne uns nicht fehlen, ihn zu finden. Wirklich fanden wir auch die Straße und das Haus; der Wirth aber wohnte dort nicht mehr, denn die Leute in dem Hause verstanden uns nicht und wir sie nicht. Nun fragten wir jeden, der uns auf der Straße begegnete, um einen deutschen Wirth; aber Alle schüttelten die Köpfe, und Viele sagten dabei: „versteh not!" So gingen wir wohl eine Stunde lang Straße auf und Straße ab, und weil der Abend kam und in den meisten Häusern bereits das Licht brannte, so kamen wir in Verlegenheit und meine Frau fing an bitterlich zu weinen und zu klagen, daß wir doch nun die Nacht auf der Straße zubringen müßten. Endlich kam quer über die Straße ein Mann auf uns zu gegangen, der uns in unserer Sprache fragte, ob wir Jemand suchten? Dem klagten wir nun unsere Verlegenheit, und er sagte uns, daß wir kurz vorhin mehrere Deutsche angeredet und gefragt hätten, die sich aber so gestellt hätten, als könnten sie nicht deutsch sprechen. Es gäbe dort, sagte er, viele Deutsche, die sich ihrer Muttersprache schämten, und kein deutsches Wort sprechen wollten.

Er zeigte uns nun in der Ferne ein Schild und ſagte, daß in dem Hauſe ein deutſcher Wirth, mit Namen Heinrich Schröder, wohne, bei dem wir logiren könnten. Dieß war die dritte Nordſtraße.

Schröder, ein geborner Heſſe, nahm uns unter der Bedingung auf, daß wir ihm für Wohnung, Bett und täglich dreimalige Speiſung wöchentlich 5 Dollars bezahlen ſollten, und weil ich nicht billiger mit ihm akkordiren konnte und er ſich davon nichts wollte abdingen laſſen, ſo ging ich das ein.

Das Auffallendſte und Widrigſte war mir hier die elende ſogenannte hochdeutſche Sprache, mit vielen engliſchen Brocken vermiſcht, und die in meinem Vaterlande nie gehörten plumpen und maſſiven Ausdrücke, als z. B.

Schröder: Alter! aus welchem Känigraich piſcht tu tenn?

Ich: Aus dem Herzogthum Braunſchweig.

Sch. Was piſcht tu tenn to kewefe?

J. Schullehrer.

Sch. (auf meine Frau zeigend) Iſcht tos tein Menſch?

Ich verstand das nicht gleich und wollte nach der Bedeutung und Meinung seiner Reden fragen, er kam mir aber zuvor und fragte weiter:

Sch. Ob tos alt Weibel, tos tu pei tir hoscht, tein ischt?

J. Ja, es ist meine Frau.

Sch. Hockt euch ꝛc.

Weil Schröder auf den Stuhl zeigte, so verstand ich damit, daß dieß Letztere so viel hieße, als: setzt euch. Als wir uns gesetzt hatten, wurden wir von den dort befindlichen vielen deutschen Gästen noch um Mancherlei befragt, aber selten verstanden wir gleich im ersten Male ihre Fragen, denn alle sprachen den Schwaben-, oder Pfälzer-, oder Hessen-Dialekt, vermischt mit vielen englischen Wörtern, welches Letztere daher kommt, daß diese Leute beständig auch die englische Sprache sprechen müssen, weil sie täglich Umgang mit so Vielen haben, die entweder kein Wort Deutsch verstehen oder es nicht sprechen wollen. Die wenigen Emigranten aus Niedersachsen nehmen entweder den Dialekt dieser deutschen Amerikaner an, oder, was noch weit häufiger der Fall ist, sie lernen die englische Sprache mit großem Eifer und bald, und wollen dann ihre Muttersprache gar nicht mehr sprechen.

Als wir uns etwa eine Stunde mit Schröder und seinen deutschen Gästen unterhalten hatten, rief die Köchin auf der Hausflur: „Nachtesse! Nachtesse!“ Schröder brachte uns nun in den Speisesaal und es kamen etwa 20 Personen an der Tafel zusammen, einige aßen schon, andere kamen noch nach uns und einige noch, als wir uns bereits gesättigt hatten; es waren dieß lauter Deutsche, größtentheils Künstler und Handwerksleute, die Schröder in der Kost hatte; unter den Letztkommenden waren 2 Berliner, einer ein Goldschmidt, der andere ein Schlosser, die erst seit kurzer Zeit dort Arbeit genommen hatten; als diese mich nur sprechen hörten, setzten sie sich beide neben uns, und sie sowohl als wir freueten uns eben so, als wenn sich nahe Verwandte in der Fremde unverhofft treffen.

Die köstliche, mit so vielen delikaten Speisen besetzte Tafel setzte uns in Verwunderung und Erstaunen; nie hatten wir in unserm Vaterlande etwas Ähnliches gesehen, nie hatte uns aber auch wohl eine Mahlzeit so herrlich geschmeckt, als diese erste in Philadelphia, die unmittelbar auf die lange Entbehrung der gewohnten Speisen erfolgte. Hier war wirklich große Vorsicht nöthig, um sich den Magen nicht zu überladen. Man darf sich gar nicht wundern, warum so viele junge Leute aus Deutschland bald nach ihrer Landung in Amerika im Allgemeinen krank werden, denn die Hauptur-

sache davon ist ohnstreitig, weil sie sich gleich unmittelbar nach ihrer Ankunft den Magen verderben. In der Folge mehr von den köstlichen Tischen der Amerikaner und der Wirkung davon auf ihre Gesundheit.

Am Tage nach unserer Ankunft ging ich zu dem Präsidenten der deutsch-lutherischen Synode, **Dr. Hellmuth**, erstem Prediger an der deutsch-lutherischen Michaelis- und Zions-Kirche in Philadelphia, an den ich ein Empfehlungsschreiben zu überreichen hatte. Dieser 80jährige Greis nahm mich zwar sehr freundlich auf und freuete sich, einen Landsmann zu sehen (denn er war ein geborner Helmstedter); allein er entschuldigte sich mit seiner Altersschwäche, wegen welcher er jetzt nichts für mich zu thun vermöge, und wies mich zunächst an die beiden deutsch-lutherischen Schullehrer Müller und Schmauch; beide waren geborne Würtemberger, was auch sogleich an ihrer Sprache zu erkennen war. Ferner rieth Dr. Hellmuth, mich an den Pastor Demme, der am nächsten Sonntage an seiner Stelle die Antrittspredigt halte, zu wenden, wohin ich aber nicht ging. Pfarrer Demme soll, wie ich nachher hörte, ein geborner Braunschweiger seyn, der in Deutschland Jura studirt hat, und in Pensylvanien auf dem Lande bereits mehrere Jahre lang Prediger gewesen ist. Am nächsten Sonntage hörte ich seine Antritts-Predigt. Er ist ein sehr guter Redner und predigt mit vielem

Feuer, hat auch sehr vielen Beifall. Er predigte über 1. Cor. 4, 2. „Nun suchet man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden.“ Der Gottesdienst war außerordentlich feierlich und es wurden eigends zu dieser Feierlichkeit verfertigte Gesänge gesungen, von welchen jedem Zuhörer beim Eintritt in die Kirche ein gedrucktes Exemplar eingehändigt wurde. Da es vielleicht nicht ohne Interesse seyn wird, diese in Amerika zu einer solchen Feier verfertigten Lieder zu lesen, und ich die paar Blätter, die mir bei derselben eingehändigt wurden, noch in Händen habe, so lasse ich sie hier ihren kleinen Raum einnehmen.

Titel:

Gesänge
bei der
**Antrittspredigt**
unsers
vielgeliebten Lehrers
des
Ehrwürdigen Herrn
**C. Demme,**
Pastor an der Deutsch-Evang.-Lutherischen St. Michaelis- und Zions-Kirche in Philadelphia.

Den 29. September, am 17ten Sonntage nach Trinitatis, im Jahre des Herrn 1822.

Philadelphia,
Gedruckt bei Conrad Zentler, in der zweiten Straße, unterhalb der Rehs-Straße.

## Gesänge:

### № 1.

### Das Singechor.

### № 2.

### Die Gemeine.

Mel. O heil'ger Geist, kehr ꝛc.

1.

Beherrscher deiner Christenheit,
O Jesus, Fürst der Herrlichkeit,
Du Leiter deiner Heerde,
Du siehst auf die erlöst'te Welt,
Schenkst ihr das Licht, das sie erhellt,
Sorgst, daß sie selig werde.
Trostvoll, göttlich
Sind die Lehren,
Die wir hören.
Heil und Leben
Willst du den Gerechten geben.

2.

O wohl uns, Herr, daß du uns liebst,
Nach deinem Sinn uns Lehrer giebst,
Die uns zum Leben führen;
Die voll von heil'ger Wissenschaft,
Von Wahrheitsliebe, Geist und Kraft,
Der Sünder Herzen rühren.
Treue Hirten
Laß den Seelen
Niemals fehlen,
Und die Heerden
Sammt den Hirten selig werden.

3.

Wir nehmen hier von deiner Hand
Den Lehrer, den Du uns gesandt;
Herr, segne sein Bestreben:
Die Seelen, die sich ihm vertrau'n,
Durch Lehr und Wändel zu erbau'n,
Nur dir, dir ganz zu leben.
Mächtig steh' ihm
Stets zur Seite,
Daß er streit',
Bete, wache,
Sich und andre selig mache!

4.

Nur deinen Geist laß auf ihm ruhn!
Laß ihm sein Amt mit Freuden thun!
Entfern', was ihn betrübet!
Gieb, wann er deine Wahrheit lehrt,
Uns stets ein Herz, das folgsam hört
Und sich im Guten übet.
Stärke Lehrer
Und Gemeine!
Laß sie deine
Treue sehen,
Und auf deinen Wegen gehen.

5.

Wann einst dein großer Tag erscheint,
Laß unsern Lehrer, unsern Freund,
Uns dir entgegen führen!
Du hast die Seelen all' gezählt;
Du siehst es, wenn ihm eine fehlt,
Laß keine ihn verlieren!
Vor dir, Richter,

Wird der Lehrer
Und der Hörer
Dann sich freuen,
Und dir Jubellieder weihen.

6.

Sey uns gesegnet, Knecht des Herrn!
Dein Herz sey nimmer von uns fern;
Du kommst in Jesu Namen.
So reich uns denn die Freundeshand!
Wir gehn mit dir ins Vaterland;
Du mit uns. Amen! Amen!
Heilig sey uns
Diese Stunde!
Treu dem Bunde
Den wir schließen,
Werden wir des Heils genießen.

## № 3.

## Das Singechor.

## № 4.

## Lehrer und Kinder.

1.

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Denn er schickt aus seinen Himmelshöh'n,
Seinen Knecht, uns treulich vorzusteh'n;

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Stimmt in unſern Jubel ein!
Alles ſoll heut' Freude ſeyn!

Chor.

Töne dem Herrn, Geſang!

(2)

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Hört ihrs nicht aus ſeinem eig'nen Mund'!
Steht er nicht mit Gott im heil'gen Bund'?

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Zu dem Himmel geht der Blick,
Fleht zu Gott um unſer Glück.

Chor.

Töne dem Herrn, Geſang!

(3)

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Denn er will, er will auf Gott nur ſchau'n,
Und mit ſeinem Arm die Kirche bau'n;

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Herrſcher, gieb ihm dein Gedeih'n,
Seine Kräfte uns zu weih'n.

Chor.

Töne dem Herrn, Gesang!

(4) Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Daß er uns als treuer Lehrer liebt
Und den wunden Herzen Balsam giebt.

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Freudig leit' uns seine Hand
Hin zum schönen Vaterland!

Chor.

Töne dem Herrn, Gesang!

(5) Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Daß er gnädig an die Kirche denkt,
Und die Herzen zu dem Lehrer lenkt.

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Laut erschall' aus unserm Mund':
Heilig! heilig sey der Bund!

Chor.

Töne dem Herrn, Gesang!

## № 5.

## Schlußgesang.

Mel. Lobt Gott ihr Christen allzugleich ꝛc.

### 1.

### Das Singechor.

Nun ist er unser, der uns liebt;
Auf unserm Lebenspfad
Uns treulich leitet, lehrt und übt,
Durch Warnung, Trost und Rath.

### 2.

### Die Gemeine.

Sey, Herr, mit ihm, wenn schwer und viel
Der Arbeit Last ihm drückt;
Gieb, daß ein Blick auf jenes Ziel
Ihm oft das Herz erquickt.

### 3.

### Das Singechor.

Dort in dem höhern Vaterland
Zeugt er von uns einst laut:
„Hier geb' ich sie in deine Hand,
„Die du mir anvertraut."

### 4.

### Die Gemeine.

Ja, Herr, wir flehen kindlich hier:
Laß dieses Glücks uns freun! *)
Dort, Vater, gieb, daß alle wir,
Wie heute, um ihn stehn.

*) Das soll wahrscheinlich heißen: „Laß dieses Glück uns sehn," weil sich sonst die Strophe nicht damit reimt.

In Philadelphia wurde jeden Sonntag 3 mal Gottesdienst gehalten, sowohl in den deutsch-lutherischen, als deutsch-reformirten Kirchen, des Morgens, Nachmittags und Abends bei Lichte, und während meines Dortseyns ging ich jedesmal zu dieser Zions-Kirche und fand sowohl am Tage, als des Abends eine zahlreiche Versammlung. Man hält dort viel auf das Äußere der Religion, auch wird ohne die größte Noth des Sonntags nicht gearbeitet; keine Frauensperson nimmt ein Strick- oder Nähezeug in die Hand; kein Handelsmann darf das Geringste kaufen und verkaufen, auch werden keine Spiele, keine Musik und Tanz geduldet; alles dieß ist gegen die Gesetze und bei harter Strafe verboten. Um Geld darf überhaupt nicht gespielt werden, weder in Karten, noch auf andere Art; was bei dem Spiele gewonnen wird, das wird gemeinschaftlich verzehrt. Das Kartenspiel wird dort sehr wenig getrieben, weil eine Art Verachtung darauf ruhet, und jeder Wirth, welcher Kartenspiele bei sich duldet, ist bei allen Angesehenen in keinem ganz guten Rufe. So ging es auch unserm Schröder; allenthalben hörte ich von ihm das Urtheil: Schröder sey übrigens ein leidlicher Mann, aber das müsse man an ihm tadeln, daß er das häßliche Kartenspiel dulde. Ob er gleich seine Kartengäste immer in ein abgelegenes Zimmer seines Hauses brachte, so war es doch weit und breit in der Stadt bekannt, daß er das Kartenspiel dulde und es wurde dieß laut getadelt. Schröder gestand mir

ſelbſt, daß er das Spiel längſt aufgegeben haben würde, wenn er es nicht um der vielen deutſchen Emigranten willen noch immer duldete, die meiſt alle dem Kartenſpiele leidenſchaftlich ergeben dort ankämen und ſich daſſelbe nur allmählig und nach gerade abgewöhnen könnten. Es gäbe noch eine deutſche Gaſtwirthſchaft in ſeiner Nähe, und wenn er dieſe ſeine Koſtgänger und Gäſte nicht bisweilen ſpielen ließe, ſo würden ſie ihn verlaſſen und dorthin gehen. Gegen dieſen Beweggrund konnte ich weiter nichts einwenden.

Dieſer Gaſtwirth Schröder, nebſt ſeiner aus der Pfalz gebürtigen Frau, ſind erſt vor wenigen Jahren in Amerika eingewandert und haben damals ihre Fracht nicht bezahlen können, ſondern haben dafür jeder für ſich 3 Jahre lang dienen müſſen; dann haben ſie nochmals bis ins vierte Jahr frei gedient und ſich dadurch ſo viel erübrigt, daß ſie dieſes ſchöne Gaſthaus gepachtet haben und jetzt in ſehr glücklichem Wohlſtande leben. Es iſt wohl auf der ganzen Erde kein Land, wo die meiſten Handwerker und jeder andere Handarbeiter, wenn er kein Verſchwender und Faullenzer iſt, ſich leichter und geſchwinder Wohlſtand und ſelbſt Reichthum erwerben kann, als in den vereinigten Staaten von Nordamerika, wenn er in der Jugend dorthin emigrirt, wo er noch im Stande iſt, die deutſche Haut abzuſtreifen und ſich eine amerikaniſche anzuziehen. Davon fand ich in Philadelphia ſchon ſehr viele Beiſpiele.

Was mancher Reisebeschreiber von Prellereien erzählt, die ihm in dieser Stadt und auch anderswo in den vereinigten Staaten widerfahren sind, darüber wird man sich weniger wundern, wenn man bedenkt, daß nichts mehr gegen den Charakter der Amerikaner anstößt, als wenn ein Fremder dort den großen Herrn spielt, und mit einer Dienerschaft umgeben ist, von der er fast angebetet wird, die auch nicht anders in sein Wohnzimmer kommen dürfen, als wenn sie ihm aufwarten. So etwas haßt der Amerikaner in einem hohen Grade, denn er ist allenthalben gewohnt, auch mit dem geringsten seiner Dienstboten und Tagelöhner sich an den Tisch zu setzen und aus einer Schüssel zu essen. Keinesweges billige ich es, wenn der Amerikaner einen solchen Vornehmen prellt, denn es ist und bleibt Unrecht, wenn er es thut. Er sagt aber: der Herr wisse sein Geld nicht los zu werden und man müsse ihm dazu behülflich seyn. Der Amerikaner rechnet aber auch mehr für seine Mühe und die Geschäfte seiner Leute, die ein solcher vornehmer Fremder verursacht, als für die Zehrung selbst, weil ein solcher nebst seiner Umgebung wohl dreimal mehr Aufwartung und Mühe verursacht, als dreimal so viel andere Gäste, die sich in die amerikanischen Sitten und Gebräuche schicken, das muß man auch wohl bedenken; denn alle Arbeiten und Geschäfte werden ja dort 4 bis 6mal theurer bezahlt, als in Deutschland.

Es ist und bleibt unwidersprechliche Wahrheit, daß es kein Land auf der Erde giebt, wo der Handarbeiter mit größerer Leichtigkeit sich eigene Grundstücke, Wohlstand, ja auch Reichthum verschaffen kann, als Nordamerika, das wiederhole ich noch einmal; man muß aber wohlbedächtig hinzufügen: wenn er sich gehörig amerikanisiren kann, wozu mehr gehört, als Mancher denkt, und als ich selbst vorher dachte. Weiterhin werde ich ausführlicher davon reden.

Die beiden mit mir und durch meine Unterstützung mit eingewanderten Vallstedter fanden binnen 2 Tagen in Philadelphia ihr Unterkommen und sehr guten Verdienst; H. ging bei einen Schreiner und Kabinets-Waaren-Händler und R. bei einen Metzger in Arbeit und verdienten jeder monatlich 20 Dollars. S., der Glückstädter, ging zu einem reichen Onkel seines verstorbenen Vaters Bruder, der seit geraumer Zeit in Amerika gelebt und sich viel Geld erworben hatte, hielt sich einige Monate bei ihm auf, und als er sich nicht gut amerikanisiren konnte, gab ihm dieser Vetter 2000 Dollars, bezahlte außerdem noch für ihn die Fracht und S. ging wieder nach Deutschland zurück. H. hatte in Philadelphia einen Bruder, der wenige Jahre vor ihm nach den vereinigten Staaten ausgewandert, sich nun in Philadelphia verheirathet hatte und ein reicher Mann war; dieser schickte seinen Bruder gleich zur Schule, ließ ihn in der

englischen Sprache unterrichten, darauf Arznei studiren, und er ist jetzt schon in dieser Stadt praktischer Arzt. Der früher erwähnte Musikus K. aus Orau in Sachsen mußte sich wohl ein halbes Jahr lang am knappsten behelfen, dann aber wurde er in Baltimore versorgt, wo er, wenn er sich danach hält, lebenslang nicht nur sein gutes Auskommen haben, sondern sich auch für sein Alter Geld zurücklegen kann.

Auch diese Beispiele lehren schon, daß jeder Handarbeiter dort nicht nur sehr leicht ein Unterkommen und Arbeit findet, sondern 4 bis 6mal mehr verdient, und bei der Hälfte Arbeit viel besser lebt als in Deutschland.

Jeden Abend während meines Aufenthalts in Philadelphia kamen diese jungen Leute und besuchten mich in meinem Quartier, und so ungerecht und feindschaftlich sie mich auch während unserer Reise behandelt hatten, so machte ich ihnen doch nicht den geringsten Vorwurf, weil ich merkte, daß sie ihr verübtes Unrecht fühlten. Über nichts mehr wunderten sich auch diese, so wie andere junge Emigranten, die ich dort sprach, als über die köstlich und reichlich besetzten Tische der Amerikaner und den Wohlgeschmack der Speisen; der eine hatte 28, der andere wohl gar 32 Speisen auf seinem Tische gezählt, wobei ich ihnen dann jedesmal den Rath ertheilte, vorsichtig und mäßig zu seyn.

Deutsche Arbeiter, aber nur Handarbeiter, sind dort vorzüglich angenehm und werden gesucht, weil ein guter Deutscher wohl mehr ausrichtet, als 3 der besten gebornen Amerikaner. Vorzüglich aber liebt man dort die deutschen Dienstmädchen, besonders wenn sie gut in der Küche fertig werden können. Eine sehr große Menge von Beispielen kamen mir während meines kurzen Aufenthalts in Philadelphia vor, daß arme deutsche Mädchen, die dort für ihre Fracht erst 2 oder 3 Jahre hatten dienen müssen, bald nachher, oder gar noch vor Ablauf dieser Dienstjahre an wohlhabende, ja reiche Bürger, nicht selten an Gentlemens (Vornehme) verheirathet worden sind.

In der schönen Stadt Philadelphia hielt ich mich 15 Tage lang auf, theils weil ich wegen meiner Sachen am Bord des Schiffs Ocean, die nicht früher ausgeladen werden konnten, warten mußte; theils auch, weil ich mein Wiener Forte-Piano dort gern erst verkaufen wollte, es aber nicht erst los werden konnte für einen Preis, der mich schadlos gehalten hätte; endlich weil ich mich immer noch nicht entschließen konnte, welche Laufbahn ich wählen und welches Fach ich ergreifen sollte zu einem sichern Broterwerbe. Nachdem ich meine Sachen endlich alle in Schröder's Gasthause in Sicherheit gebracht hatte, ging ich ins Land, zuerst nach der Stadt Germantown, denn weil dieß so viel heißt, als: Stadt der Deutschen, so dachte ich,

müſſe ſie doch wenigſtens größtentheils aus Deutſchen beſtehen, zumal, da ſie ganz von Deutſchen gegründet iſt; aber ich fand, daß ſie nur noch dem Namen nach deutſch war, denn kaum konnte ich dem Gaſtwirth, bei welchem ich einkehrte, und bei dem ich Erkundigung ſuchte, ob man dort nicht etwa, wenn auch nur auf kurze Zeit, eines deutſchen Schullehrers bedürfe, oder ob nicht auf andere Art ein Broterwerb für mich dort zu finden ſey — kaum ſage ich, konnte ich dieſem ſo viel bedeuten, daß er mir ein Glas Whisky einſchenkte, denn ich forderte ein Gläschen Branntewein, und das verſtand er nicht. Auf der Straße fand ich noch einen alten Mann, der mich verſtand und mich nach dem Pfarrer weiſen konnte. Von dem Letzten hörte ich denn, daß die deutſche Sprache überhaupt dort ihrem Untergange ſehr nahe ſey, daß noch vor einem Jahre in den deutſchen Schulen beide Sprachen, die engliſche und die deutſche, gelehrt worden wären, daß dieß nun aber auch abgeſchafft ſey, und die Kinder in den Schulen zu Germantown jetzt bloß in der engliſchen Sprache unterrichtet würden; er habe ſchon ſeit mehrern Jahren abwechſelnd engliſch und deutſch gepredigt, und es wäre nun mehre Male ſchon darauf angetragen, daß er bloß in der engliſchen Sprache predigen ſolle. Deutſche Schulen, in welchen bloß Deutſch gelehrt würde, ſagte er, würde ich da in einem Umkreiſe von 20 Meilen wohl nicht mehr finden. In den meiſten Landſchulen würden beide Sprachen gelehrt, und die

Schullehrer müßten also sowohl in der englischen als in der deutschen Sprache unterrichten können, in manchen aber sey der deutschen Sprache längst der Abschied gegeben und der Unterricht würde bloß in der englischen Sprache ertheilt.

Diese Nachricht brachte mich in sehr große Verlegenheit. Mein Plan und Vorsatz war erst der: in Philadelphia einen leichten Wagen und ein Pferd zu kaufen, um nebst meiner Frau und den allernöthigsten Sachen nach dem Ohio-Staate zu reisen, die entbehrlichsten in Philadelphia zu lassen, bis ich irgend einen Broterwerb gefunden haben würde, und sie dann mit der Post, oder einer andern Gelegenheit nachfolgen zu lassen; dieß aber wurde mir widerrathen, weil es gegen den Winter ein sehr unsicheres und mit Gefahr verbundenes Unternehmen sey, und dagegen rieth man mir, lieber irgendwo in Pensylvanien für den nächsten Winter eine Schulstelle anzunehmen, wozu jetzt eben die rechte Zeit sey; weil die Schulen auf dem Lande und in den Landstädten nun bald wieder ihren Anfang nehmen würden. Als ich dieß mit dem Prediger Becker überlegte und ihm meine Verlegenheit klagte, in welche ich durch seine Nachricht versetzt worden sey, rieth er mir, doch lieber erst einen Versuch im Berks-Kreise zu machen, welches von da die nächste Gegend sey, wo es noch viele bloß deutsche Schulen gäbe. Als ich hierauf meine Papiere aus der Tasche zog, fand ich, daß unter den zerstreut und

sehr entfernt wohnenden Personen, an welche meine Empfehlungsschreiben gerichtet waren, auch 2 im Berks-Kreise wohnten, nemlich ein Gutsbesitzer, Fabrikant und Gastwirth Namens Luther, ein geborner Deutscher und schwerreicher Mann, der zu jener Zeit, wo es in Amerika noch sehr an Leuten seines Standes fehlte, dorthin ausgewandert war und als Kaffeemühlen-Fabrikant zu großem Reichthum gelangt war, ferner ein Prediger mit Namen Jakob Miller, welcher zwar kein geborner Deutschländer war, aber doch von eingewanderten deutschen Eltern abstammte. Zuerst ging ich nach den genannten Luther, welcher von Germantown 50 englische Meilen weit wohnte, und ich erstaunte, als ich auf seine weitläuftige Plantage kam und seine großen Besitzungen sah. Seine sämmtlichen Ländereien lagen in einer großen Ebene, seine Gebäude glichen denen eines prachtvoll gebauten adelichen Hofes in Deutschland, und so fand ich auch die meisten großen-Bauergüter. Als ich in Luthers Haus trat, kam er aus einer Stube, auf der Hausflur mir entgegen, führte mich mit freundlicher Miene ein und hieß mich willkommen. Als ich ihm darauf mein Empfehlungsschreiben einhändigte, las er es mit Aufmerksamkeit durch und ließ mir ein Glas Branntwein vorsetzen. Ich ergriff diese Gelegenheit und bat ihn nun auch mündlich, mir mit Rath und That, durch Fürsprache wo möglich behülflich zu seyn und mein Bestes zu befördern. Er aber entschuldigte sich kalt, daß er

schon so viele Güte und Wohlthaten an so manchen seiner deutschen Landsleute verschwendet habe, die ihm mit Undank vergolten hätten, daß er daher entschlossen sey, das künftig bleiben zu lassen. Bei der Wiederholung meiner Bitten lenkte er das Gespräch immer auf andere Gegenstände und blieb dabei unverändert kalt. Darum nahm ich von ihm Abschied und wanderte weiter, um dem Pfarrer Jakob Miller in Falconer Swamp-Ortschaft meine Empfehlungen zu überreichen, hatte aber, weil ich in tiefen Gedanken fortwanderte, über das Fehlschlagen meiner Erwartungen bei dem genannten Luther (denn von diesem Manne hatte ich mit voller Zuversicht Vieles erwartet, welches wohl sein Name bei mir bewirkt haben mochte) den rechten Weg verfehlt; und weil der Abend schon angebrochen war, kehrte ich in einem Wirthshause ein, ließ mir dort ein Abendessen geben und blieb allda über Nacht. Das Essen wurde sogleich, nachdem ich es bestellt hatte, bereitet und binnen höchstens 10 Minuten war der Tisch mit Kaffee und wenigstens 28 andern Speisen überladen. Überhaupt fand ich die Tische hier auf dem Lande noch köstlicher, als in Philadelphia besetzt. Nach Tische ging ich in die Gaststube und es machte auf mich einen höchst widerlichen Eindruck, als ich die Tafeln und Tische in derselben sämmtlich von Menschen belagert und eingenommen fand. Einige hatten sich darauf gelegt, andere darauf gesetzt, und die Bänke und Stühle zu ihren Fußschemeln gemacht. Sie er-

zählten den ganzen Abend, aber beständig in englischer Sprache, wovon ich nur bisweilen einige Worte verstand. Ihren deutschen Dialekt, in welchem einige von ihnen mich einige Mal anredeten, vermogte ich aber auch kaum halb zu verstehen, drum suchte ich früh meine Schlafstätte. Am andern Morgen zahlte ich für Abendessen und Getränk nebst Nachtlager einen Viertel Dollar (8 Sgr. Conv. M. nach unserm Gelde), das war auch in der Folge allenthalben eben so viel. Wenn ich die vielen köstlichen Speisen und meinen damaligen guten Appetit in Anschlag brachte, so fand ich diesen Preis sehr billig. Bald nachher hörte ich aber auch, daß man noch billiger sich behelfen könne, wenn man sich kaltes Essen geben ließe, wovon ich denn auch öfters Gebrauch machte, und dann zahlte ich nur 12 Cents (ungefähr 4 Sgr.). Ehe ich Abschied von dem Wirthe nahm, fragte ich denselben, ob nicht allda im Kreise ein Pfarrer Namens Miller wohne? „Jes" sagte er „tär wohnt tu Meil von hie ab;" er zeigte mir den Weg dorthin und in einer Stunde war ich in des Pfarrers Miller Wohnung; aber es war nicht der rechte Pfarrer Miller, denn der, welchen ich suchte, hieß Jakob Miller, und dieser nannte sich Konrad Miller; auch war dieser letzte nicht zu Hause, sondern zum Besuche bei seinem Bruder Jakob Miller, welcher kränklich sey. Dieß sagte mir ein junger Prediger, der auch eben angekommen war, den Pfarrer Konrad Miller zu besuchen, und dabei

erfuhr ich auch noch, daß ich schon am vorigen Tage recht gut bei Jakob Miller hätte einkehren können, weil ich nahe vor seinem Hause in Falconer-Swamp-Ortschaft vorbeigekommen seyn müsse; auf meine Frage, wie denn diese Ortschaft, wo wir uns befänden, heiße, erwiderte er, daß es die Oly-Ortschaft sey. Nun wollte ich gleich zurück, um wo möglich diese Gebrüder Miller beide zugleich zu sprechen, man wollte mich aber durchaus nicht gehen lassen, bis ich erst würde zu Mittage gegessen haben. Nirgends war ich bisher köstlicher bewirthet worden, als hier, bei dem Gutsbesitzer, Kaufmann und Eisenfabrikanten Heinrich Spang, der vor 40 Jahren arm nach Amerika eingewandert war, und jetzt eine Plantage von 600 Ackern (900 Magdeburger Morgen) Landes, das nicht besser in Pensylvanien zu finden ist, nebst einem großen Waarenlager, einer Eisengießerei, einer Stabeisen- und Hufschmiede besitzt, bei welchem der noch unverheirathete Pfarrer Konrad Miller wohnte, zwar nicht im Hause des alten Heinrich Spang, sondern in der Wohnung des ältesten Sohnes gleichen Namens, der dem Kaufladen vorstand. Diese Wohnung flößte mir wirklich Ehrfurcht ein und setzte mich in große Verwunderung und Erstaunen. Alle Zimmer, sogar die Küche, waren aufs Schönste vermahlt, und die gedielten Fußböden des Hauses fast alle mit bunten wollenen Teppichen belegt, sogar die Treppen waren damit nicht vergessen. In der Visitenstube hingen die Gemälde der ganzen Fami-

lie in Lebensgröße, alle rein und schön getroffen. Alles war auch aufs Bequemste und Prachtvollste eingerichtet. Nach Tische wollte ich sogleich meine Reise nach Falconer-Swamp-Ortschaft zu den Gebrüdern Miller antreten, daran war aber jetzt nicht zu denken. Spang senior, der am Schlusse der Mahlzeit zu seinem Sohne kam, nahm mich erst mit nach seiner Wohnung, die eben so prachtvoll möblirt und noch viel geräumiger war. Als ich mich dort besehen hatte, führte man mich abermals in die Speisestube, der Tisch war mit vielen Erfrischungen besetzt und der alte Mann holte eine Flasche Madeira-Wein herbei, die wir beide an seinem Bisquittische ausleerten. Er wollte mich noch nach andern seiner Wohnhäuser führen, deren er 8 auf seiner Plantage hatte, aber ich durfte mich nun nicht länger mehr verweilen, sondern eilte mit raschen Schritten auf den Weg nach Falconer-Swamp. Die Abenddämmerung hatte mich indessen doch etwas zu früh überfallen, während ich vor einem großen schönen Hause einige junge wohlgekleidete Männer sah, die mich, ehe ich ihnen noch ganz nahe kam, in guter deutscher Sprache fragten, wo ich so spät noch hin wolle? Diesen Ton der reinen hochdeutschen Muttersprache hatte ich lange nicht gehört, und man kann sich vorstellen, wie angenehm er meinen Ohren war. Wir waren auch gleich im Gespräch, als hätten sich Bekannte getroffen, und als ich ihnen sagte: daß ich die Wohnung des Pfarrers Miller suche, meinten sie, daß ich dahin

nicht so sehr zu eilen brauche, da ich nur noch 4 bis 5 Minuten bis zu seiner Wohnung zu gehen hätte. Im Tone der innigsten Theilnahme und Freundschaft baten sie mich nun, erst noch einzutreten, da hier auch ein Pfarrer wohne. Ob ich mich nun gleich mit dem Dunkelwerden entschuldigen wollte, so half das Alles nichts, denn sie erboten sich, mich nachher bis zur Wohnung des Pfarrers Miller zu begleiten. Auf der Hausflur kam mir ein alter ehrwürdiger Mann entgegen, der mir sehr freundlich die Hand reichte und mich in die Stube führte; es war der reformirte Prediger Hermann der ältere. Der alte Mann errieth sogleich, daß ich ein Hannoveraner oder Braunschweiger seyn müsse, auch daß ich noch nicht lange in Amerika seyn könne u. s. w. Diesen Abend kommen sie nicht weiter, sagte er, wir lassen sie nicht fort und wenn auch Pfarrer Miller noch näher wohnte, wir haben sie nun einmal hier. Die vorhin erwähnten Personen waren junge Leute, die bei ihm studirten und sich dem Predigerstande widmeten; alle setzten sich um mich herum, und ich mußte ihnen nun mancherlei aus Deutschland erzählen. Der Eine hatte dieß, der Andere das zu fragen. Dann brachte man mich in die Speisestube, wo der Tisch mit den herrlichsten Speisen besetzt war, an welchem ich aber allein essen mußte, weil die Abendmahlzeit schon gehalten war. Nach Tische begannen unsere Unterredungen und Erzählungen von Neuem und währten bis nach Mitter-

nacht; dann erſt gingen wir zu Bette und am andern Morgen 9 Uhr, nach eingenommenem Frühſtück, begleitete mich der alte Prediger Hermann bis nahe vor die Thür, wo der Pfarrer Miller wohnte. Der Pfarrer Hermann hatte in ſeiner Jugend auf der Univerſität Halle ſtudirt, und war dann bald nachher nach den vereinigten Staaten ausgewandert, wo er ſogleich eine Anſtellung gefunden und das Predigeramt ſeitdem in mehren Gemeinden verſehen hat; auch ſein älteſter Sohn iſt ſeit mehren Jahren dort als Prediger in mehren Gemeinden angeſtellt.

Die beiden Prediger Miller traf ich noch bei einander, und nachdem ich ihnen mein Empfehlungsſchreiben und mehre Zeugniſſe vorgelegt hatte, riethen ſie mir beide, mich zu der in Libanon vacanten Organiſten- und Schullehrer-Stelle zu melden, beide erboten ſich auch mir Briefe und Empfehlungen an ihre dortigen Bekannten, auch an den dortigen Prediger, der bei ſeiner Gemeinde viel Einfluß habe, mitzugeben. Dieß glaubte ich aber deßwegen ausſchlagen zu müſſen, weil ich fürchtete, bei der Probe des Orgelſpielens durchzufallen. Pfarrer Jakob Miller, der ein ſchönes engliſches Piano-Forte beſaß, bat mich nun, ihm einige Chorale auf demſelben vorzuſpielen und verſicherte darauf, daß ich unbedenklich beſtehen würde, denn es würden Viele dort angeſtellt, die nicht ſo gut ſpielen könnten, weil ſich nur ſelten Orgelſpieler einfänden und ſolche doch ſehr geſucht würden. Meiner angebornen

Schüchternheit wegen konnte ich mich indeß nicht entschließen, in einer Stadtkirche die Probe des Orgelspielens zu machen, und wollte lieber eine geringere Stelle auf dem Lande annehmen, wenn diese Herren glaubten, daß vielleicht bald sich eine Gelegenheit dazu finden werde, und das glaubten sie denn beide. Pfarrer Konrad Miller erbot sich auch, weil mir der Aufenthalt in Philadelphia zu kostspielig sey, zu versuchen, ob er in seiner Nähe eine Wohnung für mich und meine Frau auffinden könne; er gab mir deßwegen den Rath, noch 2 Tage bei seinem Bruder zu bleiben, während welcher er wahrscheinlich eine Wohnung für mich ausgemittelt haben würde. Nach 2 Tagen ging ich nach Oly, wo mir Pfarrer Konrad Miller bei dem vorhin genannten Heinrich Spang eine Wohnung ausgewirkt hatte, die ich gleich beziehen konnte und worin ich ein halbes Jahr ganz unentgeldlich wohnen sollte. Vor Freuden fast außer mir, eilte ich zu diesem Spang, um ihm meinen Dank zu sagen und dann schnell mich auf den Weg nach Philadelphia zu begeben; aber es ging dieß doch nicht so schnell, als ich dachte, denn Alle verlangten, daß ich in ihrer Gesellschaft wenigstens einen Tag noch bleiben solle. Dieß that ich denn auch und eilte alsdann nach Philadelphia, um meiner Frau diese tröstliche Nachricht zu bringen. Spang schickte nach 2 Tagen einen Fuhrmann, der meine Sachen und uns nach Oly abholte. — Oly (Oley) ist von Philadelphia 50 englische Meilen entfernt

und der Weg dorthin größtentheils bergigt und rauh, deßwegen war ich sehr besorgt für mein Wiener Piano-Forte, welches bei dem sehr unsanften Fahren leicht hätte beschädigt werden können, und ließ mehre meiner übrigen Sachen lieber in Philadelphia zurück, um dieß Instrument gut zu verwahren, wir brachten dasselbe auch völlig unbeschädigt nach Oly; es gefiel dem Herrn Spang d. jüng. und er kaufte es von mir für 120 Dollars. Ich hätte es aber noch nicht so eilig verkaufen sollen, denn einige Wochen später hatte ein Mann aus Reading (einer Kreis-Stadt, 5 engl. Meilen von Oly), dem Herrn Spang 150 Rthlr. wieder dafür geboten, wofür dieser es aber nicht hatte verkaufen wollen.

Als wir in Oly ankamen, hatte Spang uns bereits trockenes Holz anfahren lassen, und kaum waren wir vom Wagen gestiegen, so mußten wir in seine Wohnung einkehren, wo wir aufs Beste bewirthet wurden; er litt es nicht, daß wir unsere Sachen selbst mit ins Haus brachten, sondern beorderte seine Leute dazu. Am andern Tage wurde in demselben Hause eine Versteigerung gehalten und bei dieser Gelegenheit kauften wir alles uns fehlende Hausgeräth und richteten uns überhaupt so ein, um wenigstens den ganzen Winter allda zu wohnen. Auch hier machte ich, so wie allenthalben, wohin ich bis jetzt gekommen war, dieselbe für mich betrübte Erfahrung, daß die deutsche Sprache ihrem Untergange nahe sey; man hörte auch hier

nur noch das Wort Gottes von der Kanzel in deutſcher Sprache, im Umgange war ſie längſt eingegangen; in dem Olyer deutſchen Schulhauſe wohnte ſeit einem Jahre ſchon ein Tiſchler, der es gemiethet und ſeine Werkſtelle in der geräumigen Schulſtube aufgeſchlagen hatte; hie und da hatte ein reicher Bauer einen Hauslehrer, der ſeine Kinder nur in der engliſchen Sprache und im Engliſchſchreiben und Rechnen unterrichtete, einige geringe Leute ließen ihre Kinder zur Winterszeit an dieſem Unterrichte 1, höchſten 2 Monate mit Theil nehmen, aber der größte Theil der Kinder der letztern wurde gar nicht unterrichtet, bis etwa 6 Wochen vor ihrer Konfirmation von dem Prediger. Selbſt Heinrich Spang der jüngere ließ ſeine Kinder nur in engliſcher Sprache, im Schreiben, Rechnen und der Muſik unterrichten, ſie ſprachen zwar auch mitunter die deutſche Sprache, aber ſie konnten ſie weder leſen noch ſchreiben. Die vielen Arbeiter Spangs, die alle von Geburt Deutſche waren, ſprachen unter ſich beſtändig Engliſch, und das Deutſche ging ihnen ſchwer ab. Der deutſche Dialekt war hier, ſo wie allenthalben, wo ich bisher die deutſche Sprache hörte, pfälziſch und ſchwäbiſch mit engliſchen Brocken vermiſcht. Ausnahmen machten nur Gebildete von deutſcher Herkunft, oder eingewanderte Deutſche aus Niederſachen, und unter dieſen wieder die Prediger.

Hier in Oly lernte ich mehre deutſche Predi-

ger kennen, die den Paſtor Miller öfters beſuchten, unter andern die beiden reformirten Prediger Dechand und Antiken; beide waren eingewanderte Preußen, und beide hatten ſich erſt in Penſylvanien dem Predigerfache gewidmet. Pfarrer Dechand hatte bereits mehre Jahre im Staate Ohio gewohnt, wohin auch ich zu wandern gedachte, und konnte mir daher über Vieles, was ich zu wiſſen wünſchte, Auskunft geben; Pfarrer Antiken aber, der als Portrait-Maler gereiſet, und ſich nicht nur im Ohio-Staate längere Zeit aufgehalten, ſondern die ſämmtlichen vereinigten Staaten durchwandert hatte, war im Stande mir eine ausgebreitete Kenntniß von ſehr vielen wiſſenswerthen Dingen mitzutheilen, was er auch that, denn er unterhielt ſich öfters mehre Stunden mit mir allein. Doch rieth er mir, nicht weiter zu reiſen, ſondern vielmehr in Penſylvanien zu bleiben, weil er dieſen Staat allen übrigen vorzog.

Die in der Oly-Ortſchaft wohnenden Deutſchen waren größtentheils Lutheraner und Reformirte und hatten eine gemeinſchaftliche Kirche, in welcher, außer Leichenbegängniſſen und andern außerordentlichen Fällen, alle 14 Tage einmal regelmäßig wechſelsweiſe gepredigt wurde; wenn nämlich an dem einen Sonntage der lutheriſche Pfarrer Miller gepredigt hatte, ſo predigte nach 14 Tagen der reformirte Paſtor Dechand. So fand ichs an vielen Orten, und weil jeder Prediger dort auf dem Lande nur

alle 4 Wochen einmal in jeder seiner Gemeinden regelmäßig predigt, so war auch diese Einrichtung sehr gut, und sie hätte an diesem Platze noch viele Jahre so bestehen können. Dennoch aber wollten die Lutheraner ihre eigene Kirche für sich haben, wozu während der Zeit meines Aufenthalts in Oly der Grund gelegt wurde, und zwar ganz nahe bei der dortigen schon vorhandenen wirklich sehr schönen und geräumigen Kirche. Pastor Miller erzählte mir, daß er auf Verlangen seiner Gemeinde nebst einigen seiner Kirchenräthe vor kurzer Zeit von Haus zu Haus gegangen sey, um schriftlich aufzunehmen, was jedes der Gemeindeglieder zum Baue der neuen Kirche wohl beitragen wollte; und so habe der obgenannte Heinrich Spang, der auch Mitglied des dortigen Kirchenraths sey, sich sogleich unterschrieben, daß er zum Baue dieser Kirche Tausend Dollars geben wolle, und noch an demselben Tage wären 5000 Dollars unterzeichnet worden; denn zwei andere reiche Bauern hätten dem Beispiele des Spang nicht nachstehen wollen und hätten jeder ebenfalls 1000 Dollars unterzeichnet. Ehe ich aus Amerika zurückging, habe ich diese Kirche noch gesehen, die bereits eingeweihet war, und es hat mich der schöne Bau und die Pracht derselben in Erstaunen gesetzt. Über die Bauart der Kirchen und über den Gottesdienste ꝛc. werde ich in einem besonderen Kapitel mich weiterhin aussprechen.

Als wir etwa 14 Tage in Oly bei Spang

gewohnt hatten, kam eines Abends Paſtor Miller von einer Reiſe in Amtsgeſchäften zu Hauſe und kaum hatte er ſein Pferd in den Stall gebracht, ſo kam er auch ſchon in meine Wohnung und erzählte, daß der Schuldienſt an der Moſillem-Zions-Kirche im Richmond-Kirchſpiele, einer ſeiner Gemeinden, vakant ſey, und rieth mir, mich zu demſelben zu melden; am nächſten Sonntage, ſagte er, würde er dort predigen, und dann könne ich die Probe machen, die in Orgelſpielen und Singen beſtehe. Die genannte Kirche war von Oly 14 engl. Meilen entfernt und Pfarrer Miller hatte an dem Sonntage erſt in Langen-Swamp zu predigen, welches noch 12 engl. Meilen weiter entfernt war und in einer andern Gegend lag. Spang d. j. war ſo artig, mir ſein eignes Reitpferd anzubieten, deſſen ich mich auch bediente und nach der genannten Zions-Kirche an der Moſillem ritt. Der Gottesdienſt ſollte um 2 Uhr Nachmittags ſeinen Anfang nehmen, und eine Viertelſtunde früher war ich zur Stelle; der große Verſammlungsplatz bei der Kirche und dem Schulhauſe wimmelte von Menſchen und Pferden; nach dem Beiſpiele anderer Reiter band ich mein Pferd an einen Baum (welches ſehr leicht angeht, weil an jedem der vielen Bäume auf ſolchen Plätzen, und auch an den Gebäuden zu dieſem Behuf Krampen mit Ringen befindlich ſind), und ging dann in das Schulhaus, um den Schullehrer zu ſprechen, den ich fieberkrank beim heißen Ofen fand. Er war ein geborner

Schwabe, und ſeit 6 Jahren in Amerika, auch ſeine Frau war aus dem Schwabenlande gebürtig. Dieſer bat mich denn gleich, ſobald er hörte, daß ich Schullehrer geweſen ſey, das Singen und Spielen zum Gottesdienſte für ihn zu übernehmen, was ich gern verſprach. Nun kam auch Pfarrer Miller herein, erholte ſich ein wenig bei einer brennenden Cigarre, erzählte mir, daß noch ein Schullehrer angekommen ſey, der auch die Probe zu ſingen und zu ſpielen ſich ausgebeten habe, wobei mir ein Schrecken durch die Glieder fuhr, zumal da ich hörte, daß dieſer bereits 10 Jahre lang in Penſylvanien Schullehrer geweſen ſey und die Orgel geſpielt, auch daß ſein Bruder vor nicht langer Zeit an dieſer Kirche als Organiſt und Schullehrer geſtanden habe; es war der Schullehrer Auge an der neuen Jeruſalems-Kirche, nicht weit von da entfernt, gebürtig aus dem Fürſtenthum Lichtenſtein. Pfarrer Miller merkte bald, daß ich verlegen ſey und fragte, ob ich lieber vor oder nach der Predigt ſpielen und ſingen wolle? Ich wählte das Letzte, und nun gab er mir den Geſang auf: „Nun danket alle Gott ꝛc.!“ und flüſterte mir ins Ohr: „Sie ſollen dem lieben Gott danken noch ehe Sie gewählt ſind, ſeyen Sie ja nur recht dreiſt und ohne alle Furcht und ſingen ſie nur rechtſchaffen zu ihrem Spiel.“ Beim Eintritt in die Kirche klopfte er mir noch einmal auf die Schulter mit den Worten: „Schulmeiſter an der Moſillem-Kirche!“

Auge ſpielte die Orgel nur ſehr einfach, und ich merkte gleich, daß er kein ſonderlicher Spieler war, wodurch ich etwas mehr Muth bekam, und froh war, daß ich ihn zuerſt hatte ſpielen laſſen; er hatte indeß eine gute Stimme zum Singen. Nach der Predigt ſetzte ich mich auf die Orgelbank und ſpielte zwar mit vollern Griffen als Auge, konnte aber nur ein ſehr einfaches Zwiſchenſpiel machen. Doch wider alle meine Erwartung fand ich Beifall. Zum Ausgange ſpielte ich einen Marſch, den einzigen den ich ſpielen konnte, wurde aber dabei ſo von Menſchen umringt, daß ich nach einer kleinen Weile die Klaves nicht mehr ſehen, mich auch vor Gedränge nicht rühren konnte, alſo vor der Zeit aufhören mußte. Nun ſah ich dieſen Auge oben in der Kirche beim Altare ſtehen, wo der ganze Kirchenrath und der Pfarrer Miller verſammelt waren. Pfarrer Miller winkte mir, nun auch herbei zu kommen, und ſagte mir, daß der gegenwärtige Rath im Namen der Moſillem-Gemeinde mich auf ein Jahr zu ihrem Schulmeiſter ernannt hätte; wolle ich länger nicht bleiben, ſo müſſe ich ein Vierteljahr vorher es der Gemeinde anzeigen, und wolle mich die Gemeinde nicht behalten, ſo würde mir das ebenfalls ein Vierteljahr zuvor bekannt gemacht. Nun war ich Schulmeiſter an der Moſillem-Zions-Kirche im Richmond-Kirchſpiele, im Berks-Kreiſe. Es wurde nun noch ausgemacht, daß ich von jedem Schulkinde, das wirklich zur Schule käme, für jeden Monat einen halben Dollar Schulgeld be-

bekommen ſolle; für Orgelſpielen und Vorſingen beim Gottesdienſte ſolle ich keines Korn haben, jedet wölle aber nach Belieben geben; Holz wolle man immer ſo viel anfahren, als ich brauchte; die 30 Acker urbares Land, welches ſämmtlich nahe am Schulhauſe lag, könne ich nach Belieben nutzen, ſo auch Wieſen und Garten nebſt Obſtbäumen auf der ganzen Plantage. Nun wurde ich noch gefragt, wann mich die Gemeinde aus Oly abholen ſolle, und dazu würde der folgende Tag beſtimmt. Pfarrer Miller und ich ritten nun in Gottes Namen wieder nach Oly ab.

## Fünftes Kapitel.

Abſchied aus Oly und Anzug im Schulhauſe an der Moſillem. — Beſuch von Nachbaren. — Trauriger Zuſtand der Schulen. — Ein Jude giebt ein gutes Beiſpiel. — Freiheit hindert die geiſtige Kultur und Moralität.

Am folgenden Tage kam ein Fuhrmann, uns und unſere Sachen abzuholen; weil er aber etwas zu ſpät kam, ſo übernachtete er in Oly. Wir reiſeten am folgenden Morgen aus Oly ab und kamen ſo früh beim Moſillem-Schulhauſe an, daß wir mit Hülfe mehrer Bauern, die ſich zu dieſem Zwecke dort verſammelt hatten, noch am Tage unſere Sachen an ihren Platz bringen konnten; dieß geſchah am 30. October 1822. Die Bauern gingen dann beim Dunkelwerden nach ihren Wohnungen und wir beiden Leute mußten zum erſten Male in einem ſo großen Hauſe und ſo entfernt von andern Menſchen zubringen, denn der nächſte Nachbar wohnte uns entfernter, als von meinem jetzigen Wohnorte das nächſte Nachbar-Dorf entfernt iſt, und der Weg dorthin führte durch einen Wald.

Wenn wir aus dem Hauſe traten, ſo konnten wir nichts ſehen als die Kirche, die Gebäude der Schule, die Schulfelder und ringsum den Wald. Zwar hatte ich ſchon öfter gehört, daß nächtliche Beſuche von Dieben dort ungewöhnlich ſeyen, und daß auch die älteſten Leute ſich keines Einbruchs von Dieben erinnerten; doch ſetzte ich beim Schlafengehen ein geladenes Gewehr nebſt einem Stockdegen an das Bett, welches wir in der geräumigen Wohnſtube aufgeſchlagen hatten, und ſchlief in dieſer Nacht ſehr wenig. Am andern Morgen früh, als wir kaum angekleidet waren, kam ein Nachbar zu uns, und als dieſer die Flinte und den Degen beim Bette ſah, lachte er laut auf. Dieß war mir das Auffallendſte, was ich bis dahin in Amerika geſehen und gehört hatte, denn ich hatte bis dahin geglaubt, daß ein geborner Amerikaner nicht laut lachen könne. „Schulmäſchter!“ rief er, und konnte es kaum vor Lachen herausbringen, „Schulmäſchter, was hobt ihr denn to mit Flint un Täge k'macht? hobt ihr Jagd k'halte hie in Stub'?“ Dieſer alte Nachbar, mit Namen Hahnſe verirte mich noch lange nachher mit der Flinte und dem Degen am Bette.

Da ich noch keine Amtsgeſchäfte hatte, ſo beſchäftigte ich mich am Tage mit Ausbeſſern der Befriedigungen auf der Plantage und andern Geſchäften und die langen Abende brachte ich größtentheils mit Schreiben hin. Weil die Straße beim Schulhauſe und der Kirche vorbeiführte, ſo ſahen

wir dann und wann auch einen Menschen vorbeigehen, bisweilen kam auch wohl einmal Jemand ins Haus, seine Cigarre anzuzünden; denn ein Feuerzeug hat dort Niemand, weder bei sich auf der Reise, noch zu Hause, weil das Feuer in den Küchen auch die Nächte hindurch unterhalten wird. Das Feueranschlagen mittelst Stahl, Stein und Schwamm ist außer allem Gebrauch; und ist ja einmal durch einen Zufall das Feuer in einer Küche gänzlich erloschen, so holt man aus dem nächsten Nachbarhause in einem Gefäße glühende Kohlen.

Weil am nächsten Sonntage kein Gottesdienst in der dortigen Kirche gehalten wurde, so war ich, als wir zu Mittage gegessen hatten, im Begriff, einen meiner Nachbarn zu besuchen, um die Zeit zu vertreiben. Doch als ich bemerkte, daß mehre Personen auf meine Wohnung zukamen, wartete ich noch, und es versammelten sich nun wohl 20 Personen in meiner Wohnstube, alle aus der Nachbarschaft, Männer und Frauen; alle, oder doch wenige ausgenommen, zündeten Tabak an und rauchten, aber Niemand sagte ein Wort. Darauf fing ich an, und sagte, daß es mich recht freue, eine solche Versammlung bei mir zu sehen, und daß es mir lieb sey, so lange gewartet zu haben, daß sie mich noch zu Hause getroffen hätten, aber alle schwiegen. Dann fing ich an von der herrlichen Witterung zu reden, deren man sich in meinem Vaterlande um diese Jahreszeit nie erfreuete.

Sie ſahen ſich einander an und machten Miene zum Sprechen, aber noch ließ Niemand ein Wort hören, als ob jeder ſich ſcheuete der erſte ſeyn zu wollen, der mit mir ſpräche. Nun wurde ich verlegen, was ich mit dieſen Leuten machen ſollte und ſagte, da ſich hier zu meiner großen Freude nun einmal eine ganze Anzahl Leute verſammelt hätten, ſo wünſchte ich ſie auch dem Namen nach kennen zu lernen und bäte, daß jeder der Reihe nach mir ſeinen Vor- und Zunamen ſagen möge, den ich dann aufſchreiben wolle, nahm nun Dinte, Feder und Papier und fragte den, welchen ich für den Älteſten hielt, zuerſt, wie er heiße? „Tſchäck Ädäm," antwortete er. Das verſtand ich nun nicht, doch ich brachte bald dadurch heraus, daß ich mir vorbuchſtabiren ließ, daß dieſer Jakob Adam hieß und ſo war unter allen den Namen, die ich mir nennen ließ, auch nicht einer, der ſo ausgeſprochen wurde, wie man ihn ſchreibt, am wenigſten aber die Taufnamen, welche faſt alle durch den engliſchen Dialekt verdorben ſind. So hat man z. B. Peter in Pitt, William in Pill, Joſeph in Tſcho, Elieſar in Elei, Johannes in Tſchans, Benjamin in Penſch, Levi in Liwei, Daniel in Tän, David in Däwis, Salomon in Salm ꝛc. umgewandelt. Eben ſo auch die weiblichen Namen, Eva ſpricht man Ev aus, Eſther Hett, Suſanna Sus, Maria Märry oder Pahl, Catharina Käth auch Cattel, Judith Tſchud, Johanne Hänne, Rahel Rail,

Salome Zell, Eliſabeth Pets ꝛc. Bei der Taufe erhält dort jedes Kind nur einen einzigen und zwar bibliſchen Namen; man fängt aber auch ſchon da, wo noch ausſchließlich Deutſch geſprochen wird, an, den Kindern einen völlig engliſchen Namen zu geben.

Als ich nun die Namen der gegenwärtigen Perſonen mir ſchriftlich bemerkt hatte, verſuchte ich wieder, ob ich dieſe Leute nicht endlich lebhafter machen und zu Geſprächen veranlaſſen könne, und erzählte nun mehre recht luſtige Anekdoten, aber es war kein Leben hineinzubringen, und nur zweien oder dreien von ihnen zwang ich damit ein ganz unbedeutendes Lächeln ab. Dann erzählte ich wieder ernſthafte Geſchichten aus meinem Vaterlande, aber weder durch Ernſt noch durch Scherz konnte ich meinen Zweck erreichen. Bisweilen flüſterten zwei miteinander, als ob ſie ſich eine Heimlichkeit mittheilten, und zwei Nachbarn rechts und links, auch wohl einer, der gegenüber ſaß, horchten auf die Rede der Sprechenden und lächelten bedeutungslos; aber das währte nur einige Augenblicke und dann war Alles wieder auf lange Zeit ſtill. Doch ehe dieſe Leute wieder auseinander gingen, entſtanden noch einige unbedeutende Geſpräche. Die Frauen aber ſind dort überall geſprächiger, wovon ich mich auch dießmal ſchon überzeugte, denn einige von den gegenwärtigen führten, etwas von uns entfernt, mit meiner Frau ein ziemlich lebhaftes Geſpräch. Am

andern Morgen kamen auch einige von ihnen wieder und brachten jede meiner Frau ein Huhn zum Geschenk, und bald nachher kamen auch die übrigen jede mit einem, und einige mit zwei auch drei Hühnern, so daß wir nun im Besitz einer solchen Anzahl Hühner waren, als wir sie im Vaterlande nie gehabt hatten. Es ist dort überall Sitte, daß man die neuantretenden Schulmeister, besonders wenn sie erst aus Deutschland kommen und noch nicht haushälterisch eingerichtet sind, mit kleinem Viehe beschenkt.

Daß uns diese Leute besuchten, war bloß Neugierde, um zu sehen, was für Leute wir wären, denn nachher kamen sie, außer den Sonntagen, wenn Gottesdienst gehalten wurde, nie in zahlreicher Gesellschaft wieder zu uns. Das zurückhaltende Wesen in Gesellschaft ist den amerikanischen Deutschen überall eigen, was ich nachher sehr oft erfahren habe.

Mehre Male hatte ich die Leute schon bei Gelegenheit gefragt, ob denn die Winterschule nicht bald ihren Anfang nehme, und was zu thun sey, damit die ganze zerstreut wohnende Gemeinde erfahre, daß es mein Wunsch sey, mit Schulhalten nun den Anfang zu machen? Aber darauf bekam ich nie eine befriedigende Antwort, denn die meisten sagten, daß die Leute noch für ihre Kinder zu schaffen (Arbeit) hätten, und die Schule gewöhnlich

erſt in dem Chriſcht-Monat (Chriſtmonat oder December) angehe, und manche hatten andere Einwendungen. Dieß kam mir denn ſchon ſehr ſonderbar vor; indeſſen wartete ich, bis Pfarrer Miller kam, dort zu predigen, nämlich in den letzten Tagen des Novembers; dieſen fragte ich dann, und er ſagte ebenfalls, daß die Leute im November noch manche Arbeit für ihre Kinder hätten, und deßwegen mit dem Anfange des Decembers die Winterſchule gewöhnlich erſt ihren Anfang nehmen könne, er wolle jedoch nach geendigter Predigt die Leute daran erinnern, und dieß that er denn auch auf eine mir wohlgefällige Art.

Den Anfang machte Joſeph de Joung, Gutsbeſitzer, Kaufmann und Gaſtwirth im Richmond-Kirchſpiele, zwei engliſche Meilen von mir entfernt, ein geborner deutſcher Israelit, der gleich in den erſten Tagen nach meiner Ankunft in Richmond mich zu ſich bat, und wegen des Unterrichts ſeiner Kinder mit mir ſprach. Er ſchickte ſogleich an dem Tage darauf, als Prediger Miller den Anfang der Winterſchule bekannt gemacht hatte, vier ſeiner Kinder in meinen Unterricht, die vom Anfange des Decembers 1822 bis Oſtern 1823 auch nicht einen einzigen Schultag verſäumten; und wenn auch die Witterung noch ſo ſchlecht war, ſo kam doch der verdeckte Wagen des de Joung, beſpannt mit 2 auserleſenen Blauſchimmeln, jedesmal pünktlich angerollt, daß die Steine funkelten; und wenn auch

die Wege so zugeschneiet waren, daß man glaubte, es könne niemand hindurch, so hörte ich doch auf den Punkt die Schellen der Blauschimmel, und de Joung's Schlitten kam angesauset, auch nicht eine Minute später, als bei schönem Wetter. Die älteste Tochter dieses Joseph de Joung eine seltene Schönheit von 18 oder 19 Jahren, die so geschickt im Reiten und Fahren war, daß wohl schwerlich eine Mannsperson sie übertroffen haben möchte, machte gewöhnlich den Kutscher, brachte des Morgens ihre Geschwister, und holte sie auch am Abend wieder nach Hause.

Nichts machte mir mehr Freude, als der Unterricht dieser Judenkinder, die mit fast undenkbarer Aufmerksamkeit und der größten Spannung meinen Unterricht anhörten und binnen kurzer Zeit unglaubliche Fortschritte machten, worüber sich auch de Joung sowohl als seine Frau außerordentlich wunderten und freueten. Außer diesen Judenkindern kamen noch in den ersten Tagen des Decembers 4 Christen-Kinder aus der Nachbarschaft zu mir in die Schule, und mehr Schüler bekam ich in diesem ganzen Monate nicht, aus einer 64 Familien starken Gemeinde, wo die Schule an 100 Kinder stark seyn sollte. Wenn ich die Leute fragte, was die Ursache wäre, daß nur so wenig Kinder zur Schule kämen, so antworteten Einige, was schon oben bemerkt ist, daß die Leute ihre Kinder noch zu Hause brauchten, und daß ich nach

Neujahr mehre Schüler bekommen werde; Andere ſagten mir auch, daß jetzt ſo viele Nebenſchulen wären, wohin die von mir entfernten Gemeindeglieder ihre Kinder ſchickten, denen dieſe Schulen näher lägen, was ich in der Folge auch gegründet fand, denn die entfernten Bauern hatten auf ihren Plantagen, auch hie und da in den Wäldern Schulhäuſer errichten laſſen, und auf gewiſſe Monate einen Schulmeiſter angenommen, der aber nicht in dieſem Schulhauſe wohnte, ſondern den die Intereſſenten in ihren Häuſern ſpeiſeten und Herberge gaben. Das aber war doch nicht die einzige Urſache, weßwegen ich ſo wenig Kinder in Unterricht bekam, ſondern beſonders das Folgende:

Ehe die Schule dort ihren Anfang nahm, hatte ich vom Pfarrer Miller ſchon erfahren, daß es überhaupt in den vereinigten Staaten nur elende deutſche Schullehrer gebe, weil die meiſten ſich dieſem Fache vorher nicht gewidmet, ſondern daſſelbe nur erſt aus Noth ergriffen, und ſie weder ein Handwerk gelernt hätten, noch zu Handarbeiten ſich bequemen wollten; auch wurde in den Landſchulen weiter nichts gelehrt, als Leſen, mitunter auch wohl hie und da etwas Schreiben und Rechnen, und überhaupt ſey wohl dort kein Schulmeiſter im Stande, den Kindern etwas zu erklären und ſie in der Religion zu unterrichten; er glaube daher, daß, wenn ich das Letzte dort anfangen wollte, ich damit großes Aufſehn erregen und mich dadurch ſehr

beliebt machen würde. Die Lesebücher, welche die Kinder zur Schule brachten, waren der Psalter, das neue Testament und eine recht altmodige Fibel. Einen Catechismus lernen die Kinder in der Schule nicht; auch fand ich, daß sie überhaupt nichts auswendig lernen. Nun fing ich an, Kindern, die schon etwas lesen konnten, das Gelesene zu erklären und sie darüber zu befragen, lehrte sie mehre Denk- und Sittensprüche durch Vorsagen, und nach gerade auch die 5 Hauptstücke des Lutherischen Katechismus. Auch gab ich mir die Mühe, die Kinder in einem vernehmlichen Tone lesen und jeden Buchstaben gehörig lauten zu lassen: denn das Lesen und Buchstabiren der Kinder war ganz abscheulich anzuhören.

Gleich in den ersten Tagen besuchten einige Bauern meine Schule. Sie setzten sich mit ihren großen Hüten auf den Köpfen bei den Ofen, den Stuhl mit der Lehne übergebogen an die Wand gelehnt, den linken Fuß vorn auf den Queerstock unten am Stuhle, den rechten Hacken auf das linke Knie, die Zehen des rechten Fußes mit der linken Hand gefaßt und die brennende Cigarre im Munde (dieß ist die amerikanische Art auf dem Stuhle zu sitzen), und hörten 3 Stunden lang meinen Schulunterricht an. Unter diesen war einer Namens Altendörfer, den ich für den Verständigsten in meiner Nachbarschaft hielt. Er war auch Mitglied des Kirchenraths, war aber nicht gegenwärtig gewe-

ſen, als ich gewählt wurde. Dieſem hatte es verdroſſen, daß die Übrigen ohne ſeine Zuſtimmung mich gewählt hatten und hatte nun über meinen Unterricht folgendes Urtheil hörbar werden laſſen: mein Unterricht hate nichts (wolle nicht viel ſagen), denn ich ließe die Kinder in einem Tage nur etwa 5 mal aufſagen (leſen), der Amerikaner verlangt aber, daß jeder Schulmeiſter täglich jedes Kind 10 bis 15 mal leſen laſſen ſoll; das Erklären des Geleſenen hatte er Alfanzerei genannt und die Denkſprüche Lappalien. Die 5 Hauptſtücke, glaubt der Amerikaner, müſſen die Kinder erſt kurz vor der Konfirmation lernen, wenn ſie ſolche ja lernen ſollen: denn wenn ſie ſolche früher auswendig lernten, ſo würden ſie wieder vergeſſen, und die Kinder müßten ſie dann kurz vor der Konfirmation noch einmal lernen. So hatte ich, ſtatt mich durch meinen Unterricht beliebt zu machen und Beifall zu verdienen, wie ich hoffte, das Mißtrauen der dortigen Bauern mir zugezogen. Alles dieß erfuhr ich aber nicht ſogleich, ſondern erſt geraume Zeit nachher.

Auch iſt es dort Sitte, daß die Schulmeiſter in einem ſchlechten Rocke, kurz vor dem Anfange der Winterſchule, in ihrer Gemeinde von Haus zu Haus umhergehen und die Leute dringend bitten, ſich ihrer zu erbarmen und ihnen dadurch Verdienſt und Nahrung zu geben, daß ſie Kinder in die Schule ſchicken, wobei ſie dem Schulmeiſter denn

ſagen, wie oft er ihre Kinder täglich ſoll leſen laſſen und noch andere Inſtruktionen mehr. Alles das hatte ich nicht geahnet und Niemand hatte es mir geſagt; den Bauern hatte es aber verdroſſen, daß ich dieß nicht gethan hatte, und ihr Stolz war dadurch beleidigt; dafür rächten ſich nun Viele an mir dadurch, daß ſie ihre Kinder nicht zu mir in die Schule ſchickten. Davon aber hörte ich im erſten Winter meines Dortſeyns ganz und gar nichts, ſondern erſt lange Zeit nachher erfuhr ich, daß die oberwähnten Punkte die Urſache davon wären, daß ich nur ſo wenig Kinder in meinen Unterricht bekam. Da es in Amerika ſo viele Menſchen giebt, welche ihre Kinder gar nicht unterrichten laſſen und ſolche nie in eine Schule ſchicken, ſondern ſie ganz roh aufwachſen laſſen; ferner, da diejenigen, welche ihre Kinder ja zur Schule ſchicken, doch jedes Kind nur, während der ganzen Zeit ihrer Schulfähigkeiten und bis ſie konfirmirt werden, zwei, drei, bis höchſtens vier Monate lang unterrichten laſſen, und man nur ſehr wenige findet, welche hierin eine Ausnahme machen: ſo wird man die Anzahl der Kinder in allen Schulen natürlich ſehr gering finden und ſtehen ſolche allenthalben mit der Zahl der Einwohner der Gemeinden in gar keinem Verhältniſſe. In dieſer Gemeinde war aber die Zahl derer, welche die Kinder zur Schule ſchickten, gar zu gering, als daß ich nicht hätte den Entſchluß faſſen ſollen, ſobald als nur irgend möglich, mein Amt als Schullehrer wieder zu verlaſſen.

Dazu kam noch das sonderbare Benehmen der Bauern, wenn sie sich an Kirchentagen im Schulhause versammelten, ehe der Gottesdienst seinen Anfang nahm. Fügte es sich, daß ein Einzelner zuerst allein in meine Stube kam, so konnte ich, nachdem er eine Cigarre angezündet und sich nach der oben beschriebenen Art auf den Stuhl gesetzt hatte, mit ihm sprechen, er wurde dann wohl so gesprächig, daß er mir öfters sogar etwas erzählte und sich von mir ebenfalls erzählen ließ. Sobald er aber den Fußtritt eines Andern vor der Thür nur hörte, drehete er sich um, noch ehe der Kommende die Thür aufmachte und hereintrat, und stellte sich, als hätte er mit mir kein Wort gesprochen. Dieß that mir oft unbeschreiblich weh, und ob ich gleich nachher öfters sah, daß es manchem andern Schullehrer dort nicht besser ging und diese Art der Behandlung derselben so Sitte ist, so war doch ich nicht im Stande dieß lange zu ertragen. Wenn die Leute so nacheinander in meine Stube kamen, so war gewöhnlich nicht Einer unter ihnen, der die Thür hinter sich zumachte und wenn auch die Kälte noch so strenge war, ich mußte Aller Bedienter seyn und die Thür zumachen, und ohne zu grüßen wurde ich nur über die Schulter, oder gar nicht angesehen. Wenn denn aber die Versammlung ziemlich stark geworden war, und sie nach der weiter oben in diesem Kapitel beschriebenen Art eine Weile beieinander gesessen hatten, so pflegte dann Einer von ihnen mich wohl mit hämischem Lächeln

über die Schulter anzusehen und zu fragen: „Na, Schulmäschter, hobt ihr tenn ach schon viel Schuler?“ Worauf ich denn kurz mit Nein antwortete. Dann sahen sich alle mit falschem Lächeln an, und mit der Miene des Erstern sprach dann wohl ein Anderer: „Ah! 's wird noch schon kumme!“

Nach Neujahr 1823 vermehrte sich die Zahl meiner Schüler doppelt, obgleich diejenigen, die, ausser den Juden-Kindern, im December gekommen waren, nnn zurückblieben; denn obgleich deren Eltern mit mir zufrieden waren, so behielten sie doch die im December unterrichteten Kinder nun zu Hause und jeder von ihnen schickte im Januar ein anderes seiner Kinder zur Schule. Aber unter den übrigen neuen Schulinteressenten fanden sich einige, die mir Befehl ertheilten, wie ich ihre Kinder unterrichten sollte, und weil ich diesen Befehl nicht pünktlich befolgt hatte, so schickten sie ihre Kinder auch nur 14 Tage lang zur Schule und behielten sie dann wieder zurück. Von solchen will ich hier zwei Beispiele anführen:

Ein Müller, mit Namen Jakob Löscher, der mir zwei Knaben auf einmal in die Schule schickte, von denen er rühmte, daß sie es schon ziemlich weit im Lesen und Schreiben gebracht hätten, was aber nicht der Fall war, übersandte mir folgenden Brief, den ich gerade so, wie er geschrie-

ben war, von Wort zu Wort abschriftlich herſetze, weil dieſer Müller von ſich ſelbſt gerühmt hatte, daß er die Feder verſtehe.

Aufſchrift:

„An
„Schul Meiſter:"

Inhalt:

„An Hern ſchul Meiſter ich Las euch wiesen
„das ihr die Kinter die ſchreibicher auffſagen ſolt
„umd das allen tag das ſie die buchſtaben Le-
„ren dueen — und die Kinter Last auf ſagen
„eins Nach dem andrem und last Sie nicht al-
„len auf ein Mahl brillen Wie die ſcheä
Von Mir
Jakob Löſcher."

Ein anderer, nicht weit von mir wohnender Bauer mit Namen Jakob Sell, der ſeit einigen Tagen ein Mädchen von etwa 8 Jahren in meine Schule gegeben hatte, welches die Buchſtaben noch nicht zur Hälfte kannte, ſchickte mir ſeine Magd, und ließ mir ſagen, daß ſeine Tochter auf dem A b ab buchſtabiren ſolle, worauf ich ihr antwortete, daß ſolches verderblich ſeyn würde u. ſ. w., weil ſie die Buchſtaben ja noch nicht kenne. Am andern Morgen aber kam dieſe Magd wieder mit den Worten: „Ter Tſchäck hot k'ſaht, ihr tſchult

*

tos Mädel, to aufſage laſſe, wo ers Zeiche hot hin k'macht." — Er hatte nämlich ein Zeichen auf das Blatt gemacht, wo das Kind buchſtabiren ſollte. Dieſe und mehre Kinder blieben nach einem 14tägigen Schulbeſuche wieder aus, weil ich den Forderungen ihrer Eltern nicht nachkommen konnte. Manche aber blieben nach einem oder zwei Tagen ſchon wieder zurück, weil es ihnen in meiner Schule nicht gefiel; denn wenn das Söhnchen oder Töchterchen aus der Schule zu Hauſe kommt, ſo fragt Tate und Mamme (Vater und Mutter) „wie oft hoſcht tu auf k'ſagt? und wie kleichſcht tu tem Schulmäſchter?" d. h. wie oft haſt du geleſen und wie gefällt dir der Schulmeiſter? Iſt das Kind nun mit dem Lehrer nicht zufrieden, oder hat der Lehrer das Kind nicht oft genug leſen laſſen, ſo halten viele Eltern ihre Kinder ſogleich wieder von der Schule zurück. Der Schullehrer kann dort ſelten mit Beſtimmtheit ſagen, ſo oder ſo viele Kinder habe er in einem Monate in ſeiner Schule gehabt. Im Monat Januar konnte ich im Durchſchnitt wohl nur 12 Kinder annehmen, welche die Schule beſtändig beſucht hatten. Im Februar, März und April konnte ich die Zahl meiner Schüler aber im Durchſchnitt zu 16 anſchlagen; die höchſte Anzahl hatte ich im Februar, wo ich eines Tages einmal 21 zählte, dieſe Anzahl hatte ich aber nur einen einzigen Tag. Der größte Theil meiner Schüler in den letzten 3 Monaten waren Menſchen die über 16 Jahre alt waren und einige

derſelben, Burſchen und Mädchen, waren ſchon 20jährig. In Deutſchland würden ſich ſolche Leute ſchämen, wenn ſie noch mit ſolchen kleinen Kindern von 8 Jahren der Reihe nach in der Schule leſen ſollten, das iſt aber dort nicht der Fall. Oft lernen ſchon verheirathete Perſonen in Geſellſchaft der kleinen Kinder noch leſen und ſchreiben. Mit Ende des Märzes wurde die Schule geſchloſſen, weil die Schüler bis auf Joſeph de Joung's Kinder ausblieben; als aber dieſer mich darum bat, ſo unterrichtete ich ſeine Kinder noch im April eine Zeitlang ganz allein, aber bis zu Ende dieſes Monats nebſt noch 2 Bauernkindern aus der Nachbarſchaft.

Dieſer Jude that Alles, was er nur konnte, um mich zu bewegen, in dieſer Gemeinde Schullehrer zu bleiben. Früher hatte er ſeine Kinder abwechſelnd in eine engliſche und deutſche Schule geſchickt, nun aber verſprach er mir, ſo lange ich dort bleiben würde, ſie nur von mir unterrichten zu laſſen. Auch ſuchte er mit großem Eifer die Bauern zu überzeugen, daß ſie den beſten unter allen deutſchen Schullehrern hätten; oft hatte er in Bauerngeſellſchaften laut geſagt: Ochſendumm ſeyd ihr Bauern, daß ihr euren Schulmeiſter verkennt, und gerade das, was Lob verdient und was euch freuen ſollte, an dieſem Manne tadelt u. ſ. w. Der größte Theil der dortigen Bauern aber konnte ſich davon nicht überzeugen, daß es gut ſey, wenn der Schulmeiſter ſeine Schüler mehr lehre, als leſen,

ſchreiben und allenfalls auch ein Wenig rechnen; denn ſie hatten ja nie geſehen, daß je etwas Anderes in einer Schule getrieben worden war; ſie hatten ja nie gehört, daß ein Kind in der Schule war angehalten worden, etwas auswendig zu lernen; das Erklären durch Fragen und Antworten war ihnen ſo fremd, wie böhmiſche Dörfer, denn ſie hatten nie gehört, daß ein Schulmeiſter mit ſeinen Schulkindern über etwas katechiſirt hatte, und meinten auch, daß der Schulmeiſter ſich verſündige, wenn er die Schrift erkläre, denn ſo etwas darf nach ihrer Meinung nur der Prediger und zwar nur auf der Kanzel thun. Denk-, Sitten- und Bibelſprüche in der Schule, und andere nützliche und nothwendige Dinge, oder gar den Katechismus zu lernen iſt ihnen ebenfalls ganz unbekannt, und weil ſie ihren Inhalt nicht verſtehen können, ſo meinen ſie, es ſey Alfanzerei; auch würde ja, nach ihrer Meinung, damit die Zeit verdorben, wenn die Kinder alsdann nicht 10 bis 15 mal in einem Tage leſen können, was ſie auch für nöthig halten. Dieſe dummſtolzen Menſchen zu belehren und ſie von der Wahrheit und eines Beſſern zu überzeugen, als ſie gewohnt ſind, dazu würde Salomons Weisheit bei weitem nicht hinreichen; ſie ſind viel zu halsſtarrig, ſtolz und widerſpenſtig gegen alle Vorſtellungen, die ihr wahres Beſtes, hinſichtlich ihrer geiſtigen Ausbildung bezwecken und im höchſten Grade mißtrauiſch.

Freiheit ist zwar das größte Erdenglück für den Verständigen; aber für den Unverständigen und Thoren ist sie noch ärger, als die Sclaverei selbst; davon wurde ich während meines Aufenthalts in den vereinigten Staaten, besonders aber während meines Schuldienstes an der Mosillem-Zions-Kirche im Richmond-Kirchspiele völlig überzeugt. Nie sollte der Unverständige und Thor die Freiheit haben, sich in Dinge zu mischen, über welche er nicht richtig urtheilen kann, die aber doch von der größten Wichtigkeit sind, wie z. B. der Schulunterricht. Nie sollte es der Willkühr solcher Menschen, wie die deutschen Bauern in den vereinigten Staaten von Nordamerika sind, überlassen seyn, ob sie ihre Kinder taufen, gehörig unterrichten und konfirmiren lassen wollen oder nicht, was leider dort der Fall ist. Denn diese Menschen sind Kinder an Verstande, und Kinder bedürfen der Erziehung und Zurechtweisung, weil sie ihr wahres Wohl noch nicht einsehen und ohne Führer und Erzieher leicht auf Wege gerathen können, die sie ins Verderben führen. Wollen aber Kinder den Rath ihrer Erzieher und die liebevollen Ermahnungen und Zurechtweisungen derselben nicht hören und befolgen, so werden sie mit Strenge dazu angehalten. Diese so wohlthätige Strenge fehlt den Amerikanern aber ganz, und das ist die größte Ursache ihres Verderbens, dem sie mit schnellen Schritten entgegeneilen. Die ungebundene Freiheit, daß der Amerikaner Prediger und Schullehrer nach seinem Gefallen wählen

und sie wieder ihres Dienstes entsetzen kann, wenn sie ihm nicht gefallen, daß er dem Schullehrer gebieten darf, wie derselbe in der Schule unterrichten und was er lehren soll; auch es ihm frei steht, ob er seine Kinder überhaupt unterrichten oder sie ohne Unterricht ganz roh aufwachsen lassen will, richtet so viel Unheil an, daß es die Ewigkeit nicht wieder gut machen kann. Man denke sich nur, wie es unter uns aussehen würde, wenn, besonders den Landleuten, in diesen Punkten freie Hand gelassen würde, um sich einen Begriff davon zu machen.

Wie mir dabei zu Muthe war, wenn die Bauern die Art meines Unterrichts nicht nur tadelten, sondern sogar darüber spotteten und lachten, und dann ihre Kinder deßhalb meinem Unterrichte entzogen und sie zu einem andern Lehrer schickten, der oft den Namen eines Schullehrers nicht verdiente, weil er weder buchstabiren noch schreiben und rechnen konnte, das läßt sich leicht erachten. Ob ich gleich, auch wohl ohne die Einnahme des Schulgeldes, mein Auskommen dort fand und leben konnte, so wünschte ich doch, mich so bald als wie möglich aus diesem verdrießlichen Verhältnisse wieder herauszuziehen. Auch glaubte ich, daß die Bauern mich wieder loszuwerden wünschten und mir nach Verlauf dreier Vierteljahre meinen Dienst aufsagen würden. Deßwegen schrieb ich schon im Februar 1823 an den Amtmann Ernst zu Van-

dalia im Staate Illinois, von meinem Platze über 600 engliſche Meilen entfernt, um mich demſelben zu empfehlen, und als ich keine Antwort von demſelben bekam, ſo beſchloß ich, mit Anfange des Monats May ſelbſt nach Vandalia zu reiſen, wenn ſich nicht etwa auf dem Wege dorthin Ausſichten für mich finden würden, die dieſen Entſchluß änderten.

## Sechstes Kapitel.

Vorkehrungen zu einer Reise in das Westland. — Antritt der Reise. — Die Stadt Reading. — Reise über Adamstown. — Riemstädtchen. — Lancaster. — Auffallend starke Vegetation und außerordentliche Fruchtbarkeit. — Columbia an der Susquehannah. — Brücke über den Fluß. — Städte: Seitswill, — Littel-York, — Eberstown, — Oxford, — Gettysburg. — Englischer Gesang in der deutschen evangel. Kirche. — Bekanntschaft mit einem Landsmanne, Namens Wasmus, aus dem Dorfe Beddingen bei Wolfenbüttel gebürtig, und Unterhaltung mit demselben. — Rath zur Rückreise.

In den letzten Tagen des Aprils 1823, nachdem ich Garten und Feld bestellt und andere Geschäfte in Ordnung gebracht hatte, suchte ich einen Stellvertreter, der bis zu meiner Zurückkunft meine Kirchendienste besorgte. Dazu verstand sich der Schullehrer Heinrich Auge, und der Kirchenrath war damit zufrieden, daß dieser Auge das Orgelspielen und Vorsingen in der Kirche verrichtete, bis ich wiederkommen würde. Dann sorgte ich noch für eine Gesellschafterin für meine Frau, bis ich meine Reise vollendet haben würde, und als ich eine sol-

che gefunden hatte, die am 29. April einzog, ging ich an demſelben Tage, Morgens halb 10 Uhr ab. Meine Frau begleitete mich etwa eine halbe Meile weit und es war eine harte Probe für uns beide Alten, die wir im Vaterlande, und ſo lange wir ehelich verbunden waren, uns noch nie auf 4 Tage lang von einander getrennt hatten, nun zum erſten Male in einem fremden Lande, und vielleicht auf 3 bis 4 Monate uns trennen ſollten; und wer wußte, was uns während deſſen begegnen werde; vielleicht ſahen wir uns gar zum letzten Male auf dieſer Erde. Unter vielen Thränen gingen wir auseinander.

Um mich zu zerſtreuen und meinen Kummer zu erleichtern, ging ich ſo ſchnell als ich konnte, und um halb 4 Uhr Nachmittags war ich ſchon in Reading, der Hauptſtadt des Berks-Kreiſes, etwas mehr, als 16 engliſche Meilen von der Moſſillem entfernt. Gern wäre ich, ohne in dieſer Stadt mich zu verweilen, weiter gegangen; aber Schmerzen an den Füßen riethen mir, mich dort eine Weile zu erholen; darum kehrte ich im Gaſthauſe „zum Präſidenten" ein, um ein Wenig Whisky (Branntewein) in meine Stiefeln zu gießen, und damit die Schmerzen an den Füßen zu vertreiben. Kaum aber war ich in die Gaſtſtube getreten, ſo fing es ſo ſtark zu regnen an, daß nach einigen Minuten das Waſſer alle Goſſen der Straße füllte, und da auch in einigen Stunden das Regenwetter

nicht nachließ, so entschloß ich mich, dort zu übernachten. Der Gastwirth, Bottmer, ein geborner Schwabe, der vor wenigen Jahren als ein Jüngling nach Amerika eingewandert war, ließ sich nebst seiner Frau mit mir in eine Unterredung ein; beide gaben mir den Rath: in Pensylvanien zu bleiben und hielten sich fest überzeugt, daß ich da mein Glück noch finden würde, weil Er selbst und Hundert andere, die er kenne, dort glücklich geworden wären, obgleich sie erst mehre Jahre für ihre Schiffsfracht hätten dienen müssen, zu welchen er und seine Frau auch gehörten. Beide hatten 3 Jahre gedient, dann sich verdungen, er in eine Branntweinsbrennerei und sie in einem reichen Bürgerhause in dieser Stadt, wo Beide viel Geld verdient hatten. Dann hatten sie sich nach wenig Jahren geheirathet, ein Wirthshaus auf dem Lande erst gepachtet und sich so viel dabei erworben, daß sie dieses Gasthaus hatten kaufen können. Überdem versicherten mir Gäste, die da logirten, daß dieser Bottmer wirklich ein sehr reicher Mann sey, der sich sehr viel Waldland angekauft und durch den Verkauf des Holzes ungeheuer gewonnen habe. Er sey aber auch ein rechter Spekulant, sagten sie; was ich auch schon aus seinen Reden bereits vermuthet hatte.

Als ich hörte, daß in dieser Stadt auch ein deutscher Schullehrer wohne, so besuchte ich ihn. Er hieß Deininger und war ein geborner

Schwabe, der vor etwa 9 Jahren dort eingewandert war. Er war in seinem Vaterlande bereits eine lange Reihe von Jahren Schullehrer gewesen, wußte sich aber dennoch ganz wohl in das Amerikanische zu schicken, so wie es allen Schwaben und Pfälzern bei weitem leichter wird, sich zu amerikanisiren, theils wegen ihrer Sprache, die sie unter ihren zahlreichen Landsleuten dort allenthalben finden, theils wegen der im Vaterlande schon gewohnt gewesenen groben Lebensart, theils aber auch, weil sie fast alle etwas musikalisch sind, und es dort oft an solchen Schullehrern fehlt, welche die Orgel spielen können. Dieser Deininger hatte 2 Söhne, welche beide in diesem Berks-Kreise auch Organisten und Schullehrer waren. Er stand sich in dieser Stadt, in welcher man mehr für die Erhaltung der deutschen Sprache sorgte wie in jeder andern, ziemlich gut. Da er eben im Begriff war, eine deutsche Singestunde zu geben, so dauerte unsere Unterredung nur ganz kurze Zeit. Auch dieser gab mir den Rath in Pensylvanien zu bleiben, weil schon so viele Deutsche mehre Hundert Meilen weit westlich gereiset wären, um dort ihr Glück zu suchen, und arm wieder zurückgekommen wären. Doch seinen Rath, welcher ferner darin bestand, eine andere Schulstelle anzunehmen, konnte ich nicht befolgen, denn das Schulhalten in Amerika war mir höchst zuwider geworden.

Am andern Morgen, den 30. April, setzte ich

meine Reiſe fort, um von da nach Lancaſter zu gehen, und als ich Nachmittags in ein Städtchen kam, kehrte ich daſelbſt in einem deutſchen Gaſthauſe ein, um etwas zu genießen und erfuhr von dem Wirth, einem alten gebornen Heſſen, mit Namen Riecher, der vor 50 Jahren nach dem geendigten Revolutionskriege dort geblieben war, und durch Heirath dieſes Gaſthaus bekommen hatte, daß dieſe Stadt Adamsſtadt heiße, und nach dem Revolutionskriege erſt erbaut ſey. Von da ging ich noch nach Riemſtädtchen, und übernachtete daſelbſt. Der Wirth hatte 2 Töchter und 1 Sohn, dieſe ſangen nebſt noch einigen jungen Leuten, die ſich da verſammelt hatten, nach dem Abendeſſen einige Stunden lang engliſche Geſänge vierſtimmig nach Noten, welches mir überaus wohlgefiel. Auch hier, ſo wie faſt in allen Städten hatten die jungen Leute engliſche Singeſtunden und bereiteten ſich auf einen baldigen Gottesdienſt in engliſcher Sprache vor. Am andern Morgen, den 1. Mai, bezahlte ich, wie gewöhnlich, einen Viertel-Dollar für das Abendeſſen und Logis und ging dann weiter; weil ich aber weder Morgens noch zu Mittage etwas genoſſen hatte, ſo wurde ich von dem ſtarken Gehen um 3 Uhr Nachmittags ſo ohnmächtig, daß ich mich, ob ich gleich der Stadt Lancaſter ſchon nahe war, unter einen Baum niederlegen mußte, wo ich eine Viertelſtunde lang ausruhete, dann weiter ging und ein Viertel nach 4 Uhr dicht vor der Stadt Lancaſter war; hier aber ſank ich

abermals ohnmächtig auf einen großen platten Felsen nieder und konnte nach einer Viertelstunde erst in die Stadt gehen. Die Hitze, die um dieſe Jahreszeit dort oft ſchon ſtärker iſt, als in meinem terlande die heißeſten Tage mitten im Sommer, und der noch nüchterne Magen waren die Urſache meiner Mattigkeit. Ob ich mir gleich vorgenommen hatte, während dieſer Reiſe mir täglich nur einmal Eſſen geben zu laſſen, um das Geld zu ſparen, ſo konnte ich dieß doch nicht ſo ganz ausführen. In Lancaſter fragte ich mehre Kinder und junge Leute, wo ein deutſcher Gaſtwirth wohne? aber ſie verſtanden mich nicht, oder wollten mich nicht verſtehen. Es machte dieß auf mich einen ſehr unangenehmen Eindruck, weil ich wußte, daß dieſe Stadt und die ganze Umgegend, die vor 40 Jahren die Grafſchaft Lancaſter genannt wurde, von Deutſchen angebaut iſt, und daß damals nur eine Kolonie von lauter Deutſchen, 200 Perſonen ſtark, die einzigen Bewohner dieſes großen Kreiſes waren, welche dieſe ſchöne Stadt gründeten. Als ich endlich einen alten Mann auf der Straße traf, zeigte mir derſelbe das Gaſthaus „zum goldenen Pflug," wo ich einkehrte und mich bei einer Flaſche Cederoil und kaltem Eſſen erquickte.

Lancaſter iſt wirklich eine ſehr ſchöne Stadt, von faſt lauter maſſiven, ſteinernen und backſteinernen ſchönen großen Häuſern und breiten Straßen. Obgleich hier nur lauter Deutſche und Abkömmlinge

von Deutſchen wohnen, ſo ſchämten ſich doch die allda befindlichen vielen Gäſte mit mir zu ſprechen, als ſie merkten, daß ich kein Engliſch verſtand, und man ſah mich über die Schulter an. Als ich mich geſättigt hatte, ging ich weiter und kehrte ſpät am Abend in einem Gaſthauſe an der Chauſſee ein, welcher Wirth zugleich ein Schmidt war, mit Namen Jakob Klug. Dieſer Mann ſowohl als ſeine Frau, waren ſo geſprächige Leute, als ich dergleichen bis dahin in Amerika faſt nirgends noch angetroffen hatte. Er erzählte mir, daß er eine Maſchine erfunden habe, die 10 Äpfel auf einmal mit der größten Geſchwindigkeit ſauber, akkurat und fein ſchälte, welches in den vereinigten Staaten von größerer Bedeutung iſt, als man ſich ſolches in Deutſchland vorſtellt; und weil Erfindungen von Werth, vorzüglich wenn dadurch Menſchenhände erſpart werden, dort nicht nur mit einer Ehren-Medaille, ſondern auch überdieß noch mit einem jährlichen, lebenslänglichen, oft ſehr anſehnlichen Gehalte an Gelde bezahlt werden, ſo hatte er große Hoffnung, dieſes Glücks ebenfalls bald theilhaftig zu werden. Daher mochte wohl ſeine und ſeiner Frau Heiterkeit und Frohſinn kommen. Hier wurde ich beſonders herrlich bewirthet und bezahlte, wie gewöhnlich, des Morgens, als ich Abſchied nahm, einen Viertel-Dollar. Am 2. Mai früh ſetzte ich meine Reiſe weiter fort.

Es gewährte die größte Anmuth und Freude,

in dieſer Gegend Penſylvaniens zu reiſen, beſonders des Morgens früh und gegen den Abend; eine romantiſchere Gegend kann es auf der Erde für das Auge nicht geben. Nur dem Ohre fehlt dort in den Wäldern die herrliche Flöte der Nachtigall, der Schlag der Droſſel und vieler anderer Sänger, und den Feldern unſere liebe Lerche und Wachtel. Von der letzteren giebt es zwar in Amerika auch eine Art, welche aber beiweitem nicht die Stimme der unſrigen hat. Die Fruchtbarkeit des fetteſten Bodens in Deutſchland aber iſt mit dieſem durchaus in keinen Vergleich zu bringen. Der Waitzen und Roggen giebt dort die Ausſaat zwar nicht hundertfältig, wie in Ohio, aber doch 50 bis 60fältig wieder. Eine ſolche Pracht der Getraidefelder hatte ich noch nie geſehen. Am 1. Mai hatte der Roggen bereits ſeine Ähren völlig, und der Waitzen ließ die Spitzen derſelben ſehen. Starr vor Verwunderung und Erſtaunen über den üppigſten Wachsthum der Früchte blieb ich oft mehre Minuten vor einem großen Kornfelde ſtehen, um es zu bewundern.

Um halb 8 Uhr kam ich in die Stadt Columbia; auch die Bauart dieſer ſchönen Stadt gefiel mir überaus wohl; ſie war, wie alle neuen Städte, in den vereinigten Staaten, nach einem vortrefflichen Plane gebauet, und hatte größtentheils ſchon maſſive ſteinerne Häuſer. Sie liegt dicht an der Susquehannah, einem Fluſſe, der jetzt auch für

große Schiffe fahrbar gemacht wird, welches für den Staat Pensylvanien von der größten Wichtigkeit seyn wird, weil es unberechenbare Vortheile gewährt.

Dort kehrte ich im Gasthause „zur goldenen Sonne" ein, genoß ein Frühstück nebst einem halben Nößel Cydervil und verfügte mich dann nach der Brücke, welche über den Fluß führt. Hier erstaunte ich über die fast unübersehbaren Menge Ceder- und Tannenholz, Dielen, Dachschindeln und andere bereits zugerichtete hölzernen Sachen. Das Tannenholz ist eine Art Fichtenbäume, die dort stärker werden als in unserm Lande die stärksten Eichbäume. Noch mehr aber erstaunte ich über die ungeheure lange und schöne Brücke, welche das längste Gebäude ist, was ich bis dahin gesehen hatte, denn sie ist 1 engl. Meile und 20 Ruthen lang, 40 Fuß breit und hat 2 Straßen, eine für die Wagen und die andere für Reiter und Fußgänger. Sie ist mit einem festen hölzernen Dache versehen, so daß die Brücke beständig trocken bleibt. Der gedielte Fußboden war so eben und fein, daß er viele gedielte Fußböden in unsern Wohnzimmern weit übertraf. Überhaupt war die Liebe der Amerikaner zur Reinlichkeit allenthalben und auch auf dieser Brücke sichtbar. Ehe ich unter das Dach derselben trat, mußte ich 6 Cents bezahlen. Brückengeld wird dort von den Fußgängern eben sowohl, als von Reitern und Fuhrleuten bezahlt,

bis die Koſten der Erbauung derſelben erſetzt ſind. Gleich jenſeits dieſer langen Brücke kam ich am gegenüberliegenden Ufer der Susquehannah in ein Städtchen mit Namen Seitswill, nicht ganz ſo groß als Columbia, wo ich gerade durch ging, und etwa 1 Stunde weiter ruhete ich einige Minuten auf einer kleinen Brücke bei einem großen ſchönen Obſtgarten, wo ich mich nicht ſatt ſehen konnte an der zahlreichen Menge von Obſtbäumen und ihrer ungeheuren Größe; auch ſah ich dort an einem kleinen Fluſſe Trauerweiden, deren Dicke und Größe mich in Erſtaunen ſetzten. Hier ging ein Weg links, und an dem Arme eines Handweiſers, der auf ihn zeigte, las ich: 60 Mils to Baltimore — 8 Mils to New-Holland. Um 11 Uhr Mittags las ich an einem andern Handweiſer: 6 Meilen bis Littel-York, und um 3 Uhr war ich ſchon in dieſer Stadt. Sie hat auch faſt lauter maſſive hohe ſchöne Häuſer von Quadern und Backſteinen und iſt ſehr in die Länge gebauet, denn der Weg durch dieſelbe iſt 2 engl. Meilen lang. Auch hier ſprach alles engliſch, obgleich die Bewohner dieſer Stadt, wie ich nachher hörte, ſämmtlich Deutſche und Abkömmlinge von Deutſchen waren. Hier wurde eine Brücke gebauet, die beinahe fertig und der über der Susquehannah ähnlich, aber beiweitem nicht ſo lang war. Ehe ich aus der Stadt ging, löſchte ich meinen Durſt mit einem Gläschen Cyder, für welches ich ein 6 Centsſtück bezahlen mußte. Die Getränke ſind allenthalben ſehr theuer.

*

Sieben Meilen jenseits Littel-York kehrte ich, weil es dunkel wurde und mich ein starker Regen überfiel, in einem Gasthause an der Chaussee ein, um allda zu übernachten. Das Abendessen war, wie allenthalben, sehr vollständig und delikat; dießmal aber mußte ich am andern Morgen, den 3. Mai, 30 Cents bezahlen.

Früh um 6 Uhr setzte ich meine Reise weiter fort, und erreichte, noch ehe es ganz Mittag war, das Städtchen Eberstown, und bald nach Mittag ein anderes Städtchen mit Namen Orford, wo ich mich in einem Gasthause eine Stunde lang erholte. Nach eingenommener Erquickung konnte ich wieder recht gut marschiren und erreichte, noch ehe es dunkel wurde, die Stadt Gettisburg, welche von Orford 9 englische Meilen entfernt ist.

Hier kehrte ich im Gasthofe „zum Bullen" ein. Der Wirth sprach so schlecht deutsch, daß ich ihn nicht gut verstehen konnte; doch während ich aß, kam dessen Vater, der dort auch ein Gastwirth war; dieser war ein eingewanderter Deutscher nnd sprach gern mit mir. Dem erzählte ich nun, daß ich gehört habe, die Gettisburger suchten einen deutschen Schullehrer (es wurde mir dieß gesagt, ehe ich meine Reise antrat). Der Alte aber wußte davon weiter nichts, als daß wohl bisweilen einige von den ältesten Bürgern davon gesprochen hätten, daß es doch nicht recht sey, daß man die deutschen Schulen

habe eingehen laſſen und daß man die Sprache der Deutſchen, welche einzig dieſe Stadt erbauet hätten, ganz untergehen laſſe, welches auch er nicht billige. Es waren in dieſer Stadt zwei deutſche lutheriſche Prediger, einer hieß Herbſt und der andere Runkel, und der alte Mann ſagte mir, daß ich von dieſen am erſten Auskunft darüber erhalten würde, erbot ſich auch mit mir nach dem Pfarrer Herbſt zu gehen, der nicht weit von da ab wohnte. Wir gingen bald darauf nach der Wohnung dieſes Pfarrers, und fanden ihn in der Kirche, wo er nebſt dem Schullehrer engliſche Singeſtunde gab. Die Singeſtunde hatte bereits ihren Anfang genommen und die Kirche war ganz voll von Menſchen. Pfarrer Herbſt und der Schullehrer ſaßen mitten in der Kirche auf Stühlen nahe gegen einander über und leiteten den Geſang. Sie und faſt jeder Anweſende hatten außer dem Geſangbuche ein Choralbuch vor ſich liegen, allemal 2 und 2 hatten ein Wachs- oder Talglicht und ſangen in 4 Stimmen, ſo ſchön und harmoniſch, daß ich mich heute noch freue, ſo oft ich mich an dieſen Geſang erinnere. Nach geendigter Singeſtunde ſprach ich den Prediger Herbſt wegen der deutſchen Schule, und derſelbe ſagte mir, daß es nun einmal mit der engliſchen Sprache in dieſer Stadt ſo weit gediehen ſey, daß nun und nimmermehr an einen Unterricht in deutſcher Sprache zu denken ſey. Auf dem Rückwege nach meinem Quartiere erzählte mein Begleiter, als er gehört hatte, ich ſey ein Braunſchweiger,

daß in Gettisburg ein Landsmann von mir wohne, welcher Wasmus heiße, ein Barbierer, und aus dem Dorfe Beddingen gebürtig sey; und als ich ihm gesagt hatte, daß ich in der Nachbarschaft dieses Dorfes gewohnt habe, versprach er, am andern Morgen früh mir die Wohnung meines Landsmannes zu zeigen. Er ging nun zu Hause und ich nach meinem Logis, und weil ich von der Reise sehr ermüdet war, begab ich mich gleich darauf zu Bette, konnte aber die ganze Nacht hindurch nicht schlafen vor Schmerzen in den Gliedern, welche von dem starken Marschieren herrührten, denn ich hatte binnen 5 Tagen 130 engl. (26 deutsche) Meilen zurückgelegt, und das war für mich, der ich das Reisen zu Fuße nicht gewohnt und mit der Gicht behaftet war, zu viel, denn es beträgt mehr als 5 deutsche Meilen in einem Tage.

Am andern Morgen, den 4. Mai, sobald mein Wirth aufgestanden war, bezahlte ich ihm für Abendessen und Logis einen Viertel-Dollar, nahm Abschied und ließ mir des Barbierers Wasmus Wohnung zeigen. Als ich vor dieß Haus trat, glaubte ich zu träumen; hier, dachte ich, kann kein deutscher Barbierer wohnen, denn ein deutscher Fürst hätte sich nicht zu schämen brauchen in einem solchen Pallaste zu wohnen; weil mir aber das Haus genau bezeichnet, und kein anderes röthlich angemaltes Haus zu sehen war, ich auch bald bemerkte, daß viele Männer mit ungeschornem Barte an die-

ſem Sonntage-Morgen hineingingen, ſo folgte ich ihnen, kam gleich unmittelbar von der Straße in die große geräumige Geſchäftsſtube und fand einen Mann von etwa 55 bis 60 Jahren in ſehr emſigen Geſchäften, was auch wirklich ſehr nöthig zu ſeyn ſchien, denn es ſaßen in dieſem Zimmer wohl 40 Perſonen, welche barbiert zu werden wünſchten und es kamen noch immer mehre hinzu. Um Streit zu verhüten, merkte ich gleich, daß da das Sprichwort: „wer zuerſt kommt, der mahlt zuerſt," befolgt wurde; denn die Bärtigen ſaßen alle in einem Kreiſe und von dem Oberſten bis zu dem Unterſten wurden ſie der Reihe nach barbiert. Um Herrn Wasmus (wenn er es nämlich ſelbſt war, der da ſo emſig raſierte), gleich durch meinen Gruß anzuzeigen, daß ich ein deutſcher Landsmann von ihm ſey, ſagte ich dießmal recht laut und deutlich: Guten Morgen! und als mir darauf nichts erwiedert wurde, trat ich dem Arbeitenden näher und fragte: „wohnt hier Mäſter Wasmus?" „Jäs" war die leiſe Antwort darauf. „Sind Sie es etwa ſelbſt?" fragte ich dann. Ein recht kaltes „Jäs" mit verdrießlicher Miene erhielt ich abermals zur Antwort. Nun ſagte ich ihm, daß ich ein deutſcher Landsmann von ihm ſey, in Wallſtedt, nahe bei Beddingen, im Braunſchweigiſchen, gewohnt habe, und erſt vor Kurzem nach Amerika ausgewandert ſey. Aber, ohne ein Wort zu erwiedern, zeigte er bloß mit dem Finger auf einen Stuhl, worauf ich mich niederſetzte. Wasmus ſprach mit

den Anwesenden kein deutsches Wort, sondern beständig englisch und es kam mir vor, als ob auch er sich meiner schämte, weil er auch nicht ein Wort zu mir sagte, auch noch nicht nach einer Stunde, die ich da gesessen hatte, und als er schon den letzten barbierte. Als dieser seiner Wege ging, stand ich auf, und sagte: „Adje Landsmann! ich wünschte Sie bloß zu sehen und einige Worte mit ihnen zu sprechen; leben Sie recht wohl! Während dessen ging der zuletzt Barbierte zur Thür hinaus und ich wollte ihm folgen. Wasmus aber nahm mich nun beim Arm und sagte mit leiser Stimme, damit es ja Niemand hörte: bleiben Sie noch hier. Nun bat er mich, es nicht übel zu nehmen, daß er mich nicht gleich freundlicher aufgenommen habe u. s. w. und ließ auch dieselben sonderbaren Worte hören, die mir bereits mehre Deutsche gesagt hatten: „man muß sich in die Leute schicken.“ Worauf ich ihn fragte, was diese Worte denn in ihrem ganzen Umfange bedeuten sollten? und er antwortete: „Alles, Alles so machen, wie es die Leute hier haben wollen.“ Hiebei überzeugte ich mich wieder von Neuem, daß ich unter den Amerikanern als einzelner Mann nie mein Glück machen und finden würde, denn wolle ich das, so müsse ich erst ganz umgeschmolzen werden.

Wasmus führte mich nun in seine Wohnstube zu seiner Frau und bat mich dann, mit ihm das Frühstück zu essen; und nun erzählte er mir noch

einen andern Grund davon, warum er mich mit solcher Kälte aufgenommen habe. Es wären früher oft eingewanderte Deutsche zu ihm gekommen, welche Schulden oder sonst dumme Streiche gemacht hätten, die er dann aus der größten Verlegenheit gerissen, was sie ihm aber mit Undank vergolten hätten; und solches habe er auch von mir vermuthet.

Hierauf erzählte er mir seine Schicksale während der 18 Jahre seines Aufenthalts in Amerika, die ich aber nur ganz kurz hier wiedergeben will. Er sey mit seiner Frau und 2 Kindern, weil die Seereise ihm sein ganzes Vermögen gekostet habe, arm in Philadelphia ans Land getreten und habe an baarem Gelde keinen Thaler, wohl aber noch einige silberne und andere Geräthschaften von einigem Werthe bei sich gehabt; außerdem wäre er sowohl, wie seine Frau mit guten Kleidungsstücken versehen gewesen. Wegen des kostspieligen Aufenthalts in Philadelphia aber habe er ein Stück nach dem andern von seinen Sachen verkaufen müssen, weil sich auch bei aller angewandten Mühe keine Gelegenheit gefunden habe, mit seinem Metier etwas zu verdienen. Die Noth habe ihn endlich gezwungen, diese Stadt zu verlassen, und sein Wunsch wäre gewesen, nach dem Ohio-Staate zu reisen. Aber dazu hätte ihm das Reisegeld gefehlt, und außer der Kleidung hätte er nur noch eine silberne Uhr und seine Frau einen silbernen

Löffel gehabt. Doch habe er einen Bauer gebeten, der die Straße nach Lancaster habe fahren wollen, ihn nebst seiner Frau und Kindern bis nach seiner Wohnung mitzunehmen, und derselbe sey auch gleich bereit dazu gewesen. Sie wären nun abgereiset und unterwegs sey es ihm schwer aufs Herz gefallen, daß er vergessen habe, seine Uhr nebst dem Löffel zu verkaufen, damit er das Fuhrlohn bezahlen könne. Nichts habe er mehr bedauert, als seine armen Kinder, die über Hunger geklagt hätten und er habe nichts für sie zu beißen und zu brechen gehabt. Spät am Abend wären sie in des Bauers Wohnung angekommen, der sie alle mit Speise und Trank erquickt und gelabt und Allen ein gutes Nachtlager gegeben habe. Am andern Morgen hätten sie alle wieder eine herrliche Mahlzeit bekommen; der Bauer aber, dem er über Tische seine Noth geklagt, habe auch kein Fuhrlohn verlangt, sondern noch obendrein versprochen, sie Alle noch eine halbe Tagereise durch seinen Knecht und Fuhrwerk weiter transportiren zu lassen. Nach Tische habe er seinen Knecht beauftragt, daß derselbe Baumaterialien von einem bestimmten Orte holen und diese Leute nebst ihren wenigen Sachen mitnehmen solle, bis an das Haus eines seiner an der Straße wohnenden Bekannten, den er durch den Knecht habe bitten lassen, diese Leute auch eine Nacht zu herbergen u. s. w.

Als sie dort angekommen wären, hätte der

Bauer gefragt, ob Wasmus dreſchen, Ställe miſten und dergleichen Geſchäfte verrichten, und ſeine Frau ſpinnen könne und andere häusliche Geſchäfte verſtehe? und als ſie das mit Ja beantwortet, habe der Bauer geſagt: ſo könnten ſie ja alle bei ihm bleiben, er habe Arbeit genug und auch eine Wohnung für ſie, die ſie beziehen könnten. Als er gehört, daß Wasmus ein Barbierer und nach dem Ohio zu reiſen entſchloſſen ſey, habe er ihm ernſtlich davon abgerathen und geſagt, daß er als ein ſolcher ja in Penſylvanien viel eher und leichter ſeinen Zweck erreichen würde, als am Ohio. Er (Wasmus) habe ſich bald auch ſelbſt davon überzeugt, weil die Leute auf dem Lande im Ohio-Staate ja zu der Zeit, nach allen Nachrichten, noch ſehr zerſtreut gewohnt hätten, und ſich nun entſchloſſen, eine Zeitlang bei dieſem Landwirthe zu bleiben und das Dreſchen und andere Bauerngeſchäfte zu verſuchen; am andern Morgen ſey er auch mit den übrigen Dreſchern in Reihe und Glied getreten; es ſey ihm recht ſauer geworden, doch habe er gedacht, er würde es gewohnt werden. Am folgenden Morgen aber, als er hätte aus dem Bette ſteigen wollen, wäre er ganz ſteif geweſen und alle Glieder ſeines Körpers hätten ihm wehe gethan, ja ſeine Arme hätte er nicht können vom Leibe bringen. Nun habe er zu ſeiner Frau geſagt: „Dreſchen kann ich unmöglich wieder, es gehe mir auch, wie es gehe.“ Er habe ſeine Barbier-Werkzeuge genommen, ſey ausgegangen von einem

Bauerngute zum andern und habe an dieſem Tage mit Barbieren einen amerikaniſchen Thaler verdient, wobei man ihm Eſſen und Trinken im Überfluſſe gegeben habe. Mit unbeſchreiblicher Freude ſey er am Abend zu ſeiner Frau geeilt und ſeine erſten Worte wären geweſen: „Frau, Frau, was denkſt du wohl, ich habe heute einen Thaler verdient!“ worüber ſich ſeine Frau auch nicht wenig gefreuet habe.

Bald nachher ſey der Bauer mit den Worten zu ihm in die Stube gekommen: „Was hobt ihr tenn k'macht? ihr ßeit mir ja untreu k'worde.“ Er habe ſich nun wollen bei ſeinem Wirth entſchuldigen, der aber habe mit Lachen entgegnet: „Nu, nu! ich hobs wohl ketenkt, tos ihr net treſche konntet, keht Morge nur noch weiter die Schtroß hinauf, to kibts noch mehr zu vertiene!

Dieſen Rath habe er befolgt, und ſeine Kunden hätten ſich ungemein vermehrt, ſo daß er alle Tage vollauf zu thun gehabt habe; am zweiten Tage habe er ſchon über 2 Thaler verdient. Er ſey, dem Rathe ſeines Wirths gemäß, immer nahe an der Straße geblieben und an derſelben in ſeinen Geſchäften immer weiter gegangen und auf dieſe Art bis Gettisburg gekommen, wo er jetzt wohnte. Gettisburg hätte damals (vor 18 Jahren) nur erſt aus etwa 9 Häuſern beſtanden. Jetzt iſt es eine Stadt, ich glaube im Umfange ſo groß,

wie Wolfenbüttel, aber freilich noch nicht ſo volkreich; mit jedem Jahre aber wird ſie größer. Sie iſt nach dem Plane von Philadelphia gebauet, hat ſehr ſchöne Häuſer, und recht breite Straßen, die ſich in rechten Winkeln durchſchneiden.

Wasmus erzählte ferner, daß ihn die Gettisburger gebeten hätten, ſich in dieſer neuen Stadt, die ſich ſchnell vergrößern würde, zu beſetzen, und dieſen Rath habe er nach einiger Zeit befolgt, weil er ihn zweckmäßig und vortheilhaft gefunden habe, denn die ganze Gegend um dieſe Stadt ſey ſehr bevölkert.

Hier in Gettisburg habe er binnen kurzer Zeit ſich ein Kapitälchen geſammelt, dann ſich ein Haus gekauft, und bald nachher auch Gärten und Felder. Nach 3 Jahren ſey ihm ſeine gute treue Frau geſtorben (bei dieſen Worten kamen ihm Thränen in die Augen) und bald nachher auch die Tochter, ein blühendes Mädchen von 16 Jahren. Seinen noch einzigen Sohn habe er nach Baltimore bei einen Zuckerbäcker in die Lehre gethan, der ſich dort ſo wacker gehalten, daß ihn nach dem Tode ſeines Meiſters deſſen einzige Tochter geheirathet habe, und dadurch ſey er ein ſehr reicher Mann geworden. Er ſelbſt habe als Wittwer ohne Schaden ſeinem Hausweſen nicht vorſtehen können, und deßwegen ſich entſchloſſen, wieder zu heirathen; und mit ſeiner jetzigen Frau habe er das große ſchöne Haus,

in welchem er jetzt wohne, nebst einem schönen Garten und einigen Äckern Feldland zum Eigenthum erhalten. Er hatte mit ihr eine Tochter, die etwa 5 Jahre alt seyn mochte.

Wasmus war ganz Amerikaner: denn wenn er auch in dem eifrigsten Gespräch mit mir war, so schwieg er doch augenblicklich, so oft seine Frau oder ein Anderer die Thür aufmachte und in die Stube trat, und er bat auch mich, dieß zu thun. Über die reiche Heirath des Wasmus wunderte ich mich nicht, denn seine Ehehälfte war nichts weniger als hübsch, und überdieß schien sie mir eine rechte Haderkatze zu seyn. Daß Wasmus nicht recht glücklich mit ihr lebte, merkte ich gleich, ob er mir gleich nichts davon sagte.

Nach dem Morgen-Essen (Breakfeast) wollte ich mich Herrn Wasmus empfehlen. Da er mich aber dringend bat, bis nach Mittag bei ihm zu bleiben, weil er wegen meiner Absicht, nach dem Ohio und vielleicht noch weiter zu reisen, noch viel Wichtiges mit mir zu sprechen habe, so erfüllte ich seine Bitte und blieb bis nach dem Mittags-Essen bei ihm. Während dieser Zeit wandte Wasmus seine ganze Beredtsamkeit an, mir meinen gefaßten Entschluß aus dem Sinne zu reden und es gelang ihm endlich; denn ich fand seine Gründe, warum er die Fortsetzung meiner Reise nach Westen widerrieth, größtentheils richtig und entschloß mich, wieder

zurückzukehren, bis zu einer gelegneren Zeit, wenn ſich manche Umſtände vielleicht glücklich geändert haben würden, die der Erreichung meines Zwecks jetzt hinderlich waren.

Nach Tiſche nahm ich von Frau Wasmus Abſchied, er aber begleitete mich 1 Stunde weit. Nun zeigte er mir erſt ſeine Beſitzungen in und nahe bei der Stadt, nämlich: 2 Häuſer, 2 Grundſtellen zu Häuſern (Lots), die er früher für wenig Geld gekauft hatte, die aber jetzt im Preiſe mehr als zehnfach geſtiegen ſind; und 90 Acker Land, von welchen die Hälfte bereits urbar gemacht, und weil es nahe vor der Stadt liegt, als Gartenland verpachtet war; deſſen Werth ſich ebenfalls ſeit der Zeit es Wasmus beſitzt, ungemein vergrößert hat.

Wasmus begleitete mich nun noch 1 Stunde lang, erzählte mir noch Mancherlei, und gab mir den Rath, an irgend einer lebhaften Straße ein Haus zu miethen, Schnapps und Schmalbier zu ſchenken, Leibkuchen zu backen und dieſe den Gäſten zu verkaufen u. ſ. w. Nach reifer Überlegung fand ich aber, daß weder ich noch meine Frau uns zu dieſen Geſchäften recht ſchicken würden. Gegen 3 Uhr ſchieden wir von einander, er ging wieder nach Gettisburg und ich nach dem Städtchen Orford zu.

## Siebentes Kapitel.

Rückreise von Gettisburg. — Sonderbare Nacht in Oxford. — Löbliche Sitte der Krankenwartung von Nachbaren. — Bewachen der Todten zur Nachtzeit. — Zwei deutsche Auswanderer reisen nach Cincinaty. — Reise über Littel-York, — Seitswill, — Susquehannah-Brücke, — Columbia, — Monpleassent, — Lancaster. — Schilde der Gasthäuser. — Langer Weg im Finstern. — Nachtquartier bei Quäkern. — Reise über ein hohes Gebirge. — Gastfreie Aufnahme von englischen Pflanzern. — Fruchtbarkeit der Bergthäler. — Reise im Finstern durch einen dicken Wald. — Nachtquartier in einem Bauernhause. — Reise nach Reading. — Viele neue deutsche Auswanderer. — Reise nach meiner Wohnung an der Mosillem.

Am 4. Mai Abends nach dem Dunkelwerden erreichte ich auf der Rückreise Oxford, und kehrte in dem ersten Gasthause, was ich traf, ein. Da schon gespeiset war, aß ich diesen Abend wieder allein und war auch während des Essens, außer einer Magd, die mir den Kaffee einschenkte, allein in der Speisestube. Alles war sehr stille im Hause, obgleich mehre Leute, als diejenigen, welche in das Haus gehörten, gegenwärtig waren; alle waren

recht ernſthaft, und einige ſchienen traurig zu ſeyn. Der Wirth fragte mich, ob ich zu Bette zu gehen wünſchte, und als ich das mit Ja beantwortet hatte, brachte er mich oben im Hauſe in ein groſſes Zimmer, wo wohl 7 Betten ſtanden, in zweien derſelben ſchliefen bereits Leute und die übrigen waren noch leer. Als der Wirth mir meine Schlafſtelle angewieſen hatte, entfernte er ſich; ich löſchte nun das Licht aus und legte mich zu Bette. Kaum hatte ich mich niedergelegt, ſo hörte ich in einem Nebenzimmer mehre Perſonen ſprechen, einige kamen auch bald nachher mit dem Lichte durch mein Schlafzimmer und gingen in ein anderes. Bald kamen wieder einige andere zurück, legten ſich in die noch leeren Betten, die Schlafenden wurden geweckt und verfügten ſich nun gleichfalls in das Nebenzimmer. So ging es die ganze Nacht hindurch, und an Schlaf war nicht zu denken. Am folgenden Morgen bemerkte ich, daß eine im Hauſe befindliche Leiche dieſe nächtliche Unruhe verurſacht hatte.

Es iſt nämlich dort allenthalben die löbliche Sitte und der Gebrauch, daß die Nachbaren während der Zeit Jemand krank liegt, dieſen Kranken warten, und ſtirbt der Kranke, ſo wird ſeine Leiche, während ſolche über der Erde ſteht, von ſämmtlichen Nachbaren und andern zur Nachtzeit bewacht. Das Letztere hatte ich bis dahin nicht gewußt; die Urſache, warum dieß geſchieht, habe ich aber durch alles For-

ſchen auch nachher nicht erfahren können, ſondern immer nur die Antwort erhalten: „Es iſcht ſo K'prauch.“

Am 5. Mai früh um 6 Uhr, nachdem ich meinem Wirth einen Viertel-Dollar bezahlt hatte, ſetzte ich meine Reiſe wieder weiter fort, denn mir war nirgend ſo wohl, als in der freien Natur zwiſchen blühenden Getraidefeldern, Wäldern und andern Gegenſtänden im Freien, wo ich beſtändig die weit ſtärkere Vegetation, als ich ſie ſonſt gewohnt war, bewunderte, beſonders bei ſtiller ſchöner Witterung des Morgens und Abends in der Kühle. Mein Weg ging nach Littel-York, und um halb 1 Uhr Mittags, als ich mich bei einem Glas Cyder in einem Gaſthauſe an der Chauſſee erholte, hörte ich, daß ich von dieſer Stadt nur noch 5 Meilen entfernt ſey. Als ich nach 1 Uhr meine Reiſe wieder fortſetzte, begegneten mir 2 junge Leute, die ich anredete, weil ich an ihrer Kleidung ſah, daß es deutſche Einwanderer waren. Es waren Baiern, einer ein Tiſchler, der andere ein Metzger, welche gewillet waren, nach Cincinnati zu reiſen, um dort ihr Glück zu ſuchen. Sie ſprachen davon, daß es ſich in Amerika herrlich reiſen laſſe, und erzählten, daß ſie von Philadelphia bis hieher nur ein einziges Mal in einem Gaſthauſe eingekehrt wären und ein 11 Pensſtück (4 Sgr.) verzehrt hätten; ſie kehrten, wenn ſie hungrig und durſtig würden, immer bei einem Bauer ein; logirten auch des Nachts nur in

solchen Häusern. Diese hätten sich bis jetzt noch nichts dafür bezahlen lassen, und immer wären sie herrlich bewirthet worden. Sie fragten mich, ob ich das nicht eben so mache? und ich sagte ihnen, daß ich auch bereits die Gastfreiheit der Amerikaner in dieser Art kennen gelernt, doch auf dieser meiner Reise noch keinen Gebrauch davon gemacht habe. Nun fragten sie, ob ich auch Brückengeld bezahlt habe, ehe ich unter das Dach der großen Brücke gegangen sey? und als ich das mit Ja beantwortete, erzählten sie, daß man ihnen dasselbe auch abgefordert, als sie aber gesagt hätten, sie hätten kein Geld, habe man sie frei hinüber gehen lassen. Sie hofften, daß ihnen die ganze Reise bis Cincinnati nicht einen halben amerikan. Thaler kösten werde, worauf ich ihnen Glück wünschte, meines Weges ging und noch vor Abends Littel-York erreichte, durch welche Stadt ich geraden Weges ging, ohne mich zu verweilen, und am Abend spät kehrte ich in einem Gasthause am Wege ein, wo ich übernachtete. Weil ich sehr ermüdet von der Reise war, ging ich früh zu Bette, und am andern Morgen, nachdem ich meine gewöhnliche Zeche bezahlt hatte, begab ich mich um 6 Uhr von neuem auf den Weg und um 9 Uhr war ich schon in dem Städtchen Seitswill, dicht an dem Susquehannah, wo ich in einem Gasthause ein Gläschen Cyder krank, dann über die früher genannte lange Brücke ging und in die Stadt Columbia kam. Weil ich sehr matt war, so ging ich beim Ausgange aus dieser Stadt

*

erst in ein Gasthaus, ließ mir etwas kaltes Essen geben und trank wieder ein Glas Cyder (dort nach englischer Mundart Seider genannt, das wohlfeilste, gesundeste und stärkendste Getränk in Amerika), dann setzte ich meine Reise nach Lancaster fort, und nachdem ich 3 Stunden lang stark marschiert hatte, erreichte ich das Städtchen Mountpleasant, und wollte, ohn mich da zu verweilen, durchgehen, aber Gichtschmerzen in der rechten Hüfte und Kniee nöthigten mich, auch hier einzukehren, und ein Gläschen Cyder stärkte mich abermals und linderte auch die Schmerzen, so daß ich nach einer Viertelstunde wieder gut marschieren konnte, in kurzer Zeit 5 Meilen zurückgelegt hatte und von der Stadt Lancaster nur noch 1 Meile entfernt war. Auf einmal aber bekam ich wieder die heftigsten Gichtschmerzen in den vorhin genannten Theilen meines Körpers, so, daß ich mich unter einen Baum niederlegen mußte und erst nach 1 Stunde wieder aufstehen konnte. Als ich endlich wieder weiter zu gehen vermogte, war meine Uhr bereits ¾ auf 6, doch weil ich nicht Lust hatte, in Lancaster zu übernachten, so ging ich dießmal durch diese Stadt, ohne allda mich aufzuhalten, hatte aber beim Ausgange aus derselben den rechten Weg verfehlt, was ich erst bemerkte, als ich bereits eine halbe Meile von der Stadt entfernt war. Als ich vor eine Brücke kam, rief mich in einem am Wege stehenden Hause ein Mann an, dem ich für den Übergang über die Brücke 1 Cent bezahlen mußte.

Derſelbe ſagte mir, daß ich nur unbedeutend aus der Kehr gegangen ſey und bald wieder auf den rechten Weg kommen könne. Mit Fleiß aber blieb ich auf dieſem Wege, um am folgenden Tage eine andere Gegend zu ſehen, denn jetzt wurde es Abend und ich nahm mir vor in dem erſten Gaſthauſe, welches ich an der Straße treffen würde, einzukehren und daſelbſt zu übernachten; denn ob es gleich finſter war, ſo verließ ich mich doch darauf, daß ich ein Gaſthaus nicht verfehlen könne, weil ſolche alle dicht an den Straßen ſtehen und alle ein Schild haben, ſo groß, wie ein großer Thorwegsflügel, welches hoch an zwei großen Pfeilern befeſtigt iſt, und zwiſchen denſelben ſchwebend hängt, an welchem ein Pferd, ein Ochs, Bär oder ein anderes Thier, oder auch der Präſident oder eine andere in Amerika wichtige Perſon in Lebensgröße abgemalt iſt; oder auch andere Gemälde, als z. B. die Sonne, der Mond, ein Kutſchwagen mit Pferden beſpannt, ein Pflug mit oder ohne Pferden, zwei goldene Schlüſſel und noch manche andere Dinge. Ein ſolches Schild ſieht man am Tage in großer Entfernung ſchon und ſelbſt zur Nachtzeit kann man nicht leicht vorbei kommen, ohne es zu bemerken. Auf dieſem Wege aber ging ich wohl zwei Stunden in der Nacht, ohne ein Gaſtſchild zu gewahren. Endlich kam ich vor ein großes ſchönes Haus, in welches mehre ſchön gekleidete Manns- und Frauensperſonen gehen wollten, und dieſe fragte ich, ob man mich nicht her-

bergen wolle, weil ich schon vergeblich 2 Stunden im Finstern gegangen sey, in der Hoffnung, ein Gasthaus anzutreffen. „Verschteh net!“ war die Antwort. Weiter fragte ich, ob ich nicht einen Trunk Wasser bekommen könne. „Verschteh net!“ war wieder die Antwort, die ich erhielt und ich mußte weiter gehen. Nach einer halben Stunde etwa kam ich vor ein kleines Blockhäuschen und fragte, ob man mich nicht herbergen könne. Mann und Frau versicherten, daß sie dieß gern thäten, aber es fehle da der Raum; und als ich hineintrat, um meinen Durst zu löschen und eine Pfeife Tabak anzuzünden, überzeugte ich mich davon, denn diese noch jungen Leute hatten 9 lebendige Kinder und nur 2 Betten, auch war der Raum so beschränkt, daß ich da nicht wohl übernachten konnte. Man versicherte mir, daß ich nicht fern von da ein Gasthaus treffen würde, aber ich ging noch wohl eine Stunde lang, ehe ich ein solches antraf, durch einen düstern Wald und mitten in diesem kam ich vor einen Fluß, durch welchen der Fahrweg, dem ich gefolgt war, hindurch führte, wodurch ich in Verlegenheit kam, doch aber nach kurzem Suchen einen Steg fand, über welchen ich dann ging und beim Ausgange aus dem Walde das Gasthaus fand; beim Eintritt ins Haus schlug die Stubenuhr gerade 10. Hier kam ich unter lauter Quäker, die kein deutsches Wort verstanden, und auf meine Frage, ob man mich herbergen könne, verstand ich die Antwort nicht, setzte mich

aber in der mit Gästen angefüllten Stube nieder, und sprach: „ei em hungre; kohlt iht.“ Der Wirth verstand, daß ich hungrig sey und kaltes Essen verlange, faßte mich beim Arme und brachte mich in die Speisestube, wo mir vorgesetzt wurde, was ich verlangte, und als ich mich gesättigt hatte, gab ich das Zeichen, daß ich lieber in dieser Stube bleiben wolle, wo die Wirthin mit ihren Kindern auch blieb. Hierauf rauchte ich noch eine Pfeife Taback und zeigte dann, daß ich müde sey und schlafen wolle. Man brachte mich oben im Hause durch mehre große Zimmer, wo Betten standen, auf ein kleineres, wo nur ein Bett stand und zeigte, daß ich da schlafen solle; ich schlief aber nur erst gegen Morgen ein, denn die ganze Nacht wurde es in diesem Hause nicht ruhig, sondern beständig dauerte das Gehen und Sprechen mehrer Personen in den Zimmern, über welche ich beim zu Bette gehen gekommen war und die Thüren wurden fortwährend auf- und zugemacht. Am andern Morgen, den 6. Mai, ließ ich mir ein Gläschen Rum und etwas Butterbrodt geben, bezahlte dem Wirth für Abendessen, Herberge und den Schnapps nur 20 Cents, setzte um 6 Uhr meine Reise weiter fort, und ging bis Nachmittags 4 Uhr, ohne mich aufzuhalten in eins fort. Dann aber wurde ich ohnmächtig, setzte mich etwa eine Viertelstunde lang unter einen Baum und ruhete. Bis hieher war ich beständig durch die blühendsten Gegenden gekommen, worin ich mich auch jetzt noch befand,

nur mit dem Unterschiede, daß hier die Leute zerstreuter wohnten und mehr Wald war; aber in der Ferne hin sah ich hohe Berge mit Wald, die sehr rauh zu seyn schienen, denn man konnte hie nnd da von ferne schon die großen mit weißem Moos bewachsenen Felsen sehen. Um 5 Uhr kam ich an diese Berge und mußte eine gute Stunde lang immer bergan gehen, bis ich endlich auf einem sehr hohen Berge stand, von wo aus ich hinter mir wohl 20 Meilen hin die blühende Gegend, mit Häusern, Feldern und Wäldern besäet, übersehen konnte; es war eine wirklich prächtige Aussicht. Nahe um mich her aber sah ich kahle Felsen, nur mit Moos bewachsen, oft von der Größe und so flach, das man auf dieselben eine kleine Stadt hätte bauen können; neben diesen Abgründe, in welchen es unten wegen der ungeheuern Tiefe ganz finster war, dann wieder Berge, die von einem Steinregen entstanden zu seyn schienen, denn ihrer Lage nach waren sie einer auf dem andern gefallen, das zeigten die Borsten mehrer großen Steine an, die so auf noch größeren ihres Gleichen lagen, daß man nicht anders schließen konnte, als sie wären einst auf dieselben gefallen und dadurch ins Kreuz und in die Quere entzwei geborsten. Um mich von der Wahrscheinlichkeit dieser meiner Ansicht noch mehr zu überzeugen, erstieg ich einen solchen ungeheuren Steinberg und meine Hypothese schien durch die ganze Lage desselben Bestätigung zu erhalten, so, daß ich zu mir selbst die Worte sagte:

ja, ihr seyd vor Jahrtausenden an diesen Platz geregnet; ein ungeheurer Vulkan hat euch einst in die Höhe geschleudert, aus derselben seyd ihr wieder herabgefallen und habt diese ungeheuren Berge gebildet.

Dann ging ich weiter und freuete mich, als ich in der Ferne ein Haus sah, worauf ich zueilte, um dort auszuruhen und Hunger und Durst zu stillen. In diesem Hause traf ich nur eine junge Frau, die mir mit freundlicher Miene zwar entgegen kam, aber als sie hörte, daß ich deutsch sprach, schien sie etwas verlegen zu werden. Ich bat um einen Trunk Wasser und etwas Brodt, und als sie das nicht verstand, fragte sie: „Kähn ju net thak englisch gut?" No! sagte ich, setzte aber gleich hinzu: Water, Bried. Nun fragte sie: „thu ju net drink Seider?" Ah! Seider, Seider! jäs, jäs! sagte ich. Sie brachte mir nun eine große Flasche voll Cyder und den herrlichsten Weißkuchen, Butter und Latwerge von Äpfeln (oder Äpfelmuß), auch noch eine Flasche voll Branntwein, die ich aber gleich zur Seite setzte und mich dann der Cyderflasche und des Kuchens bediente, woran ich mich recht labte und erquickte. Als ich mich gesättigt hatte und diese Frau, so gut ich konnte, fragte, was sie für Speise und Trank verlange? kam auch ihr Mann zu Hause, mit dem sie einige Worte sprach; dieser war die Freundlichkeit selbst und beide gaben nun durch Kopfschütteln und andere Zeichen

zu verſtehen, daß ſie nichts von mir verlangten, ja ſie baten mich beide, bei ihnen die Nacht über zu bleiben und zeigten mir ein Bett neben dem ihrigen, wo ich ſchlafen ſolle. Nichts mehr bedauerte ich, als daß ich mit dieſen gaſtfreien wackern jungen Engländern mich nicht beſſer unterhalten und ordentlich ſprechen konnte. Als ſie merkten, daß ich durchaus nicht bei ihnen übernachten wolle, beſtand doch der Mann darauf, daß ich erſt ſeinen Whisky probiren ſolle, was ich denn auch that; es war der herrlichſte Apfelbranntewein, den ich noch nicht ſo gut in Amerika getrunken hatte.

Unter herzlichen Glückwünſchen nahm ich von dieſem Paare Abſchied und erſtaunte beim Weggehen über die prachtvollen Waitzen- und Roggenfelder hier in dieſem Bergthale, zwiſchen Felſenbergen, auch über die ungeheure Menge Obſtbäume und ihren üppigen Wuchs, die dort in den gebürgigen Gegenden überall reichere Erndten geben, als in den Ebenen. Wohl 2 Stunden ging ich noch, ehe es dunkel zu werden anfing und war während dieſer Zeit vor 4 Häuſern vorbei gekommen, wo ich hätte Nachtquartier nehmen können; aber ich wollte, wie faſt immer, auch dießmal, erſt einkehren, wenn es ganz finſter ſeyn würde. Es wurde finſter, aber ſeit einer vollen Stunde ſchon hatte ich kein Haus geſehen und der Wald wurde immer dicker. Nach etwa noch einer Stunde blieb ich ein Weilchen ſtill ſtehen und horchte, ob ich nicht etwa einen Hund

bellen hören würde, den hörte ich nicht, aber einen recht plumpen Tritt eines Menschen, den hörte ich, und dieser kam mir entgegen und immer näher. Ich ging nun fort ihm entgegen und sah, als ich ganz nahe vor ihn kam, daß es ein Neger war, der einen Misthaken auf der Schulter hatte. Guten Abend! sagte ich, worauf er still stand, seinen Misthaken vor sich hinstützte, und „kut Nobet!" sagte. Nun fragte ich ihn, ob ich nicht etwa bald ein Gasthaus treffen würde, wo ich logiren könne? Er aber antwortete mir, daß an diesem Wege, bis noch 3 Meilen weiter kein Gastwirth wohne, weil er nicht viel befahren würde. Es führte aber ein Weg weiter rechts über dieß Gebirge, den ich verfehlt haben müßte, und wenn ich diesen nicht verfehlt hätte, so hätte ich da 2 Gasthäuser getroffen. Nun erinnerte ich mich, daß dieß geschehen war, als ich bei dem großen Steinhaufen vorbei kam. Nach einer guten Viertelstunde, so sagte der Schwarze, würde ich vor ein Haus kommen, in welchem eine Wittwe wohne, bei welcher er geschafft (gearbeitet) hätte, die würde mir Herberge geben, es sey eine gute Frau. Nun sagte ich ihm gute Nacht, ging meines Weges, und nach einer Viertelstunde traf ich wirklich das Haus, das der Schwarze mir bezeichnet hatte; die Wittwe aber wollte mir nicht die Thür öffnen, was ich ihr wohl nicht gut verdenken konnte, denn sie war mit ihren noch unerwachsenen Kindern ja ganz allein in dem Hause, und konnte ja nicht wissen, ob

ich ein ehrlicher Mann ſey, oder nicht. Sie ſagte mir, ich möge nur noch eine kleine Strecke weiter gehen, bis zu dem nächſten Hauſe, wo ich gern aufgenommen würde. Nach einer kleinen halben Stunde ſah ich ein Haus, in welchem auch eine Frau mit ihren Kindern allein war, die letzteren aber waren ſchon erwachſen. Als ich kein Licht ſah, klopfte ich an die Thür. Eine Frau ſah oben aus dem Fenſter und fragte, wer da ſey? worauf ich ihr treuherzig ſagte, wie es mir ergangen ſey. Ey, ſagte ſie, ſie habe ſchon vielen Reiſenden auf eine Nacht Herberge gegeben, und hielte dieß für ihre Pflicht, dieſe aber wären alle früher gekommen u. ſ. w. Sie kam aber herunter und ließ mich ins Haus und rief ihre Tochter, ſogleich das Licht anzuzünden, welche auch gleich mit dem Lichte in der Hand kam. „Ja," ſagte ſie, „ihr könnt pei uns ſchlofe, aber ihr hobt wol noch net keſſe?" Nein ſagte ich, und die Tochter flog in die Küche und brachte binnen einigen Minuten ein gutes Abendeſſen nebſt Kaffee, wie es dort Gebrauch iſt. Die Tochter, ein wirklich ſehr hübſches Mädchen, ſetzte ſich in einen Winkel der Stube während ihre Mutter ſich mit mir unterhielt, und ich glaubte, daß ſie müde ſey, darum ſagte ich zu der Frau, daß ihre Tochter vielleicht müde ſey, und ja nun in Gottes Namen wieder zu Bette gehen könne. Die Mutter aber verſicherte, daß die Müdigkeit nicht die Urſache ſey, weßwegen das Mädchen ſich in den Winkel ſetze, denn ſie höre gar zu gern die Ge-

ſpräche fremder Perſonen. „Nun," fragte ich, „was iſt denn die Urſache davon?" Sie iſt ein Wenig ſchamhaft, antwortete die Mutter. Das iſt eine gute Tugend junger Mädchen, nahm ich das Wort, aber für mich brauche ſie ſich ja gar nicht zu ſchämen. Die Alte ſagte nun, daß ſich ihre Tochter deßwegen ſchäme, daß ſie ſchon 20 Jahre alt, und noch nicht verheirathet ſey, worauf ich erwiederte, daß dieß ja gar keine Urſache ſey, weßwegen ſich ihre Tochter zu ſchämen brauche, und daß bei mir zu Lande ſelten ein Mädchen unter 20 Jahren heirathe. Sie erzählte nun, daß die älteſte ihrer Töchter als ein 16jähriges Mädchen ſchon, und 2 andere, beide vor ihrem 18ten Jahre, geheirathet hätten. Ich ſuchte nun beide, Mutter und Tochter, durch mehre Gründe zu überzeugen, daß dadurch ja gar nichts verloren ſey, wenn ein Mädchen von 20 Jahren noch nicht geheirathet habe. Sie gaben mir endlich auch beide recht und ſchienen ſich darüber zu beruhigen.

Ich freuete mich herzlich, daß ich hier Unterkommen gefunden hatte, denn während ich meine Abendmahlzeit hielt und mit dieſer Frau mich unterhielt, fing es draußen an ſehr ſtark zu regnen. Nach dem Eſſen rauchte ich, der Frau zu Gefallen, obgleich ich ſehr matt und müde von der Reiſe war, noch eine gute Pfeife Taback, während deſſen dieſelbe mich, als deutſche Amerikanerin, wirklich ganz gut unterhielt. Sie erzählte mir auch, daß

ihr Mann Wilhelm Strunk heiße, und jetzt verreiſet ſey, daß ſie an dieſem Platze nicht immer, ſondern früher in der Gegend bei Bethlehem und Nazareth gewohnt habe. „Bei Bethlehem und Nazareth?“ fiel ich ihr in die Rede, „da wohnen ja die Herrnhuter; ich bin neugierig, von dieſem guten Volke, von dem ich früher viel Gutes gehört habe, auch hier etwas zu hören.“ Allein Frau Strunk wollte dieſe Leute gar nicht loben, ſondern verſicherte, daß ſie um der Herrnhuter willen dort weggezogen ſey. Sie ſagte mir unter andern, daß die Herrnhuter, ſtolz auf ihre Frömmigkeit (denn ſie nennten ſich die Auserwählten Gottes), andere Leute verachteten, welche nicht zu ihnen gehörten; ihre Gottesfurcht ſey aber vielfältig Heuchelei, und hierauf erzählte ſie mehre Beiſpiele, dieß zu beweiſen, die mich wirklich in meinem bisherigen feſten Glauben an die Frömmigkeit dieſes Volks etwas wankend machten, ſo, daß ich meinen längſt gefaßten Vorſatz, Bethlehem und Nazareth zu ſehen, welche Städte von meinem Wohnplatze nicht volle 50 engl. Meilen entfernt waren, änderte. Als ich meine Pfeife Taback geraucht hatte, ging ich zu Bette, wohin mich Frau Strunk mit dem Lichte begleitete und nebſt ihrer Tochter mir eine gute Nacht wünſchte, was auch ich ihnen erwiederte und in dieſer Nacht recht gut ſchlief.

Als ich am andern Morgen, Sonntags den 7. Mai, aus dem Bette aufſtand, regnete es noch ſehr

ſtark. Es erſchienen nun, außer der Frau Strunk und ihrer 20jährigen Tochter, noch ihr 22jähriger Sohn nebſt ihrer 80jährigen Mutter, welche letztere beiden ich am Abend nicht geſehen hatte. Alle baten mich, bei ihnen zu bleiben, bis es beſſere Witterung werden würde. Nun aß ich bei dieſen Leuten noch das Frühſtück, und als es gegen 9 Uhr aufhellte und die Sonne ſchien, nahm ich hier Abſchied. Für Logis und Herberge verlangten dieſe Leute nichts.

Nun ging ich die Straße nach Reading zu, welche Stadt ich gegen den Abend erreichte, kehrte dort wieder im Gaſthauſe „zum Präſidenten," bei dem im Anfange des 6ten Kapitels genannten Bottmer ein und blieb daſelbſt über Nacht. Dieß Gaſthaus aber wimmelte von Fremden, die dort logirten, unter welchen viele neueingewanderte Schwaben und Würtemberger ſich befanden, größtentheils arme Leute, manche in zerlumpten Kleidern und magern, blaſſen, kränklichen Geſichtern. Es war mir dieß ein trauriger Anblick, weil der größte Theil von dieſen Leuten weder Landgeſchäfte noch ein Handwerk verſtanden, was doch durchaus nöthig iſt, um dort bald Unterkommen und Brodt zu finden. Sie ſammeln ſich deßwegen häufig in dieſem Kreiſe und in dieſer Stadt, weil der größte Theil der deutſchen Einwohner dieſer Gegend Abkömmlinge von Schwaben und Pfälzern und auch viele unter ihnen Eingewanderte aus dieſen Ländern ſind; dieſe

Neueingewanderten würden darum auch dort alle um so leichter Aufnahme finden, wenn sie nur alle Handwerker und Bauern wären. Besonders die letztern können dort als Tagelöhner immer bald Unterkommen und Arbeit finden, verdienen auch dort in einem Tage mehr, als hier in ihrem Vaterlande in der ganzen Woche. Aber unter Zehnen von diesen jungen Einwanderern war auch nicht Einer, der sich dazu schickte, denn mehre von ihnen waren in Deutschland Handlungsdiener gewesen, einige hatten als Schreiber gedient, mehre waren in Comtoiren angestellt gewesen u. s. w. Es gab unter ihnen sehr talentvolle junge Leute, denn mit einigen unterhielt ich mich einige Stunden lang und fand, daß es Schade um sie war, daß ihre Talente und Wissenschaften in Amerika schlummern sollten, und doch konnte es nicht anders kommen, weil dergleichen dort gar keinen Werth haben. Zwei von diesen letzten haben mich nach Jahr und Tagen an meinem Wohnplatze an der Mosillem besucht, sie hatten einen Torniſter von grobem Packleinen auf ihrem Rücken und handelten mit allerhand kleinen Waaren, versicherten auch, daß ihnen das bei ihrer Wiege nicht gesungen sey, denn der Eine war der Sohn eines Justiz-Beamten, und der Andere eines Kaufmanns, beide aus dem Würtembergischen. Der Erste war ein Katholik und wurde, nach einem Jahre etwa, Schulmeister an der neu erbauten römisch-katholischen Kirche, im Richmond-Kirchspiele eine gute Stunde von meiner

Wohnung entfernt, der Andere aber handelte damals noch, und hauſirte im Berks-Kreiſe umher.

Bei Bottmer aß ich an dieſem Abende in einer Geſellſchaft von 56 Perſonen, von welchen die meiſten dort logirten; am andern Morgen aber war die Tiſch-Geſellſchaft nur 42 ſtark. Für Abendeſſen, Logis und Frühſtück bezahlte ich hier 40 Cents.

Reading iſt eine der größten Landſtädte in Penſylvanien, ſehr ſchön gebauet und hat faſt lauter maſſive Häuſer von Backſtein. Sie liegt am Fuße eines ſehr hohen und rauhen Waldberges, an der Schuilkil, einem mittelmäßigen Fluſſe, über welchen eine mit einem ſchönen Dache verſehene Brücke, die 2 Wege hat, in die Stadt führt.

Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß hier einſt der große Verſammlungsplatz war, wo die großen republikaniſch-geſinnten Helden unter einer großen Eiche mit ungeheuren Zweigen, den heiligen Eid der unverbrüchlichſten Treue ſchwuren, einmüthig für die Freiheit zu kämpfen und bis nach erfochtenem Siege einig zu bleiben und feſt zuſammenzuhalten, wie die Zweige dieſes Baumes.

Morgens am 8. Mai nahm ich hier, nachdem ich den Schulmeiſter Deininger noch einmal beſucht

hatte, Abſchied. Dießmal nahm ich nicht den geraden Weg nach der Moſillem, ſondern einen Seitenweg. Weil ich mit einem Landwirthe in dieſer Gegend, Namens Daniel Kaufmann, wegen eines Hauſes und einiger Acker Land im Handel ſtand, und mich bei dieſem einige Stunden verweilte, auch wegen noch einiger andern Verrichtungen bei andern Bewohnern mich aufhielt, ſo kam ich Abends um 11 Uhr erſt zu Hauſe. Meine Frau, die bereits zu Bette war, wollte mich nun nicht ins Haus laſſen, weil ſie nichts weniger glaubte, als daß ich ſchon wieder da ſeyn könne, es koſtete mir Mühe, ſie zu überzeugen, daß ich es wirklich ſey, der eingelaſſen zu werden wünſchte. Dort fand ich nun Alles in der Ordnung und ſo wieder, wie ich es verlaſſen hatte.

Die ganze Reiſe von wenigſtens 130 engliſchen Meilen von der Moſillem bis Gettisburg und eben ſo viel Meilen wieder zurück, hatte mir nicht volle 5 Dollars gekoſtet; freilich würde ſie weit mehr gekoſtet haben, wenn ich nicht außerordentlich eingeſchränkt gelebt und das Geld geſpart hätte. Aber ich hätte auch noch viel billiger reiſen können, wenn ich die Gaſtfreiheit der amerikaniſchen Landwirthe oft in Anſpruch genommen hätte, was dort bei allen Reiſenden, zu Fuße beſonders, eine hergebrachte Sitte iſt. Daran aber hinderte mich theils eine angeborne Blödigkeit, theils aber auch, und vor-

züglich meine Wißbegierde, weil man in einem Gasthause unter mehr Menschen kommt und weit mehr erfahren kann, als in einem Bauerhause. Außer dem in diesem und dem vorhergehenden Kapitel Erzählten, habe ich auf dieser Reise noch Manches erfahren, was in ein anderes Kapitel gehört, wozu ich es aufsparen will.

## Achtes Kapitel.

Verrichtungen auf der Schulplantage an der Mosillem, im Sommer 1823. — Kirchliche Vorrichtungen. — Kopulationen. — Taufen. — Leichenbegängnisse. — Konfirmationen. — Sonntäglicher Gottesdienst. — Nachtheilige Wirkungen der Freiheit auf das Kirchen- und Schulwesen, — Versuch, einen kirchlichen Vortrag zu halten. — Religiöse Ansichten der dortigen deutschen Prediger. — Bauart der Kirchen. — Die Kirchhöfe und Versammlungsplätze.

Nachdem ich mich von meiner Reise wieder erholt hatte, setzte ich meine Feld- und Garten-Arbeiten fort; ich pflanzte noch Kartoffeln, bauete Mais und setzte meinen Garten in den besten Stand; auch besserte ich die Befriedigungen (Fences *) der Felder auf der Plantage, wo es nöthig war, aus, mähete im Anfange des Monats Juni schon den

*) Fences sind die Einfassungen der Felder; die neueste Art derselben hat folgende Gestalt:

haben 4 bis 5 Fuß Höhe und starke Pfähle und Riegel, so, daß kein Vieh hinüber und durch kann.

größten Theil meiner Wieſen, machte Heu, welches dort, wenn es gutes Heuwetter iſt, allemal den zweiten Tag nach dem Mähen trocken genug zum Einfahren iſt. Dieſes Heu ließ ich aber nicht einfahren, ſondern weil die Wieſe, wie dort faſt überall, ganz nahe bei den Gebäuden der Schule befindlich war, ſo trugen wir es auf unſerm Rücken unter Dach. Als die Heuerndte vorbei war, mähete ich das Wintergetraide, welches wir ebenfalls, ſobald es trocken genug war, gleich vom Felde in die Scheure trugen, denn auch das Feld grenzte dicht an die Scheuer. Von 10 Uhr Morgens, bis 3 Uhr Nachmittags aber konnte man, wegen zu ſtarker Hitze, keine Feld- und Gartenarbeit verrichten, und mußte im Hauſe bleiben, denn die Sonne brennt in dieſen Stunden ſo ſtark, daß diejenigen, die nicht daran gewöhnt ſind, bei ſtarker Bewegung Gefahr laufen zu erſticken. Der Prediger Knoske, ein geborner Preuße, verſicherte mir, daß es auf den weſtindiſchen Inſeln, wo er eine Zeitlang geweſen war, nicht heißer ſey, als es an einem Tage war, da wir beide eine Leiche zu beſorgen hatten, und nach Beendigung dieſes Geſchäfts uns Schweißperlen auf den ſchwarzen Röcken hingen, als wären wir im Regen geweſen, und die Unterkleider ſo naß waren, als wären ſie durchs Waſſer gezogen.

Dieſer Knoske, der in Cootstown, einer kleinen Stadt 2 Stunden von der Moſillem-Kirche ent-

fernt, Prediger war und noch einige Landgemeinen dazu hatte, ein sehr fertiger Kanzel-Redner, und wegen seines Eiferns die Pfarre an der Mosillem-Gemeinde, wo ich Schullehrer war, verloren hatte, wurde von einigen Gliedern dieser Gemeinde noch sehr geliebt, und deßwegen verlangten auch noch manche Kranke seinen Besuch; auch wurde er bisweilen noch zu Leichen-Predigten berufen. Dieses verdroß nun dem größten Theile der übrigen Gemeinde im hohen Grade, denn er war förmlich unter der Bedingung entlassen worden, nie wieder in dieser Kirche zu predigen, weder auf die eine, noch die andere Art. Einst war ein geringer Arbeitsmann gestorben, der ausdrücklich verlangt hatte, daß Knoske ihm die Leichenpredigt halten solle, und da jedesmal, wenn Gottesdienst ist, die Kirchenvorsteher den Schlüssel zur Kirche aus dem Schulhause holen und die Kirche aufschließen, nach geendigtem Gottesdienste aber dieselbe wieder verschließen, so hatten sie auch dießmal den Schlüssel geholt, aber denselben ohne die Kirche damit aufzuschließen, in die Tasche gesteckt, wodurch denn Pfarrer Knoske genöthigt war, seine Leichenpredigt auf dem Kirchhofe zu halten.

Dieses mal aber hatte man den Kirchenschlüssel an seinem Platze hängen lassen, und als die Leiche zur Erde bestattet war und ich sah, daß die Kirchenthüren noch verschlossen waren, holte ich die Schlüssel und öffnete dieselben, weil auch nicht ein

Glied des Kirchenraths dießmal zugegen war. Nun ging alles in die Kirche und der Gottesdienſt wurde ungeſtört gehalten. Weil der Verſtorbene ein anſehnlicher Plantagen-Beſitzer geweſen war, ſo ſchien man abſichtlich dießmal eine Ausnahme zu machen, und hatte deßhalb den Pfarrer Knoske die Thür nicht verſchloſſen. Einige Tage nachher kam aber ein Glied des Kirchenraths zu mir, und fragte, wer mir die Erlaubniß gegeben habe, die Kirche aufzuſchließen? Ich konnte mich des Lachens nicht verwehren, und fragte den Vorſteher, ob es denn zum Aufſchließen der Kirche kurz vor dem Gottesdienſte noch einer beſondern Erlaubniß bedürfe? Worauf er antwortete, daß es ein für allemal beſchloſſen ſey, Knoske ſolle darin nicht wieder predigen, ſie hätten ihn abgeſetzt und ihm befohlen, nie wieder ihre Kanzel zu beſteigen. Um ihn los zu werden, entſchuldigte ich mich damit, daß ich von der ganzen Geſchichte nichts gewußt hätte.

Einige Wochen darauf aber ließ dieſer Mann ſeine Frau beerdigen, und fand dabei Gelegenheit ſich an mir zu rächen. Er ſtrafte mich nämlich für das Aufſchließen der Kirche damit, daß er einen fremden Schulmeiſter beſtellte, der das Singen und Orgelſpiel bei dem Leichenbegängniſſe an meiner Stelle verrichten mußte, wodurch mir das Accidenz von einem Dollar entzogen wurde. Der Bauer hat das Recht, bei Leichenbegängniſſen einen fremden Prediger ſowohl, als auch einen andern

Schulmeiſter kommen zu laſſen. Weil der Prediger dieſer Gemeinde volle 14 engliſche Meilen von da entfernt wohnte, ſo trat der Fall ſehr oft ein, daß fremde Prediger zu Leichenpredigten beſtellt wurden, doch ich wurde nur dieſes einzige Mal zurückgeſetzt. Keine Leiche wird ohne Leichenpredigt begraben, wären es auch die ärmſten Leute oder kleine Kinder; Leichenbegängniſſe fallen alſo dort ſehr oft vor, wodurch aber der ſonntägliche Gottesdienſt, welcher nur alle 4 Wochen auf dem Lande einmal gehalten wird, niemals unterbrochen werden darf. Die Todten läßt man nicht, wie bei uns, einige Tage über der Erde ſtehen, ſondern ſchon am nächſtfolgenden Tage nach dem Tode wird die Leiche des Verſtorbenen gewöhnlich begraben.

Bei einem Leichenbegängniſſe kommen die Folgen nicht nur aus der nahen Umgegend, ſondern wohl aus einem 6 engliſche Meilen weiten Umkreiſe zuſammen. Wie man einen Todesfall in ſo weiter Ferne in ſo kurzer Zeit erfahren kann, war mir anfangs unbegreiflich, bis ich dann erfuhr, daß die Landleute den Nachbarn dieſe Nachricht in der größten Geſchwindigkeit zutragen oder zuſchicken. Alle ſind zu der beſtimmten Zeit an Ort und Stelle, nämlich in und um dem Leichenhauſe verſammelt, und faſt alle gehen daſelbſt erſt zu Tiſche; weil ſie aber, wegen Mangel an Raum nicht alle auf einmal eſſen können, ſo währt der Schmaus oft anderthalb Stunden; wer gegeſſen hat, ſteht vom Ti-

ſche auf und dann nimmt ein Anderer ſeinen Platz ein. Hat aber der Prediger, der gewöhnlich einer der Letzten iſt, gegeſſen, ſo geht er in das Leichenzimmer, wo die Leiche im offenen Sarge liegt, und hält eine rührende Troſtrede an die im Kreiſe herumſtehenden Verwandten des Verſtorbenen. Nach Endigung dieſes Geſchäfts wird der Sarg auf eine vor der Thür unter freiem Himmel ſtehende Bahre geſetzt, der Deckel wird wieder abgenommen und der Prediger ſagt dem Schulmeiſter einige Geſangverſe von Strophe zu Strophe vor, die der letzte ſingen muß. Da nun aber ſelten Jemand von den Umſtehenden ein Geſangbuch hat, ſo muß in den meiſten Fällen dieſer allein ſingen. Nach dem Geſange hält der Prediger eine ziemlich lange Rede, worauf wieder, wie vorher, geſungen wird. Dann wird der Sarg von dem Tiſchler zugeſchroben, auf den Wagen geſetzt und nach dem Kirchhofe gefahren; iſt dieſer nicht fern, ſo wird die Leiche auch wohl auf der Bahre hingetragen. Vor dem Thore des Kirchhofes wird der Sarg wieder auf eine Bahre geſetzt, geöffnet und von den anweſenden Verwandten des Verſtorbenen umringt, worauf der Prediger wieder eine kurze Rede hält, nach deren Beendigung der Schulmeiſter einen Geſangvers ſingt, der Sarg zugedeckt und die Leiche während des Singens zu Grabe getragen wird, wo dieſelbe dann endlich zum letzten Male niedergeſetzt, der Sarg abermals geöffnet und nach einer kurzen Rede des Predigers zugeſchroben und ins Grab geſenkt

wird. Während der Bedeckung der Leiche mit Erde singt der Schulmeister den Gesang: „Nun laßt uns den Leib begraben" u. s. w. Nach Endigung desselben spricht der Prediger ein kurzes Gebet und sagt, daß die Versammlung sich in die Kirche verfügen möge. Da wird dann erst vermittelst der Orgel eine Trauermusik gemacht; nach derselben besteigt der Prediger die Kanzel und kündigt an, welcher Gesang gesungen werden soll, dessen Melodie dann, so wie bei uns, erst vorgespielt und hierauf von Strophe zu Strophe von dem Prediger vorgesagt wird. Nach dem Gesange folgt die Predigt, und nach der Predigt und dem Segenswunsche nennt der Prediger wieder den Vers, der zum Schlusse des Gottesdienstes gesungen werden soll. Während des ganzen Gottesdienstes in der Kirche, sowohl während des Gesanges als auch während der Leichenpredigt, behalten alle männlichen Verwandten des Verstorbenen ihre Hüte auf den Köpfen. Am Schlusse der Predigt bittet der Prediger die Verwandten des Verstorbenen, daß sie nach dem Gottesdienste noch einmal auf eine Abendmahlzeit bei dem Gastmahlgeber einkehren möchten.

Manche große Bauern haben ihre eigenen Begräbnißplätze auf ihren Plantagen, besonders wenn sie sehr entfernt von ihrer Kirche wohnen. Vielfältiger noch habe ich dieß unter den Engländern gefunden.

Für ein Leichenbegängniß bekommt der Prediger 4 bis 20 Dollars, nach unserm Gelde 5 bis 30 Thaler; ja ich weiß ein Beispiel, daß dem Pfarrer Miller einmal für ein solches 25 Dollars ausgezahlt wurden. Der Schullehrer aber bekommt 1 Dollar, und bisweilen von großen Bauern wohl etwas mehr.

Accidenzien hatte ich, außer denen für die Leichenbegängnisse, nicht; denn bei den Kopulationen und Kindtaufen hat der Schulmeister dort keine Geschäfte und bekommt auch kein Accidenz.

Proklamationen oder Aufgebote und hochzeitliche Gastmähler sind dort nicht gebräuchlich, auch wird dort niemals ein verlobtes Paar in der Kirche, sondern fast immer in der Wohnung des Pfarrers, wohin sich beide, Braut und Bräutigam, gewöhnlich zu Pferde, des Abends spät oder früh Morgens im Dunkeln verfügen, ohne Zeugen kopulirt. Meistens geschieht dieß auch ohne Vorwissen der beiderseitigen Eltern und Verwandten, die dieß oft Monate lang nachher erst erfahren. Denn wenn der Sohn 21 und die Tochter 18 Jahr alt sind, so haben ihnen, nach den Gesetzen, die Eltern nichts mehr zu befehlen, weil sie dann majoren oder volljährig geworden sind. Die Trauung darf auch der Friedensrichter verrichten, welches auch bisweilen von solchen geschieht. Nach Aussage des Pfarrers Miller, wird für solche mindestens 4 Dollars, oder nach unserm Gelde 5 Thaler bezahlt.

Die Kindtaufen werden größtentheils bei Gelegenheit verrichtet; wohl selten wird ein Kind getauft, dessen Alter noch unter einem Jahre ist. Leute, welche entfernt von der Kirche wohnten, zeugten öfters 3 oder 4 Kinder, ehe sie eins davon taufen ließen. Bei Gelegenheit, wenn etwa der Prediger eine Verrichtung in ihrer Wohnung hat, lassen sie dann die vorhandenen Kinder zugleich und auf einmal taufen, wovon ich oft Augenzeuge war. Einst kam ich mit dem Pfarrer Hermann in ein Haus, in Geschäften eines Leichenbegängnisses, und der Hauswirth redete den letzten an: „Parrer, ich hob ta drei Pub, die könnt ihr mir erst taufe.“ Diese 3 Buben (so nennt man die Knaben dort) wurden nun an den Tisch gestellt und getauft, von welchen der älteste vielleicht 8 Jahre alt war.

Manche Eltern verschieben die Taufe ihrer Kinder bis zu der Konfirmation derselben, etwa wenn diese 20 Jahre, oder noch älter sind; viele erwachsene Jünglinge und Jungfrauen habe ich dort gekannt, die noch nicht getauft und nicht konfirmirt waren. Unter den Konfirmanden fanden sich gewöhnlich auch Männer und Frauen, die seit mehren Jahren verheirathet waren, und auch bereits mehre Kinder gezeugt hatten, auch solche, die bis dahin nie in der Schule unterrichtet waren. An dem Tage der Konfirmation treten die Ungetauften kurz vorher aus, und lassen sich erst taufen.

In diesem Sommer 1823 ließ sich im Richmond-Kirchspiel ohnweit des Städtchens Cortown ein Mann von 63 Jahren noch taufen, konfirmiren und genoß darauf das heilige Abendmahl; ähnliche Fälle treten dort oft ein und sind etwas Gewöhnliches.

Alle 2 Jahre einmal hält dort der Prediger Konfirmation in jeder seiner Gemeinden, zu welcher er die Konfirmanden 6 Wochen lang vorbereitet. Diese Vorbereitung ist sehr dürftig, denn die Hälfte der Konfirmanden kann kaum ein Wenig lesen und die übrigen gar nicht. Was sollen die Prediger mit solchen Menschen anders anfangen, als daß sie ihnen die 5 Hauptstücke Luthers durch Vorsagen so ziemlich beibringen und sie darüber fragen. Auch lehren sie sie mehre Sprüche aus dem dortigen Katechismo und erklären ihnen solche. Mehre Male hatte ich Gelegenheit, dem Pfarrer Miller bei diesem Geschäfte zuzuhören. Für den Konfirmanden-Unterricht nimmt der Prediger dort eine artige Summe ein, denn fast jedes Kind zahlt ihm dafür 3 Dollars oder 4 Thaler.

Wollte etwa der Prediger einen Konfirmanden abweisen, weil er unfähig ist, so würde er dadurch die ganze Gemeinde gegen sich aufbringen und vielleicht sein Amt verlieren. Ein anderer Prediger würde aber auch den Zurückgewiesenen gern zur Konfirmation annehmen. Auch Pfarrer Miller

führte, wenn ich mit ihm über kirchliche Angelegenheiten sprach, das Wort im Munde: „Freund! man muß sich hier heutiges Tages in die Leute schicken!" Er tadelte auch das Unwesen der Schulen nicht, sondern lobte oft die Glieder seiner Gemeinde und schilderte sie als recht brave gute Leute.

Außer den Leichenbegängnissen hatte ich im Sommer keine Amtsgeschäfte, als das Orgelspielen und Vorsingen beim Gottesdienste, alle 4 Wochen einmal, und allemal am ersten Festtage und zur Predigt am Erndte-Dankfeste, welches allemal in der Woche gefeiert wurde.

Die Gottesdienste der Lutheraner und Reformirten (um die übrigen habe ich mich wenig bekümmert) sind sehr einfach. Weil die Prediger doch wenigstens jeden Sonntag in zweien ihrer Gemeinden predigen müssen, und die Kirchen derselben oft sehr weit von einander entfernt sind, so müssen sie eilen, daß sie mit diesen Geschäften fertig werden, denn nach denselben haben sie oft noch einen langen Weg bis zu ihrer Heimath. Der Gottesdienst nahm deßhalb gleich seinen Anfang mit dem Hauptliede, was nur höchstens aus 5 Versen bestand, welche, wie schon erinnert worden, allemal strophenweise von dem Prediger vorgesagt wurden, weil die Leute keine Gesangbücher mit zur Kirche brachten, Viele von ihnen auch nicht lesen, noch

viel weniger ſingen können. Zwar erinnerte Pfarrer Miller die Leute verſchiedene Male daran und bat herzlich und dringend, daß doch die liebe Gemeinde Geſangbücher mit zur Kirche bringen möge, aber es hatte dieß keinen weitern Erfolg. Man kann es ſich leicht denken, daß auch der größte Theil derjenigen, welche die Kirche beſuchten, faſt ohne alle Andacht da ſaßen. Oben auf den Priechen befanden ſich größtentheils junge unverheirathete Mannsleute, dieſe ſchnitzten während der Predigt Holz in lauter kleine Späne, um ſich die Zeit zu vertreiben. Die jungen Lady's unten in der Kirche gafften während der Predigt und des Geſangs umher, und erzählten ſich etwas von ihrem Kleiderſtaat, denn ſonſt wiſſen ſie eben nicht viel zu ſagen. Öfters ging auch ein ganzer Trupp von ihnen zur Kirche hinaus und kam dann nach einer Weile erſt wieder herein; manche Weiber hatten ihre Säuglinge auf dem Schooße, ließen ſolche, wenn ſie wimmerten, auch wohl ein Weilchen auf der Hand tanzen, entblößten dann auch die Bruſt und ſäugten ſie. Wenn das Geſchrei der Kleinen gar zu arg wurde, dann bat Pfarrer Miller wohl, daß doch die Mütter mit ihren Kleinen ſich ein Wenig entfernen mögten, was ſie dann thaten und nach einigen Minuten ihren Platz wieder einnahmen. Pfarrer Miller war der einzige von den mir bekannten Predigern, der bisweilen gewiſſe Laſter, die dort im Schwange gingen, ernſtlich rügte. Das nannten die Bauern Zanken! Sie pflegten

dann nachher zu ſagen: „ter Miller hot ſchon wieder k'zankt, er wird verflucht treiſcht! er iſcht tſchunſcht ä ſchmärt Prettiger, aber tos Zanke muß er ſich noch abkewöhne.“ So wie hier unter uns manche Landleute das ein Schelten nennen, wenn der Prediger aus Pflichteifer manche Laſter und Unordnungen öffentlich rügt, ſo nennt der Amerikaner dieß ein Zanken.

Abendmahl wird alle Jahr einmal gehalten, wozu die Gemeinde die Oblaten und den Wein beſorgt. Nach dem Gottesdienſte trinkt der Prediger, die Kirchenvorſteher und der Schulmeiſter den übriggebliebenen Wein in der Kirche aus.

Das Kirchen- und Schulweſen hat ſich beſonders ſeit der Zeit, daß die Freiſtaaten exiſtiren, ſehr verſchlechtert. Zu jener Zeit, als England dort noch herrſchte, ſtand es damit viel beſſer. Jede große Gemeinde hatte ihren eigenen Prediger, welcher auch die Aufſicht über die Schulen führte und ſolche zu Zeiten beſuchte. Wenn es auch damals eben ſo wie noch jetzt, an gelehrten Predigern und geſchickten Schullehrern fehlte, ſo herrſchte doch Ordnung, denn aus dem Munde alter Perſonen habe ich allenthalben, wo ich danach fragte, gehört, daß damals in den bevölkerten Gegenden faſt jeden Sonntag in jeder Kirche zweimal Gottesdienſt gehalten wurde; der Prediger des Morgens predigte und des Nachmittags Kinderlehre hielt, auch die Eltern

wurden durch zweckmäßige Mittel dazu angehalten, ihre Kinder ſowohl zur Schule als zur Kinderlehre zu ſchicken, wenn ſie es etwa nicht von ſelbſt thaten. Die Kinder wurden doch damals in den allernöthigſten Dingen unterrichtet und lernten leſen und den Katechismus, der ihnen in den Schulen und Kirchen, wenn auch nur dürftig, erklärt wurde. Seit den Zeiten der zügelloſen Freiheit aber herrſcht Ausgelaſſenheit und Rohheit der Sitten in den vereinigten Staaten von Nordamerika; und davon iſt nur der Mangel an zweckmäßigem Religions-Unterrichte in Kirchen und Schulen die Haupturſache. Kein Deutſcher von einiger Bildung, der dorthin auswandert, kann ſich unter jenem Volke glücklich fühlen, am wenigſten aber bejahrte Leute. Die Jugend gewöhnt ſich eher daran, zumal wenn ſie zu denen gehört, die auch hier eine ſchlechte Erziehung und Bildung genoſſen haben. Gebildete und an gute Sitten und Lebensart gewöhnte Menſchen müſſen ſich dort eine geraume Zeit unglücklich fühlen, wären ſie auch übrigens noch ſo glücklich. In der Folge mehr davon.

Die gewöhnlichen Gottesdienſte ſind von den unſrigen auch dadurch unterſchieden, daß die Prediger keine Epiſteln und Evangelien verleſen, keine Antiphonien und Kollekten, auch nicht beim Abendmahle ſingen, nie über Epiſteln und Evangelien, ſondern immer über freigewählte Texte predigen.

Ehe ich nach Amerika ging, ward ich aufgemuntert, dort Prediger zu werden, wozu ich aber keine sonderliche Neigung fühlte, weil ich bereits gehört hatte, daß dort die Prediger von den Gemeinden abhängig sind, und meine Lieblingsidee war, den Ackerbau dort zu betreiben. Dieser Plan aber wurde, wie ich früher erwähnt habe, schon bei meinem Abschiede aus dem Vaterlande beinahe und bald nachher ganz vereitelt, und es gereuete mich nun auf der Reise zu Wasser, daß ich meine Empfehlungsschreiben nicht hatte zum Predigerfache einrichten lassen, was mir mehre Male angeboten war; denn ein Mitpassagier, Namens Ruge, gebürtig aus dem Mecklenburgischen, der mehre Jahre in Amerika gelebt, dort eine junge Französin geheirathet, mit welcher er, nebst einem kleinen Sohne, 1 Jahr alt, seine Eltern im Mecklenburgischen besucht hatte, und jetzt wieder nach Amerika reisete, schilderte mir den dortigen Predigerstand weit besser, als er mir sonst wohl geschildert worden war, und meinte, daß es für mich gerathener sey, dieß Fach zu wählen, und daß ich mit Leichtigkeit in dasselbe komme könne; auch Kapitän Fokkes war derselben Meinung. Hierauf begann ich das Geschäft, mehre Predigten und andere kirchliche Vorträge zu verfertigen, welches zwar im Anfange ein weit schwereres Geschäft für mich war, als ich vorher gedacht hatte; doch weil diese Arbeit nach meiner eigenen Meinung im Anfange ziemlich wohlgerathen war, so setzte ich sie eine Zeitlang fort, und

ſo ward ſie mir mit der Zeit leichter. — Ob mir nun gleich während meines Aufenthalts in Amerika die Luſt zum Predigerſache ſchon wieder vergangen war, theils weil es für meine Perſon ein ſehr beſchwerliches und mühſames Geſchäft geweſen ſeyn würde, hauptſächlich aber deßwegen, weil ich nicht im Stande war, den dortigen Kirchenglauben aus reinem Herzen zu predigen, und ein Heuchler nicht werden wollte, der wider ſeine eigene Überzeugung ſpricht, ſo wandelte mir doch immer wieder die Luſt an, einmal vor einer amerikaniſchen Verſammlung einen kirchlichen Vortrag zu halten. Ich ſprach deßhalb mit einigen Gemeindegliedern, welche meinten, daß wohl Niemand etwas dagegen einzuwenden haben würde. Dann ſprach ich darüber auch mit dem Pfarrer Miller, welcher auch nichts dagegen einwandte, und mir nur den Rath gab, die ſämmtlichen Glieder des Kirchenraths deßhalb noch einmal beſonders um Erlaubniß zu erſuchen, dieſe hatten mir aber ſchon verſprochen, den ſämmtlichen Gemeindegliedern bekannt zu machen, daß ich am nächſten Sonntage predigen würde. Nun lernte ich einen von den auf dem Schiffe verfertigten und niedergeſchriebenen Vorträgen auswendig, und als ich eines Abends damit fertig war, ging ich bei hellem Mondſchein in die Kirche, beſtieg die Kanzel, hielt meinen Vortrag den leeren Stühlen, und freute mich, als mir dieß ſo fertig abging, nicht wenig auf den nächſtem Sonntag, an welchem ich eine große Anzahl Zuhörer erwartete. Zu meiner

höchſten Befremdung kam aber 2 Tage vorher der älteſte von den Kirchenvorſtehern und zeigte mir an, daß ich nicht predigen ſolle. Nun fragte ich, was iſt denn für ein Grund da, daß ihr auf einmal wieder anderes Sinnes geworden ſeyd? Er antwortete: „Mir habe ketenkt, es mache unſerer Kirch' Unehr.“ Und ich denke, ihr ſeyd die einfältigſten Menſchen, die ich bisher kennen gelernt habe, war meine Antwort. Er ließ, nach amerikaniſcher Sitte den Kopf hängen und ſchwieg. Einige Zeit nachher wurde mir erzählt, daß einige Prediger im dortigen Kreiſe mein Vornehmen dadurch vereitelt hätten, daß ſie der Gemeinde den Rath gaben, mein Vorhaben nicht zu dulden, weil ich durch daſſelbe Viele in ihrem frommen Glauben irre machen würde! Dieß war mir ſehr wahrſcheinlich, denn ich war oft in Prediger-Geſellſchaften geweſen, wo das Geſpräch recht abſichtlich auf religiöſe Gegenſtände und Meinungen gelenkt wurde, um zu erfahren, welches Geiſtes Kind ich ſey. Oft ſtritten ſie mit mir über Meinungen, die ſie behaupten wollten, die ich ihnen aber ſehr leicht widerlegen konnte, und zwar mit der Bibel ſelbſt, und wenn ſie dann gleich ihre Meinung nicht mehr vertheidigen konnten, ſo ſchüttelten ſie doch die Köpfe und wollten mir nur nicht geradezu Recht geben. Die größte Orthodoxie fand ich dort unter den Predigern vorherrſchend; mit Fleiß erhielten ſie die Leute in der Unwiſſenheit und Irrthum und Statt den verderblichen Aberglauben, die Peſt der Menſchen,

zu zerstören, wurden die Menschen durch manchen Prediger darin bestärkt. Der Eine jagte seine Magd aus dem Dienste, weil sie eine Hexe sey, denn er fand seine Scheere behext, die ihm seine Papiere entzwei schnitt, ohne daß sie von einer Menschenhand berührt wurde; der Andere sah seine gläsernen Geräthe in der Stube unter den Balken hüpfen und tanzen, und jagte die Magd fort, die dieß durch Hexerei bewirkt haben sollte u. s. f. Auch der Gespenster-Aberglaube trieb sein Unwesen noch sehr häufig unter den dortigen Geistlichen.

Entschieden gewiß war es, sie fürchteten, daß ich Gelegenheit suche, ins Predigeramt zu kommen, und ihnen zum Nachtheil als Reformator auftreten würde; denn bald nachher habe ich mich völlig davon überzeugt. Die Bauern erzählten mir nämlich, daß zwei Prediger es sich recht ernstlich hätten angelegen seyn lassen, die Gemeinde, und namentlich den dortigen Kirchenrath umzustimmen und dahin zu vermögen, mich nicht predigen zu lassen. Pfarrer Miller, dem ich bald nachher diesen Vorfall erzählte, sagte mir nun auch, daß ihm der ganze Vorfall schon bekannt sey, und es so wie ich erwähnt habe, seine völlige Richtigkeit habe. Er erzählte mir ferner, daß diese beiden Prediger Stümper wären und schon länger gefürchtet hätten, daß ich mich aufs Predigen legen und sie dann durch mich eine oder die andere ihrer Gemeinden verlieren würden. Er stellte mir vor, daß ich einmal

für ihn in einer andern seiner Gemeinden einen Vortrag halten könne; doch ich fürchtete, daß auch dort mir wieder etwas von diesen Beiden in den Weg gelegt werden mögte und gab meinen Vorsatz auf.

Die deutschen lutherischen und reformirten Kirchen sind fast alle sehr schön gebauet und übertreffen bei weitem die in Deutschland. Wenn man bei uns auch neue Kirchen bauet, so giebt man ihnen doch ziemlichermaßen die Form der alten wieder, so, daß die Fenster sowohl dem untern Raume, als auch den Priechen Licht geben müssen, wo dann oben oft das Licht fehlt. Die Mauern der dortigen, sowohl Stadt- als Landkirchen, sind alle wenigstens doppelt so hoch, als die der unsrigen gewöhnlich sind, haben recht große Fenster, welche den Priechen, und unten eben so große, welche dem untern Raume Licht geben, alle von dem schönsten weißen Spiegelglase mit recht großen Scheiben. In einigen Kirchenmauern zählte ich 36, in einigen 40 bis 48 große Fenster. Fensterblei ist dort überall außer Gebrauch, die Scheiben sind alle mit Holz eingefaßt. Alle Fenster haben 4 große Flügel, damit sie im Sommer geöffnet werden können. Alle Kirchen fand ich oben recht schön und oft sehr künstlich gewölbt; Altäre und Kanzeln aber waren einfach und ohne Bekleidung. In der Mitte der Kirchen steht ein großer eiserner Ofen, und in größeren Kirchen zwei, jeder

mit einer Trommel oben auf. Diese werden zur Winterzeit, kurz vor dem Gottesdienste jedesmal glühend heiß gemacht, so daß es in der ganzen Kirche so warm ist, wie in einer wohlgeheizten Stube. Über den Ösen sind dicke eisetne Röhren angebracht, welche in den Schornstein führen, der oben über dem Gewölbe angebracht ist. Ohngeachtet es so warm in der Kirche war, so war doch der Ofen beständig mit Menschen umringt, größtentheils mit Frauen und Mädchen, denn wenn ein Trupp ihn verließ und in die Stühle ging, so verließ ein anderer wieder die Stühle und trippelte zum Ofen, zogen sich auch wohl die Schuhe aus und wärmten sich die Füße. Am Schlusse der Predigt zeigt der Prediger jedesmal den Tag und die Stunde an, wann der nächste Gottesdienst seinen Anfang wieder nehmen soll. Ist der Gottesdienst zu Ende, dann drängt Jeder, und fast Jede, sich zum Ofen, die Cigarre anzuzünden.

Thürme und Glocken haben die dortigen Kirchen auf dem Lande, oder wie man dort sagt, im Busche, nicht, weil die Leute zu zerstreut wohnen, als daß ihnen die Glocken nützen könnten. Mit dem östlichen Giebel gränzen die Kirchen an den Begräbnißplatz, der gewöhnlich mit einer schönen Mauer eingeschlossen ist. Die meisten Gräber sind mit schönen aufrecht stehenden Marmorsteinen geziert, an welchen die Namen, das Alter und der Geburtsort der Verstorbenen zu lesen ist.

Herzlich freuete ich mich oft, wenn ich fand, daß manche eingewanderte Deutsche in Richmond ein Alter von 80 bis 85 Jahren erreicht hatten. Die meisten Alten, deren Grabschrift ich las, waren aus der Pfalz gebürtig. Außer den Steinen waren die Gräber noch mit schönen Rosensträuchern bepflanzt und dieß gab dem Kirchhofe an der Mosillem in Richmond ein besonders schönes Ansehen. Auch grünten die Gräber außerdem noch von Thimian, Salvei und andern wohlriechenden Kräutern.

Außer dem Begräbnißplatze sind die Kirchen dort auf dem Lande alle mit einem großen Versammlungsplatze umgeben, auf welchem viele Obstbäume wachsen. Unter diesen Bäumen nehmen während des Gottesdienstes die Pferde, Wagen und Schlitten Platz, auf welchen die Kirchengänger bis dahin gekommen sind; denn wer der Kirche dort nicht ganz nahe ist, reitet oder fährt dahin, sowohl Manns- als Frauenspersonen; die Frauenspersonen reiten und fahren dort eben so geschickt, als die Mannspersonen, die ersten nicht selten besser als die letzten. Diese Versammlungsplätze sind mit einer Planke oder einer andern Befriedigung umgeben, damit, wenn sich etwa einmal ein Pferd losreißt, dasselbe doch nicht von dem Platze entkommen kann.

## Neuntes Kapitel.

Fortsetzung über die kirchlichen Angelegenheiten der Deutschen in Amerika. — Beschwerlichkeiten des Predigeramts. — Gehalte der Prediger. — Bildung derselben. — Mangel an Bildungsanstalten für Prediger und Schullehrer. — Von der Leichtigkeit ins Predigtamt zu kommen. — Prediger und Schullehrer werden nicht förmlich introducirt. — Prediger-Synoden. — Diese werden von den Gemeinden untersagt. — Die Deutschen in Städten zeigen jetzt noch mehr Religionseifer, als die auf dem Lande.

Das Predigeramt ist ohnstreitig eins der beschwerlichsten in den vereinigten Staaten von Nordamerika, besonders deßwegen, weil die Prediger ihre Gemeinden und Kirchen, an welchen sie angestellt sind, äußerst selten oder niemals im Kreise beieinander haben, sondern fast immer sehr weite Reisen von einer Gemeinde zur andern machen müssen, und deßwegen genöthigt sind, die besten und theuersten Reitpferde zu halten, welche sie selten länger, als 2 Jahre brauchen können, denn da sie oft von einer Kirche zur andern einen langen Weg machen und öfters in der Woche mehre Leichenpredigten in

den verschiedenen Gemeinden halten müssen, weil jede Leiche öffentlich beerdigt wird, so sind sie oft die ganze Woche nicht zu Hause, und die Pferde laufen sich bald steif. Dieß war bei meinem dortigen Prediger, dem Pfarrer Miller, öfters der Fall, der 6 Gemeinden hatte, von welchen die kleinste 64 Familien stark war. Man denke sich die Strapatzen dieses Mannes und seines Pferdes. Auch bei der schlechtesten Witterung müssen die Prediger solche Reisen machen, und es gilt keine Entschuldigung, als die einzige, wenn die Wege so zugeschneiet sind, daß durchaus kein Pferd durchkommen kann; das aber müssen sie nachher mit einem schriftlichen Zeugnisse von einem glaubwürdigen Manne beweisen. Die meisten von den dortigen Predigern sterben in ihren besten Jahren, diejenigen aber von ihnen, welche erst 50 Jahre erreicht haben und ordentlich abgehärtet sind, pflegen auch sehr alt zu werden.

Einige von den Predigern bedingen sich außer den vorfallenden Accidenzien einen jährlichen Gehalt; die meisten aber thun dieß nicht, sondern sind zufrieden mit dem was jährlich in jeder ihrer Gemeinden für sie zusammengebracht wird, wozu jeder nach Belieben seinen Beitrag giebt. Einer aus dem Kirchenrathe hat alljährlich einmal das Geschäft, den Gehalt des Predigers in der Gemeinde zu sammeln, und denselben nebst einem schriftlichen Verzeichnisse, was jeder beigetragen hat, an den Prediger auszu-

zahlen. In dem letzten Falle ſollen ſie ſich nach Ausſage der beiden Pfarrer, Konrad und Jakob Miller, beſſer ſtehen. Ein Prediger, wie Konrad Miller, der 6 wohlhabende Gemeinden hat, ſteht ſich oft ſehr gut, denn dieſer hatte jährlich an 1000 Dollars Einkünfte. Die meiſten Landprediger haben jährlich 5 bis 800, junge Anfänger aber, die nur eine oder zwei Gemeinden haben, ſtehen ſich gemeiniglich mehre Jahre ſchlecht und manche von ihnen haben wohl kaum 200 Dollars. Solche helfen dann ihren Kollegen, welche oft überhäufte Geſchäfte haben; einige von ihnen halten auch Schule.

Die Predigten werden alle aus dem Stegereif gehalten, und kein Prediger darf ſich das Geringſte ſeines Vortrages ſchriftlich bemerken und während der Predigt ein geſchriebenes Blatt etwa ſehen laſſen, wenn er nicht das Vertrauen ſeiner Zuhörer verlieren will. Der Eingang und Schluß der Predigten beſteht gewöhnlich aus ſehr langen Gebeten, welche aus den Davidiſchen Pſalmen genommen, oder denſelben doch ähnlich ſind.

Man findet unter den Predigern hie und da einzelne gebildete Männer, beſonders unter den aus Deutſchland dort Eingewanderten, die ſich aber alle bequemen, den dort gewohnten und herrſchenden Kirchenglauben zu predigen, und keiner wagt es, im geringſten als Reformator aufzutreten und gleich

halten ihre Bildung und den Unterricht in den Wiſſenſchaften dieſes Lehramts bei einzelnen Predigern in Städten und auf dem Lande. Einige haben ſich die dazu nöthigen Vorkenntniſſe in Sprachen auf dortigen Schulen erworben, die meiſten aber nicht. Sie ſtudiren oft nur 3 Monate lang, beſonders wenn ſie eine gute Rednergabe haben, etwa 3 Viertelſtunden lang mit Fertigkeit und Geläufigkeit aus dem Stegereif vor einer verſammelten Gemeinde zu reden. Die meiſten von ihnen lernen gleich im Anfange ihres Studiums die von ihren Lehrern verfertigten Predigten recht fertig, und ſagen ſie dann in der Kirche her. Auf ſolche Weiſe können ſie, wenn ſie 4 Wochen ſtudirt haben, ihren Lehrern und andern Predigern, welche viele Geſchäfte haben, ſchon behülflich ſeyn, und für ſie predigen. Studiren ſie bei einem Manne, der den Ruf hat, daß er ein guter Prediger iſt, und ſie wiſſen ſich dann bei den Bauern beliebt zu machen, ſo bekommen ſie auch bald eine Pfarre. Machen ſie es dann ſo, wie die meiſten Prediger und heirathen eine reiche Bauerstochter, dann ſind ſie ſchon ſicher, daß die Bauern von der Freiheit nie Gebrauch machen, ſie zu entlaſſen; vielmehr geht es nun viel leichter, bald noch eine, und mit der Zeit mehre Gemeinden zu bekommen, wofür dann der Herr Schwiegervater und die ganze Verwandtſchaft Sorge tragen. Für den Unterricht müſſen die dortigen Studenten ihren Lehrern gewöhnlich 40 bis 60 Dollars bezahlen.

und Schullehrer dort von der Willkühr der Bauern abhängig sind, würde es nach meinem Ermessen nichts nützen, wenn auch alljährlich mehre der gelehrtesten Prediger und die geschicktesten Schullehrer aus Deutschland dort hingeschickt würden. Gerade solchen ist der Amerikaner am meisten abhold, und wollten sie dort Brodt finden, so müßten sie es so machen, wie die dort bereits angestellten, und sich in die Leute schikken.

Ein solches Gesetz aber wird, so lange die vereinigten Staaten von Nordamerika bestehen, dort nie gegeben werden, weil alle Kirchen und alle Schulen dort Eigenthum der Gemeinden sind; die Ländereien und übrigen Grundstücke sind alle von den Gemeinden gekauft, und die Gebäude, sowohl Kirchen, als Schulen, haben solche für ihr eigenes Geld bauen lassen. Und eben darum würde auch die Errichtung theologischer Fakultäten und Schullehrer-Seminarien von wenig Nutzen seyn, welchen Plan einige Verfechter der deutschen Sprache dort äußern, der aber auch sehr schwer auszuführen seyn möchte.

Bildungs-Anstalten für junge deutsche Prediger und Schullehrer giebt es dort nicht, auch nicht für die englischen. Es giebt dort weder theologische noch juristische Fakultäten nach deutschem Sinne. Junge Leute, welche Prediger werden wollen, er-

halten ihre Bildung und den Unterricht in den Wissenschaften dieses Lehramts bei einzelnen Predigern in Städten und auf dem Lande. Einige haben sich die dazu nöthigen Vorkenntnisse in Sprachen auf dortigen Schulen erworben, die meisten aber nicht. Sie studiren oft nur 3 Monate lang, besonders wenn sie eine gute Rednergabe haben, etwa 3 Viertelstunden lang mit Fertigkeit und Geläufigkeit aus dem Stegereif vor einer versammelten Gemeinde zu reden. Die meisten von ihnen lernen gleich im Anfange ihres Studiums die von ihren Lehrern verfertigten Predigten recht fertig, und sagen sie dann in der Kirche her. Auf solche Weise können sie, wenn sie 4 Wochen studirt haben, ihren Lehrern und andern Predigern, welche viele Geschäfte haben, schon behülflich seyn, und für sie predigen. Studiren sie bei einem Manne, der den Ruf hat, daß er ein guter Prediger ist, und sie wissen sich dann bei den Bauern beliebt zu machen, so bekommen sie auch bald eine Pfarre. Machen sie es dann so, wie die meisten Prediger und heirathen eine reiche Bauerstochter, dann sind sie schon sicher, daß die Bauern von der Freiheit nie Gebrauch machen, sie zu entlassen; vielmehr geht es nun viel leichter, bald noch eine, und mit der Zeit mehre Gemeinden zu bekommen, wofür dann der Herr Schwiegervater und die ganze Verwandtschaft Sorge tragen. Für den Unterricht müssen die dortigen Studenten ihren Lehrern gewöhnlich 40 bis 60 Dollars bezahlen.

Von der Leichtigkeit dort ins Predigtamt zu kommen, habe ich viele Beispiele gesehen, von welchen ich nur Folgendes hier wörtlich mittheilen will:

Ein junger Auswanderer, mit Namen Bindemann, gebürtig aus Berlin, wo er als Unteroffizier gedient hatte, und mit einem jungen 16jährigen Mädchen verheirathet gewesen war, von der er sich aber, weil er mit ihr in einer sehr unglücklichen Ehe gelebt, hatte scheiden lassen, war nach Amerika ausgewandert, in der Hoffnung daselbst sein Glück zu finden. Er hatte noch ein artiges Sümmchen Geld mit nach Philadelphia gebracht, wo er die erste, die beste Gelegenheit ergriff, einen Tabackshandel zu etabliren, wobei er aber so unvorsichtig zu Werke ging, daß er an manchen angeblichen Kaufmann im Lande für ansehnliche Summen auf Kredit verabfolgen ließ und betrogen ward. Sein Kapitälchen ist durch den Betrug und andere unvorhergesehene Umstände bald zusammengeschmolzen. Nun sieht er ein, daß es mit dem Handel nicht geht, verkauft deßwegen den noch vorhandenen Vorrath an andere Kaufleute, bezahlt seine Schulden und hat nun noch 60 Dollars baares Geld. Damit geht er aufs Land und versucht im Berks-Kreise Schulmeister zu werden, wo er zufällig einen Landsmann, den reformirten Pfarrer Dechand, trifft, den er seine 60 Dollars, ich weiß nicht recht mehr, geliehen, oder zur Aufbewahrung anvertraut hat. Bald nachher findet Bindemann auch

ein Unterkommen bei einem Bauer, dem er ſeine, und noch einige Kinder aus der Nachbarſchaft unterrichtet. Da dieß nicht ſehr weit von ſeinem Landsmanne, dem Pfarrer Dechand, entfernt iſt, ſo beſucht er dieſen oft, läßt ſich bereden, bei ihm für die 60 Dollars zu ſtudiren und ſich dem Predigerſache zu widmen. Dieß erzählte mir Bindemann ſelbſt, als er mich das erſte Mal an der Moſillem im Schulhauſe beſuchte. Ich wollte ihm rathen, ſein Vorhaben erſt wohl zu prüfen, aber ich hörte nun, daß ſein Entſchluß ſchon gefaßt war und er bereits mit Pfarrer Dechand einen förmlichen Kontrakt abgeſchloſſen hatte. Bindemann war Lutheraner und wollte deßwegen bei Pfarrer Dechand ſtudiren, weil er hoffte, als reformirter Prediger leichter eine Pfarre zu bekommen.

Da mich Bindemann mehre Male beſuchte und zweimal eine Nacht über bei mir blieb, ſo hatte ich Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe und wiſſenſchaftlichen Talente ziemlich genau zu erforſchen. Er hatte eine natürliche Anlage zur Beredtſamkeit, ſprach aber öfters unrichtig. Übrigens war er ein Mann von ſchlichtem Verſtande, ſo wie es ſich von Leuten ſeines bisherigen Standes erwarten läßt. Um Oſtern 1824 trat er ſeine Studien an und verſicherte mich, daß er nach 4 Wochen predigen wolle.

Nach 6 Wochen kam eines Sonntags Morgens einer meiner Nachbarn zu mir und fragte, ob ich

mit ihm in Gesellschaft nach der Ziegelkirche gehen wolle? dort predige ein Schulmeister. Ein Schulmeister? dachte ich, den mußt du doch einmal hören, und weil ich an diesem Sonntage keine kirchlichen Geschäfte hatte, so ging ich mit. Als wir auf den Versammlungsplatz kamen, gingen die Leute gerade in die Kirche, und der reformirte Pfarrer Dubs kam mir freundlich entgegen mit den Worten: „warum kommen Sie heute?" Die Frage ist mir ja sehr befremdend, antwortete ich, warum kommen denn die Leute alle, die hier sind, zur Kirche? Ach, sagte er, Sie haben den Herrn Bindemann erschreckt. Bindemann? fragte ich und nun trat Bindemann vor mich und sagte, daß er mich schon unter den Umstehenden gesucht hätte, und gestand nun selbst, daß er sich erschreckt habe. J! sagte ich, was habe ich denn an mir, daß Sie sich erschrecken können? Dubs nahm das Wort und sagte: „Ich bin an Allem Schuld, denn als sie über den Berg dort kamen, kannte ich Sie schon, und sagte zu meinem Freunde Bindemann: nun nimm Dich in Acht! dort kommt Einer, der wird Dich und Alles, was Du heute sagst, haarklein kritisiren."

Nun sagte ich Beiden, daß ich gar nicht gewußt, auch nicht geahnet hätte, daß Bindemann hier predigen würde, was auch wirklich reine Wahrheit war. Ferner sagte ich, daß ich für Scherz hielte, was sie mir eben gesagt hätten, daß ich

aber, falls ich Bindemann wirklich schrecklich wäre, lieber gleich wieder umkehren und nach Hause gehen wolle. Hierauf faßten mich Beide beim Arm, gingen mit mir in die Kirche und nahmen mich mit in den Predigerstuhl.

Bindemann's Vortrag gefiel mir wider alles Erwarten gut und wirklich besser, als mancher andere von Predigern, die bereits eine Reihe von Jahren im Amte standen. Er hatte einen sehr guten Anstand und deklamirte schön, was so vielen Predigern dort fehlt, auch war sein Vortrag frei von aller Schmeichelei, herzlich und voll Nachdruck, so daß man glauben konnte, Bindemann wird ein für Amerika tüchtiger Prediger werden. Er hat nachher in vielen Kirchen auf dem Lande und auch in den Städten gepredigt, auch hörte ich auf meiner Rückreise zum Vaterlande, daß er zweimal schon in Philadelphia gepredigt habe. Er hatte, nach dortiger Sitte, auch bereits eine Bauerstochter zur Braut und wird wahrscheinlich bald als Prediger angestellt seyn, was noch nicht geschehen war, als ich von dort Abschied nahm.

In dem westlichen Pensylvanien und den neuen Staaten Ohio, Indiana, Illinois, geht das Predigerwerden noch leichter, denn dort gehen sehr Viele ohne die obengenannte Vorbereitung ins Amt.

Introductionen der Prediger und Schullehrer,

wie bei uns, sind dort gar nicht gebräuchlich. Die Prediger können sich den Eintritt in ihr Amt noch durch die Antrittspredigt einigermaßen feierlich machen, aber die Schullehrer durch nichts Äußerliches. Wenn aber einer von den Bauern in den hohen Kirchenrath erhoben und aufgenommen wird, das geschieht immer vermittelst einer Ceremonie und Feierlichkeit. Ein solcher Herr stellt sich, nachdem die Wahl geschehen ist, vor den Altar, der Prediger hält eine sehr lange rührende Rede von der hohen Wichtigkeit einer solchen Person und dem gesammten Kirchenrathe, der aus 12 Personen besteht. Dann tritt er vor ihn, legt ihm die Hand aufs Haupt, segnet ihn ein und betet lange und kräftig für das neue Mitglied, das jetzt in die Zahl der Zwölfe aufgenommen wird.

Der Kirchenrath besteht aus Bauern in der Gemeinde, ihre Titel sind folgende: 2 Räthe, 2 Vorsteher, 2 Baumeister, 2 Armenpfleger, 2 Älteste und 2 Rechnungsführer. Ihre Geschäfte könnten zwei Personen recht gut verrichten, denn sie sind unbedeutend.

Alle deutsche protestantische Gemeinden in den vereinigten Staaten (deutsch-katholische giebt es nur einige wenige), haben Ministerien und Synoden, welche alljährlich, an einem dazu vorher bestimmten Orte und Zeit ihre Zusammenkünfte halten. Erstere bestehen aus den Predigern derselben, und

wachen über die Glaubenssachen und die innern Angelegenheiten der Kirche. Letztere bestehen aus den Predigern und den Deputirten derselben und beschäftigen sich mit den äußern und ökonomischen Angelegenheiten.

Die lutherischen Gemeinden, bei weitem die zahlreichsten, haben 3 Synoden und Ministerien. Die ersten sind die von Pensylvanien und erstrekken sich über den genannten Staat und den von Ohio. Die zweite in Neu-York über die östlichen Staaten; und die dritte über Nord-Carolina und die südlichen Staaten. Die Zahl aller deutschen Gemeinden beläuft sich auf Acht Hundert. Viele in den entfernten westlichen Gegenden haben noch gar keine Prediger und helfen sich, so gut sie können; selbst in dem westlichen Pensylvanien ist dieß noch häufig der Fall. Heinrich Koch, ein ehemaliger Bürger und Kaufmann in Braunschweig, jetzt in Centre Caunty im westlichen Pensylvanien, besteigt oft die Kanzel und predigt in seiner Gemeinde, und der Beispiele sind mir dort viele bekannt, auch von Handwerksleuten, die dort predigen. Nach geendigter Predigt opfert dann die Gemeinde, und das Opfer fällt dem Prediger für seine Arbeit anheim.

Vor ohngefähr 15 Jahren noch wurden von dem Ministerium in Pensylvanien sogenannte Reise-Prediger in entfernte Gegenden geschickt, um die

zerstreuten Glieder in Gemeinden zu sammeln. Der Fonds dazu wurde durch Kollekten in den Gemeinden gesammelt. Der Eifer für diese Unternehmung aber ist gänzlich erloschen, es geschieht nicht mehr.

Gleichwohl aber wurden die genannten Kollekten fortwährend zusammengebracht, die das geistliche Ministerium zu andern Zwecken gebrauchte, und dieß geschah noch öfter als es sonst gewöhnlich der Fall war, ordentlich als wäre diese Kollekte zu einem Gesetze geworden. Das Ministerium ernannte fortwährend geistliche Ämter, besetzte solche mit Predigern, diesen wurden Sekretäre beigeordnet u. s. f.; dazu wurden, wie ich hörte, die gesammelten Gelder verwandt. Vielleicht hatte dasselbe einen sehr guten Zweck, nur ging es damit zu übereilt rasch zu Werke. Oft hörte man die Bauern murren: „Mir müsse so viel Kollekte zusamme pringe, und an tie Synod käbe, wo pleipt tos Keld? Reiseprettiger hot mer net mehr.“ Auf einmal las man in allen Zeitungen folgende Bekanntmachung:

„So eben hat die Presse verlassen und ist zu haben ein Buch, betittelt:

Die Vertheidigung der freien Kirche in den vereinigten freien Staaten von Nordamerika; von Karl Gock. Dann hieß es:

„Bauern auf! Kauft dieß Buch! und le„ſet, was die Geiſtlichkeit mit Euch im Willen „hat. Sie will Euch in das eiſerne Joch ſchmie„den, ſo wie es in meinem Vaterlande geſche„hen iſt. Auf Bauern! verhindert das deutſche „Pabſtthum, vertheidigt Eure Freiheit! Ihr „werdet dieß thun, ſobald ihr meine Schrift „geleſen habt, und ich will an Eure Spitze tre„ten und mit meinem Blute die freie Kirche „vertheidigen!" u. ſ. w.

Dieß wirkte, wie ein elektriſcher Schlag. Alle Bauern, und ich möchte wohl behaupten, alle Deutſche, welche leſen können, kauften das Gockſche Buch; nicht nur in ganz Penſylvanien, ſondern auch nach den entfernteſten Gegenden der Freiſtaaten, wo deutſche Gemeinden waren, wurde das Buch verſandt. Ganze Fuder wurden nach dem Ohio und Maryland geſchickt.

Gock war ein geborner Würtemberger, der erſt vor wenigen Jahren nach Amerika eingewandert war, ein Mann von großer Beredtſamkeit, aber auch was ſich ſonſt noch erwieſen hat, von ſchlechtem Charakter. Des Winters hielt er Schule, ſchrieb Bücher, z. B. Rechnenbücher u. dgl., ließ ſie druken, und zur Sommerzeit fuhr er mit Pferd und Wagen im Lande umher und verkaufte ſie. An dem obbemeldeten Werke, „die Vertheidigung der freien Kirche" ꝛc., hat er viel Geld verdient, aber

er war ein Verſchwender und ging nicht einmal ordentlich gekleidet einher, ſondern ſah oft aus wie ein Vagabonde; auch war er ein Betrüger, was ich und noch Andere ihm beweiſen können.

Das genannte Buch, die Vertheidigung der freien Kirche, habe ich geleſen, aber nicht ſelbſt gekauft. Er ging darin ganz amerikaniſch zu Werke, bediente ſich der gröbſten, beleidigendſten Ausdrücke und Scheltworte und nahm mitunter zu offenbaren Lügen ſeine Zuflucht. In der Ferne lügt ſich's gut, ſagt ein altdeutſches Sprichwort, und darum konnte auch Gock in Amerika die geiſtlichen Verfügungen und Einrichtungen, die in Deutſchland Statt finden, ein Pabſtthum nennen, und ſie als ein eiſernes Joch ſchildern, weil ihm Niemand darin widerſprach: denn der Amerikaner nennt ja die Deutſchen beſtändig Sklaven und ſtellt ſich Deutſchland ohnehin ſchon nicht anders vor, als den Ort der ärgſten Sklaverei.

Die Gegner des Gock gaben ſich alle Mühe, ſowohl durch Reden und öffentliche Vorträge ihn zu widerlegen, als auch durch Schriften und Bücher eine andere Meinung in's Publikum zu bringen. Die Zeitungen waren mehre Wochen lang voll von dieſer Geſchichte. Gocks Gegner beſchuldigten ihn öffentlich, daß er ein Verbrecher ſey, und daß er wegen arger Verbrechen in Deutſchland dem Gefängniſſe entgangen und nach Amerika ge-

flüchtet ſey, was ſie jedoch auch nicht beweiſen konnten. Dadurch aber wurde Gock nur gereizt, noch ärger gegen ſeine Gegner zu Felde zu ziehen, denn er ſchalt ſie nun auch in den Zeitungen noch weit ärger als früher, und gewann unter dem großen Haufen immer mehr Beifall. Sonderbare Ausdrücke brauchten manche der Prediger in ihren Drohungsſchriften gegen Gock. Einer z. B. (es war der reformirte Pfarrer Oechand), fing ſeine Schrift mit folgenden Worten an: „Gock, Gock! nimm dich in Acht! Jetzt kömmt der Bär!“ Dieß hatte zur Folge, daß er nun allenthalben von den Bauern Bär genannt wurde, und ein Bauer ihn in einer großen Geſellſchaft bat, ſich deutlich darüber zu erklären, ob er ein Saubär oder ein Hundsbär ſey? — Gock antwortete in den Zeitungen auf alle Drohungen: „Euren Bär fürchte ich eben ſo wenig, als einſt mein Ahne, der ſtarke Simſon, ſich vor einem ſolchen fürchtete, und eben ſo, wie derſelbe mit einer Eſels Kinnlade tauſend Philiſter ſchlug, ſo ſchlage ich Euch Alle mit einem einzigen Gänſeflügel zu Boden.“ Weil die Bücher, welche gegen Gock geſchrieben waren, nur von wenigen Bauern gekauft und geleſen wurden, ſo wurden Auszüge daraus gemacht, gedruckt und die Prediger laſen ihren Gemeinden ſolche bei Gelegenheit vor. Allein auch das wollte nichts helfen und blieb ohne den gewünſchten Erfolg. Als dieſer Unfug etwa 6 Wochen lang gedauert haben mochte, gab jede Gemeinde ihrem Prediger den Auftrag:

„entweder ſich von dem Miniſterio und der Sy„node gänzlich loszuſagen und es nur mit ſei„ner Gemeinde zu halten, oder das Predigeramt „niederzulegen und nach 4 Wochen ſich vor der „verſammelten Gemeinde deutlich darüber zu er„klären, was er zu thun entſchloſſen ſey.“

Diejenigen Prediger, welche durch Heirath mit mehren Gemeindegliedern in Verwandtſchaft ſtanden, entſchloſſen ſich bald, ſich von der Synode loszuſagen, unter welchen im Berks-Kreiſe der Pfarrer Hermann der jüngere der erſte war. Dieß wurde zwar von den übrigen Gliedern der Synode ſehr gemißbilligt; als aber die Nachricht aus dem Ohio-Staate eintraf, daß dort bereits mehre Prediger Amt und Brodt verloren hätten, weil ſie ſich von der Synode nicht hatten losſagen wollen, ſo folgten ſie dem Beiſpiele des Hermann und anderer ihrer Kollegen, und jeder Prediger erklärte öffentlich vor ſeiner Gemeinde, daß das geiſtliche Miniſterium und die Synode gänzlich aufgehoben ſeyen.

Es wurde dann noch manches in den Zeitungen über dieſe Geſchichte mitgetheilt, z. B. daß, da die Menſchen für ſolche Wohlthaten, die man ihnen hätte erzeigen wollen, noch nicht empfänglich genug wären, ſo hätte man aus Liebe den Gemeinden nachgeben wollen, und man ſey nun entſchloſſen, die beſſere Einrichtung des Kirchenweſens überhaupt bis in ſpätere Zeiten aufzuſparen, und

bis ſich erſt alle von ſolchen Wohlthaten beſſer überzeugt haben, ſie als ſolche anerkennen, fühlen und ſie billigen würden u. ſ. f.

Auf ſo ſchwachen Füßen ſteht in den vereinigten Staaten von Nordamerika Alles, was nicht durch Mehrheit der Stimmen und durch ſonſtige Förmlichkeiten zum Geſetz geworden iſt. Der Staat und die Obrigkeit überhaupt miſcht ſich in dergleichen nicht. So lange die vereinigten Staaten beſtehen, wird es mit dem Kirchenweſen nicht beſſer, ſondern aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch ſchlechter werden.

Ein Kirchenvorſteher ſagte, nachdem der oben kurz erzählte Streit zu Ende war, zu einigen Predigern: „mögt ihr zußamme laufe, un konzittre [1]) wie ihr immer peſſer Kottes Wort prettige wollt, tos iſch uns ebbe viel, [2]) apper mir laſſe uns nicks vorſchreibe, tenn mir ßind tie Mäſchter der Kirch', [3]) mir habe zu pefehle, un net ihr, mir [4]) wolle unßre Freiheit pehalte un kä Sklove [5]) werde, lauft immer zußamme, oper laßts peim Alte.“

So hörte ich auch dieſe Leute allenthalben ſprechen, ſie wollten nichts dagegen haben, daß die

1) Das heißt ſo viel, als über etwas nachdenken.
2) Dagegen haben wir nichts.
3) Meiſter der Kirche, heißt Herren der Kirche.
4) Statt mir ſagt man dort mir.
5) Sklaven.

Prediger ihre Zusammenkünfte nach wie vor hielten, aber sie sollten nur darum zusammen kommen, um sich zu besprechen, wie sie Gottes Wort immer noch besser vortragen wollten.

Die Prediger hielten auch bald wieder ihre Zusammenkünfte; obgleich dieß nicht wieder geschehen sollte, so habe ich doch nicht erfahren, daß irgendwo darüber gemurrt worden war. Ob aber auch die Deputirten wieder zu der Synode gegangen sind, davon habe ich nichts gehört.

Es herrscht dort, wie überhaupt, so auch unter den Deutschen, eine völlige Toleranz und Glaubensfreiheit. Ein jeder kann glauben, was er will, zu einer andern Kirche übergehen, seine Kinder in jeder beliebigen Kirche taufen lassen u. s. w. Alle Sekten werden geduldet. Man disputirt, aber verfolgt und haßt sich nicht wegen verschiedener Glaubens-Meinungen. Alle christliche Sekten, deren dort eine große Menge sind, und beständig noch mehr werden, haben Deutsche unter sich.

Die Deutschen in den Städten, besonders in den See-Städten, und vorzüglich in Philadelphia, zeigen viel mehr äußere Frömmigkeit und Religionseifer, als die Landbewohner. Die Prediger klagen, daß ihre Brüder, welche seit den letzten zwanzig Jahren hier angelangt sind, ihnen in dieser Hinsicht sehr unähnlich sind, und sich auch nicht an

den dreimaligen Gottesdienst des Sonntags gewöhnen wollen. Dieser findet bloß in Philadelphia und in den übrigen großen See-Städten Statt. Die neuen Ankömmlinge sind in einigen Gemeinden gleich Mitglieder und genießen alle Rechte der Kirche, in andern erst, nachdem sie zum heiligen Abendmahle gegangen, einen Sitz in der Kirche haben, und sich deßwegen haben einschreiben lassen. Das Wahlrecht erhalten sie erst nach Verlauf von drei Jahren.

## Zehntes Kapitel.

Von der Art und Weise, wie die Einwanderer in Amerika untergebracht werden, oder sich selbst durchzuhelfen suchen. — Welchen Personen und Klassen eine Auswanderung ersprießlich, und welchem Alter und Stande sie nachtheilig ist.

Die Gesetze, welche in dem Staate Pensylvanien zum Vortheile der deutschen Ankömmlinge gegeben sind, finde ich so ziemlich zweckmäßig und gut; nur Schade, daß sie nicht alle gehörig befolgt werden, und daß die europäischen Schiffs-Kapitäne diesen Gesetzen noch nicht so unterworfen sind, wie die Amerikaner.

Diese werden jetzt sehr hart bestraft, sobald es erwiesen ist, daß sie die mit ihren Passagieren geschlossenen Kontrakte nicht erfüllet, oder sich eine schlechte Behandlung derselben erlaubt haben. Die Kontrakte aber müssen nicht am Bord des Schiffes, sondern auf dem festen Lande geschlossen und von einer Gerichtsperson, einem Notar, oder auch

von einem Prediger geschrieben und unterſiegelt ſeyn, denn nur erſt alsdann haben ſie volle Gültigkeit.

Wenn in Penſylvanien Schiffe mit Paſſagieren ankommen, ſo werden ſie 6 Meilen von Philadelphia an dem Lazarethe angehalten und von einigen Ärzten unterſucht. Finden ſie bösartige Krankheiten auf dem Schiffe, ſo müſſen dieſe Quarantäne halten. Gefährliche Kranke werden in das Lazareth gebracht und dort auf Koſten des Schiffers verpflegt. Findet ſich aber keine Urſache zur Quarantäne, ſo laufen die Schiffe in den Hafen von Philadelphia ein. Diejenigen Paſſagiere, welche vor der Einſchiffung ihre Fracht bezahlt haben, können gleich nach der Landung hingehen, wohin ſie wollen, jeder darf ſie auch herbergen und keine Polizei darf es hindern. Auch ſind die Wirthe verpflichtet, jeden Reiſenden zu herbergen, und denen, welche nicht bezahlen können, dieß unentgeldlich zu thun, wenigſtens auf eine Nacht, und ihnen noch außerdem freies Eſſen und Trinken zu geben. Auch bedarf Niemand einen Reiſepaß, wäre er auch entſchloſſen, alle vereinigten Staaten die Kreuz und Quere zu durchreiſen. Von denjenigen Paſſagieren, die ihre Fracht nicht bezahlt haben, erhalten die Kapitäne ihre Befriedigung dadurch, daß ein Amerikaner ſie in ſeine Dienſte nimmt und ihre Fracht bezahlt.

Die Dienst-Kontrakte werden von einer durch das Gouvernement besonders dazu autorisirten Person (Register) in dessen Wohnung geschlossen, welchem dafür 1 Dollar auf die Person verwilligt ist, welchen der Dienstherr zu entrichten hat. Es wird zu diesem Geschäft ein in Philadelphia ansässiger Mann gewählt, welcher der englischen und deutschen Sprache kundig ist, und dessen Verpflichtung es ist, das Interesse beider Partheien, nach Vorschrift des Gesetzes und der Billigkeit, zu vermitteln, vorzüglich aber dasjenige der zu verbindenden zu vertreten. Dieß geschieht auch in der Regel.

Bei der Ankunft der Schiffe erhält dieser Register von dem Interpretor der deutschen Gesellschaft, welcher dieselben visitirt hat, eine namentliche Liste aller auf demselben befindlichen Passagiere, mit Bemerkung des Geschlechts, Alters und der verschiedenen Metiers und Qualifikationen.

Die Dauer der Dienstzeit in den Kontrakten ist von 2 bis 4 Jahren, nach Verschiedenheit der Fracht, des Alters, Geschlechts, der Gesundheit und Fähigkeiten. Vier Jahre ist für eine ganze Fracht der äußerste gesetzliche Zeitraum, welcher nur in außerordentlichen Fällen, z. B. wenn Familien zu viele kleine Kinder haben, bei zu hohem Alter, Schwächlichkeit, oder andern Nachtheilen, verlängert wird. Kinder über 4 Jahren werden, sind sie männlichen Geschlechts, bis zum ein und zwanzig-

ſten, ſind ſie weiblichen Geſchlechts, bis zum achtzehnten Jahre verbunden. Kinder unter jenem Alter zahlen nichts; ſie folgen den Eltern und werden mit ihnen nach Verlauf der Dienſtzeit frei. Die Dienſtpflichtigen empfangen nach ausdrücklichen Stipulationen Wohnung, Eſſen und Trinken, Kleidung, freie Wäſche, und Kinder erhalten alle Jahre 6 Wochen Schule und am Ende der Dienſtzeit zwei vollſtändige Kleidungsſtücke, wovon eins neu ſeyn muß. Außerdem bekommen die Burſchen am Ende ihrer Dienſtzeit 25 bis 30 Dollars baares Geld, wenn ihnen ihr Brodtherr nicht während der Dienſtjahre ein Handwerk lehrt oder lehren läßt. Die Mädchen aber erhalten noch ein vollſtändiges Bett, eine Kommode, Haspel und Spinnrad, Flachs und Wolle, und eine milchgebende Kuh.

Auch viele in Amerika geborne Kinder werden auf die beſchriebene Art verdungen. In Penſylvanien habe ich dieß allenthalben gefunden. Sind die Kinder der Unbemittelten 4 Jahre alt, ſo pflegen ſie ſchon verbunden (verdungen) zu werden, allenthalben iſt auch Gelegenheit dazu und oft ſtarke Nachfrage.

Die Geſetze verfügen außerdem zu Gunſten der Redemptioner, daß Niemand ohne ſeine Einwilligung außer dem Staate von Penſylvanien verbunden werden kann, daß Mann und Frau nicht ohne

gleiche Einwilligung, und Kinder von ihren Eltern nicht ohne die größte Noth getrennt werden sollen.

Außer diesen Gesetzen giebt es keine andere, weder in diesem Staate noch in den übrigen, wodurch dieselben die Einwanderungen unmittelbar begünstigten, noch scheint das Gouvernement der vereinigten Staaten überhaupt ein besonderes Interesse an ihnen zu nehmen, oder, wenige Fälle ausgenommen, sehr disponirt zu seyn, durch Conzessionen sie anzureizen. Dasselbe glaubt, sie schon genug dadurch aufzumuntern, daß es ihr die Thore öffnet, und einem jeden Ausländer, der sich in den vereinigten Staaten niederlassen will, es möglich macht, Landeigenthümer zu werden, oder jedes andere beliebige Gewerbe zu treiben, auch nach vorhergegangener Deklaration das volle Bürgerrecht zu erhalten, wodurch derselbe aller Vorrechte und Vorzüge der Verfassung dieses gelobten glücklichen Landes theilhaftig wird.

Die vereinigten Staaten haben einen Punkt erreicht, wo ihre fortschreitende Macht und Größe nicht mehr von fremder Einwanderung abhängig ist, da ohne dieselbe die Bevölkerung sich alle 20 Jahre verdoppelt. Der Nationalstolz fängt schon an, die allgemeine Meinung oder Behauptung zu erzeugen, daß man sie jetzt schon entbehren könne. Gleichwohl aber sind die Ausländer immer noch willkommen, der Mangel an Händen dauert fort,

und es würde in mancher Gegend schmerzlich empfunden werden, wenn auf einmal alle Einwanderung aufhörte.

Ich zweifle, daß das Gouvernement diese Meinung theilt und nicht einsehen sollte, welchen wohlthätigen Einfluß die dort ankommenden Europäer, vorzüglich die Deutschen, fortwährend auf Kultur und Industrie haben müssen. Wenn dasselbe sie bisher mit gleichgültigen Augen anzusehen schien, und nicht mehr zu ihrer Aufmunterung that, so hatte dieses wahrscheinlich ganz andere Ursachen.

Die Regierung der vereinigten Staaten mischt sich überhaupt in Vieles nicht, was bei uns ein Gegenstand der thätigsten Vorsorge der Regierungen ist. Es scheint eine Staatsmaxime zu seyn, aller menschlichen Thätigkeit den freiesten Spielraum zu lassen, ohne sie weder einzuschränken, noch zu befördern und zu leiten, nichts zu übereilen, Alles von selbst entstehen, sich entwickeln und reifen zu lassen, nach seinen innern Gesetzen und nach den von außen einwirkenden Umständen.

Außerdem können auch politische Rücksichten zum Grunde liegen, welche das Gouvernement abhalten, die Auswanderung durch große Begünstigung aufzumuntern: theils die Besorgniß, die europäischen Staaten und Regierungen, und die von Deutschland insbesondere, welche man, obgleich diese

ſie nicht verhindern, doch derſelben als abgeneigt ſupponirt, zu beleidigen, und ihre Eiferſucht zu erregen, theils, daß von einer zu großen und plötzlichen Einwanderung von Europäern mit monarchiſchen Grundſätzen oder doch verſchiedenen Sitten nachtheilige Folgen für den Staat zu befürchten ſeyen, indem ſo verſchiedene Beſtandtheile ſich nicht früh genug zu einem Ganzen verbinden, oder die Sitten und die öffentliche Meinung nachtheilig davon afſizirt werden.

Das Gouvernement hat dem ungeachtet in einzelnen Fällen deutſchen, ſchweizeriſchen, franzöſiſchen und irländiſchen Geſellſchaften oder Kolonien, welche Ländereien von demſelben kauften, um ſich darauf anzuſiedeln, äußerſt vortheilhafte Bedingungen verwilligt, und dadurch bewieſen, daß es auch nicht ängſtlich in dieſen Punkten handelt.

Man kann, ohne den Vorwurf der Partheilichkeit zu verdienen, im Grunde keine größere Begünſtigung erwarten, als die europäiſchen Emigranten ſie dort wirklich finden. Es wäre auch von jener Seite nichts weiter nöthig, wenn man von dieſer weniger Planmäßigkeit und Zuſammenhang vermißte, wenn hier bei der Einſchiffung mehr Ordnung eingeführt würde, wenn vor derſelben ſchon in Deutſchland ſich die einzeln zerſtreuten Familien oder Individuen, welche bisher einzeln, ohne Ordnung und aufs Gerathewohl den Häfen zuſtröm-

ten, Gesellschaften bildeten, mit unterrichteten Führern an ihrer Spitze; oder, wenn Verbindungen existirten, welche von dem Gouvernement sich Landstriche abtreten ließen, und darauf Kolonien gründeten, welche den zerstreut dort ankommenden Individuen zum Vereinigungs-Punkte und zur gleich bereiten Aufnahme dienten. Hier fehlt es den Deutschen vor allen. Solche Gesellschaften gab es bisher gar nicht. Einzelne Privat-Unternehmer und große Güterbesitzer, welche einen großen Theil der Ankommenden an sich zogen, sind dort in zu geringer Anzahl. Die Hälfte ist nicht genug geregelt, zu sehr der Willkühr und dem Zufalle unterworfen.

Es giebt jetzt in den vereinigten Staaten vier deutsche Gesellschaften: die erste in Philadelphia, die zweite in Lancaster, die dritte in New-York und die vierte in Baltimore. Allein der Zweck derselben beschränkte sich bisher bloß auf Unterstützung einiger der Hülfsbedürftigsten, und Linderung ihres Elends bei der Landung, und auf unmittelbare, meistens sehr laue, und fast immer unwirksame Vertretung gegen Beeinträchtigungen und Mißhandlungen. Die Gesellschaft zu New-York leistete überhaupt nur wenig, und hatte wenig Gelegenheit dazu, noch weniger die zu Baltimore, und die zu Philadelphia und Lancaster, — so sehr auch von der ersten Zeit ihrer Stiftung an ihre Bemühungen das Lob und den Dank der Deutschen verdienen, —

so reichten doch ihre Mittel nicht hin, denn ihr Fonds ist zu gering, um dem zu großen Bedürfniß abzuhelfen. Thätiger zu jenem Zweck der Kolonisirung oder sonstigen Versorgung, durch Unterstützung, Rath und Verwendung, welche viel mehr werth sind, als einzelne geringe Unterstützungen, nehmen sich die englischen und irländischen Gesellschaften ihrer Landsleute an.

Der Mangel an zweckmäßiger Vorsorge, Leitung und Plan, auch auf jener Seite des atlantischen Meeres hat sich sehr fühlbar gezeigt, seitdem die Menschen in dem südlichen Deutschland so übertrieben häufig ausgewandert, besonders aber im Jahre 1817, in welchem auf 19 Schiffen 6000 Menschen jeden Alters und Geschlechts allein in Philadelphia gelandet sind, was die dortigen Register ausweisen und bezeugen.

Millionen Menschen könnten in jenem gesegneten Lande Raum, Glück und Wohlstand finden. Ein Jeder, welcher ein kleines Kapital dorthin bringt, oder auch ohne das, mit Arbeit der Hände, — nicht des Kopfes — als Landmann oder Handwerker, sich ernähren will, und kein Taugenichts, kein Säufer, Spieler oder sonstiger Verschwender ist, ist gewiß, es zu finden. Die Nachfrage nach Arbeitern läßt nicht nach, sondern vermehrt sich jetzt wieder, seitdem die Anlegung der vielen Kanäle und Schiffbarmachung mancher Flüsse so viele

tausend Menschenhände in Pensylvanien erfordert. Doch bei der ungewöhnlich großen Anzahl der deutschen Emigranten, welche im Jahre 1817 größtentheils spät im Winter erst in Philadelphia landeten, mußten sich die Kanäle wohl eine Zeitlang verstopfen; der traurige Zustand, in welchem diese Leute sich befanden, schadete auch nicht wenig ihrer schnellen Unterkunft. Zudem klagte man in Philadelphia allgemein über die größere Immoralität der seit mehren Jahren Angelangten, und war gegen sie eingenommen. Doch sind täglich eine Anzahl von dem Register verdungen; aber viele derselben haben lange in großem Elende auf den Schiffen harren müssen, bis die Reihe an sie gekommen ist; ein Theil von ihnen hat müssen in die Häuser untergebracht werden, die Spitäler haben sich gefüllt, in welchen auch ein Theil gestorben ist. Mehre hatten von der Mildthätigkeit der Einwohner eine Zeitlang gelebt; die Gesetze hatten ihr Ansehen verloren; der Eifer war erkaltet; die Mittel zur Unterstützung waren nicht hinreichend gewesen.

Bei dieser Lage der Dinge und der sich täglich vergrößernden Noth dieser Menschen hatte sich die deutsche Gesellschaft im Monat December bewogen gefunden, eins ihrer Mitglieder zu beauftragen, den Zustand derselben auf den Schiffen zu untersuchen und darüber Bericht zu erstatten. Hierauf hatte dieselbe im nämlichen Monat eine Peti-

tion an die in Harrysburg sitzende Assembly des Staats von Pensylvanien überreichen lassen, um zu bewirken, daß theils die alten Gesetze erneuert und in Kraft gesetzt, theils neue zweckmäßige Verfügungen getroffen werden möchten. Ferner war darauf angetragen, daß ein Gesetz erlassen werden möge, nach welchem die Kapitäne in Zukunft Kaution zu leisten hätten für alle Passagiere, die sie einführen würden, damit sie dem Staate, und vorzüglich der Stadt, wie es zuletzt der Fall gewesen war, nicht wieder zur Last fielen. Eine solche Verfügung würde aber aller fernern Einwanderung auf die bisherige Art, wo nicht ganz den Zugang versperren, doch sie sehr erschweren und vermindern. Ob diese Bill passirt ist, habe ich nicht erfahren; dagegen aber eine andere, in welcher andere Bestimmungen in Rücksicht der Verpflegung und Ordnung auf den Transportschiffen festgesetzt worden ist.

Was die oben beschriebene Art, sich zu verdingen, anlangt, so hat man zwar sehr Unrecht, in derselben Sklaverei zu sehen, denn es liegt ja ein freiwilliger Kontrakt zum Grunde, welcher die Dauer der Dienstpflichtigkeit auf eine bestimmte Zeit begränzt. Doch aber wirft sie einen Schatten auf den deutschen Namen und trägt nicht wenig dazu bei, ihn verächtlich zu machen, weil sie nicht allenthalben von Mißbräuchen und Gesetzwidrigkeiten frei ist, welche sie von einer gehässigen Seite darstellen. Der gewöhnliche Ausdruck in den mehr

südlichen Staaten heißt nicht **bind as servants**, sondern kaufen und verkaufen; ja dort spricht man von **Duth** oder **white slaves**. In Pensylvanien habe ich solchen Ausdruck nie gehört, sondern Stadt- und Landleute sprachen: „tos isch mä Serwepub, oder mä Serwemädel.“ Diese Methode, sich zu verdingen, bleibt jedoch, so lange andere Anstalten fehlen, der einzige und sicherste Weg. Selbst bei Unternehmungen und Kolonisationen im Großen würde sie nicht ganz entbehrlich werden, weil dadurch nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Handwerker, wenigstens im Anfange, Unterkunft finden würde, für welche letztere Klasse sie eben darum auch in der That wohl die beste bleibt. Es ist ein großer Fehler derjenigen jungen Emigranten, die ihre Fracht bezahlt und noch etwas Geld in Händen haben, daß sie unentschlossen, was sie beginnen sollen, sich zu lange in den Seestädten aufhalten und ihr Geld erst verzehren, ehe sie ein Unterkommen suchen. Erst wollen sie sich von der Reise zur See und den ausgestandenen Beschwerden derselben erholen; dann aber wirkt das dortige Klima eine Trägheit und Unlust zum Reisen, daß sie dieß so lange aufschieben, bis die Noth sie dazu zwingt. Reisen sie endlich, so will es ihnen wieder weder hier noch dort gefallen, sie suchen Arkadiens Gefilde, die sie sich in ihrem Vaterlande hatten träumen lassen, und finden sie nicht, bis sie endlich die Noth zwingt, sich zu verdingen, und Arbeit, die ihnen im Anfange nicht schmecken wollte,

gewohnt zu werden. Manche werden in ihrer Unerfahrenheit oft von ihren eigenen Landsleuten um ihr Geld gebracht. Viele derjenigen jungen Leute, welche für ihre Fracht 2 oder 3 Jahre dienen müssen, stehen sich besser und erreichen früher ihren Zweck, als die erstgenannten, weil sie sich während ihrer Dienstzeit noch etwas verdient hatten und nun im Stande sind, nach derselben sogleich ein selbstständiges Gewerbe anzufangen. Während der Zeit ihrer Dienstpflichtigkeit lernen sie die Sprache, Gebräuche, das Verschiedene in allen Gewerben, und erwerben sich die nöthigen Lokalkenntnisse, und falls einer Landmann ist, für baares Geld, oder auf Kredit mehre Morgen Landes zu kaufen, auf welchen er sich ansiedelt, mit der gewissen Aussicht, bei Fleiß und Ökonomie den Werth seines Eigenthums mit jedem Jahre wachsen zu sehen. Fast alle, welche vor 10 oder 12 Jahren als Redemptioner dort anlangten, sind jetzt wohlhabend, auch sind mir mehre Beispiele bekannt von Leuten, die sich vor 20 und 30 Jahren dort niederließen, und jetzt Kapitalisten sind. Jeder junge Mann, der Landarbeit versteht, findet, wenn er will, in Pensylvanien auch Gelegenheit, als Tagelöhner unterzukommen, und zur Sommerzeit täglich einen Dollar nebst Essen und Trinken zu verdienen; der Handwerker verdient noch mehr; denn alle Handarbeit wird dort theuer bezahlt. Selbst der Spinner steht sich sehr gut, denn für das Garn zu spinnen wird dort ansehnlich mehr bezahlt, als hier

für das Garn bezahlt wird, wenn man es verkauft. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß manche Menschen dort binnen kurzer Zeit wohlhabend und auch reich werden, manche aber kommen dennoch auf keinen grünen Zweig, weil sie nicht danach streben; denn wie man's treibt, so gehts.

Die Behandlung der Leute während ihrer Dienstzeit in Pensylvanien und den angränzenden westlichen Staaten, wo die Population größtentheils aus Deutschen besteht, und weniger Schwarze sind, ist in der Regel sehr menschlich und gut. Wäre sie das nicht, so steht ihnen der Weg zur Klage an den Sollicitor der deutschen Gesellschaft offen, welches seinen Zweck selten verfehlt. Häufiger sind die Klagen von Seiten der Dienstherren gegen die Dienenden, indem häufig Beispiele vorkommen, daß diese sich durch Entlaufen ihrer Verbindlichkeit zu entziehen suchen.

Es ist sehr natürlich, daß mehr Landleute als Handwerker gesucht werden, weil fast alle Bauern-

söhne ein Handwerk lernen; dennoch aber findet fast jeder Handwerksmann, auch auf dem Lande, die Bäcker ausgenommen, bis jetzt immer noch guten Verdienst. Welche Klasse von letztern vorgezogen werde, von welchen zu viel oder zu wenig seyen, läßt sich in jenem sonderbaren Lande, wo alle Gewerbsthätigkeit unabhängig und frei von aller Einschränkung durch Gilde oder Zünfte, auch jeder Einwirkung von Seiten der Regierung ist, sich also von selbst in das Gleichgewicht setzen muß, gar nicht anders bestimmen, als durch die größere oder geringere Nachfrage. Da zeigt sichs denn, daß alle Professionisten und Handwerker der gröbern oder einfachen Art, deren Arbeitsprodukte von unmittelbarer Nothwendigkeit sind, und nicht als Manufakturwaaren eingeführt werden können, in vorzüglichem Ansehen stehen und leicht Gelegenheit zu Verdienst und Arbeit finden. Dahin gehören denn Maurer, Zimmerleute, Wagner, Tischler, Böttcher, Schmiede, Schlösser, Schuhmacher, Weber, Schneider ꝛc. Alle Gewerbe hingegen, welche, ihrer Natur nach, sich mehr oder weniger den feinen Künsten oder Manufakturen nähern, oder deren Produkte mehr Gegenstand des Luxus sind, ihr

Glück nicht so leicht finden. Solche Dinge können bei der Größe des Arbeitslohns zum Theil wohlfeiler aus dem Auslande eingeführt werden.

Junge Leute von 14 bis 20 Jahren werden wohl am meisten gesucht, vorzüglich aber Mädchen. Niemand, der ledig und ohne Familie und über 50 Jahre alt ist, sollte sein Vaterland verlassen, wenn er keine Mittel hat, in jenem Lande ein besseres Schicksal zu gründen, als jene Art, sich zu verdingen. Bei Personen weiblichen Geschlechts, wenn sie unverheirathet sind, ist das Alter von 30 Jahren schon fast zu hoch. Das Alter ist überhaupt ein großes Hinderniß. Doch hört man, daß bisweilen Personen von 70, ja 80 Jahren dort landen. Dieß ist die größte Thorheit und sollte durchaus nicht geduldet werden.

Von den deutschen Einwanderern blieb immer der größte Theil in Pensylvanien, hauptsächlich deßwegen, weil sie dort Landsleute, Bekannte, oder auch Verwandte finden; dann auch wegen der gu-

gern Leichtigkeit in Rücksicht der Sprache. Viele gehen auch westlich, nach den Staaten Ohio, Indiana, Illinois, den Ohio hinab, bis an den Mississippi. Manche kommen auch wieder zurück und siedeln sich in Pensylvanien an. Viele dorthin Gebrungene, die ihren Bekannten in Pensylvanien Nachricht gaben, versicherten, daß es ihnen dort wohlgehe; dort, besonders im Ohio-Staate, ist alles im Überfluß, aber ein großer Geldmangel; der Tagelöhner verdient dort täglich mehr, als zwei Büschel Waitzen. Dieser Staat ist wohl der fruchtbarste in der Union, denn an manchen Plätzen giebt der Boden die Aussaat des Waitzen mehr als hundertfältig wieder. Der Boden des Ohio-Staats ist fast überall wellenförmig und mürbe, wie Asche, man pflügt dort fast überall ohne eiserne Pflugschare, und fährt mit Wagen, deren Räder nicht mit Eisen beschlagen sind. Schmiede finden dort nicht leicht Arbeit. Fische und Wildpret ist dort in großem Überflusse vorhanden, von den letzten besonders wilde Puter und Fasanen, welche in so großer Menge sich in den Wäldern aufhalten, daß man sie mit Prügeln todtschlagen kann. Die dortigen Einwohner essen aber lieber Schweinefleisch,

deren mancher Bauer dort 600 Stück hat, weil sie ihm kein Futter kosten, sondern im Walde fett werden. Pfirsichen wachsen dort in so großem Überflusse, daß man sie nicht alle zum Branntweinbrennen verbrauchen kann, und die meisten von den Schweinen gefressen werden.

Ende des ersten Theils.

Meine

# Auswanderung nach Amerika

im Jahre 1822,

und meine

# Rückkehr in die Heimath

im Jahre 1825.

---

Nebst

## Bemerkungen

über

den kirchlichen, ökonomischen und moralischen Zustand der dortigen Deutschen

und

## Winke

für

Auswanderungslustige,

von

Jonas Heinrich Gudehus,
Kantor zu Hoben-Assel unweit Braunschweig.

---

Zweiter Theil.

---

Hildesheim, 1829.
In der Gerstenbergschen Buchhandlung.

H. J. Gudehus

# Auswanderung nach Amerika.

## Zweiter Theil.

## Elftes Kapitel.

Von der Anſiedelung in Amerika. — Welches ſind die beſten Gegenden für Deutſche, ſich dort anzuſiedeln.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika ſchreiten unaufhaltſam mit einer ſehr großen Schnelligkeit auf dem Wege der Vergrößerung und Macht fort. Ihre Gränzen dehnen ſich in Weſten durch Traktate mit den Wilden beſtändig aus. Ungeheure Strecken des herrlichſten und fruchtbarſten Landes, im rohen Zuſtande der Natur, warten noch auf Menſchen, die ſie in fruchtbare Gefilde umwandeln ſollen. Auch die ungeheure Strecke längs der Küſte des atlantiſchen Meeres iſt noch bei weitem nicht in dem Verhältniſſe angebauet und bevölkert, als es die meiſten europäiſchen Staaten ſind. Raum findet ſich auch da noch für viele Millionen fleißiger und glücklicher Menſchen, und für Einwanderungen auf Jahrtauſende.

Die weſtliche Richtung hält man für die, welche die Natur dem Deutſchen vorſchreibt, weil das

dortige Klima dem seinigen fast gleich kommt; doch kann sich ja der Mensch an jedes Klima gewöhnen. Ich möchte behaupten, das Klima in Pensylvanien sey gesunder als das unsrige, wenn man dort eben so mäßig lebt, als hier. Will er aber westlich gehen, so sind die Ufer des Ohio, Wabasch und Miami vorzüglich seinen Niederlassungen anzurathen. Doch der Deutsche, und ganz besonders der Niedersachse, ist ja zu sehr an das gesellschaftliche Leben gewöhnt, als daß man ihm rathen sollte, einzeln in die Wildniß zu gehen, könnte er auch die größten Reichthümer der irdischen Welt sich dort erwerben; es sey denn in großer Gesellschaft von Landsleuten, und dazu eignet sich der niedersächsische Landmann auch nicht unbedingt, weil er zu mißtrauisch und wankelmüthig, auch zu unentschlossen und furchtsam ist.

Ausgemacht gewiß ist es, wenn es Unternehmer gäbe, die im Stande wären, nach jenen genannten westlichen Gegenden große Kolonien von den letztgenannten Deutschen zu führen und sie dort zusammen zu halten vermöchten, daß sie sich Paradiese bauen könnten. Die Gelegenheit dazu ist vorhanden. Die Natur hat dazu dort das ihrige gethan, das Klima und der Boden sind dazu ganz geeignet; der amerikanischen Regierung sind solche Unternehmer willkommen, und sie thut das ihrige, große Unternehmungen zu befördern und zu begünstigen; es fehlt weiter nichts,

als daß der Deutsche, besonders aber der Führer einer großen Kolonie schon diesseits Amerika sich, was einige Punkte betrifft, in einen Amerikaner verwandelt. Das ist die schwerste, aber die durchaus nothwendigste Aufgabe. Er muß schon unterwegs mit seinen Leuten aus einer Schüssel essen und aus einem Becher trinken, und sie überhaupt mehr als Freunde, wie Untergebene behandeln, damit sie in Amerika wenigstens keinen zu großen Unterschied zwischen dem Verhältnisse der dortigen Herrschaften und Gesinde und dem seinigen gewahr werden. Ferner wäre einem solchen Unternehmer noch vorzüglich zu rathen, daß er nur wenig oder gar keine ledige Personen, sondern größtentheils Familien mit sich führe, welche nicht so leicht entlaufen können, und daß er nicht aufs Gerathewohl Jeden, der sich anbietet, sondern nur ehrliche Leute in seiner Kolonie aufnähme, sie alle beeidigen ließe und einen gerichtlichen Kontrakt mit ihnen schlösse, in welchem er ihnen aber ohne Bedenken große Vortheile versprechen könnte und müßte. Solche Kontrakte haben dort allenthalben volle Gültigkeit.

Ohne die Befolgung der genannten Punkte würde jedes Unternehmen, dorthin eine Kolonie von Niederdeutschen zu führen, unfehlbar scheitern. Auch ist dabei nöthig, daß Agenten vorausgeschickt werden, die einen zur Niederlassung geschickten Platz aufsuchen, sich von der Regierung der verei-

nigten Staaten eine Strecke Landes abtreten und ausmessen lassen und alle nöthigen Vorbereitungen vorher besorgen.

Außer Pensylvanien und den westlichen Staaten Ohio, Indiana und Illinois eignet sich auch der südliche Theil des Staats New-York zu Niederlassungen für die Deutschen. Unter den vortheilhaftesten Bedingungen wird dort fortwährend gutes und gelegenes Land wirklichen Ansiedlern zum Verkauf angeboten; wer gleich bezahlen kann, kann den Acker des besten, aber noch unkultivirten rohen Waitzenlandes für 1½ Dollar kaufen, selbst da, wo der Absatz des Getreides sehr leicht von Statten geht. In dem westlichen Pensylvanien wurden im Winter 1825 auf einer Versteigerung 15,000 Acker Waldland, jedes Hundert für 73 Cents verkauft, weil Niemand mehr bieten wollte und der Versteigerer den Auftrag hatte, den Meistbietenden es zuzuschlagen. (73 Cents sind ohngefähr, nach unserm Gelde, 23 Sgr., also 100 Acker Landes für 23 Sgr.!) Das Privatland ist jetzt in Amerika allenthalben spottwohlfeil, ausgenommen in der Nähe großer Städte oder schiffbarer Flüsse, wo es aber auch sehr im Preise gesunken ist. Natürlich richtet sich auch der Preis des Landes nach den Getraidebedürfnissen und Getraidepreisen, die gegenwärtig ungeheuer gesunken sind, was der verwöhnte Bauer jetzt sehr schmerz-

lich beſeufzt. Faſt alle Bauern haben mehr eigenes Land, als ſie kultiviren können; denn in den Zeiten der hohen Getraidepreiſe vor mehren Jahren kauften ſie ungeheuer viel Land an, um damit Spekulationen zu machen, und Viele liehen dazu große Kapitalien aus den Bänken, wo es ihnen immer gern zu 6 pCt. Zinſen ausgezahlt wurde; Keiner ahnete die mit Ende des Krieges in Europa kommenden niedrigen Getraidepreiſe. Viele konnten nun wegen derſelben die Zinſen nicht aufbringen und büßten nicht nur ihr gekauftes Land ein, was nicht den fünften Theil des Werthes mehr hatte, als zu der Zeit, in welcher ſie es mit großer Begierde an ſich kauften, ſondern ihre Güter wurden ihnen von Gerichtswegen verkauft, oft für den zehnten Theil ihres Werthes. Viele verloren ihr ſämmtliches Vermögen, oder doch einen anſehnlichen Theil deſſelben, bloß dadurch, daß ſie ſich für ihre Freunde und Nachbarn verbürgt hatten. So ging Treue und Glaube verloren. Viele brauchten die ſchlechteſten Mittel, um einen Theil ihrer Güter zu retten. Sie gingen zu der Obrigkeit und ſchwuren, ſie ſeyen keine 15 Dollars mehr werth, und mehr bedarf es in Penſylvanien nicht, um ſeine Schuldner zu betrügen.

Die Zeitungen ſind jede Woche voll von Bekanntmachungen, daß Plantagen und Land für das Meiſtgebot verkauft werden ſollen, und wenn es

vom gerichtlichen Versteigerer geschieht, so kommt es jetzt sehr oft, daß es spottwohlfeil weggeschlagen wird. Der einzelne Deutsche, wenn er auch nur im Besitz eines kleinen Kapitälchens ist, findet dort beständig Gelegenheit, auch kultivirtes Land nebst Wohnung und Wirthschafts-Gebäuden wohlfeil zu kaufen. Ich weiß manche Beispiele, daß der Acker solchen Landes mit Einschluß der Gebäude, nicht an 5 Dollars gekommen ist; dieß war nämlich bei kleinen Plantagen von 12 bis 20 Ackern der Fall, worauf ein kleines Blockhaus und eine dergleichen Scheune stand.

Auch giebt es in Philadelphia und andern Städten reiche Leute, die in jenen Zeiten, wo die Getraidepreise sehr hoch standen, ganze Strecken Landes an sich kauften, in der Absicht, damit viel zu gewinnen, die es jetzt sehr gern unter dem Preise wieder verkaufen, um es nur los zu werden. So trifft man selbst allenthalben reiche und wohlhabende Bauern, denen ihre Plantagen bei der Vermehrung ihrer Familien und arbeitsfähigen Kinder zu klein werden, sie deßwegen verkaufen und sich größere wieder kaufen. Manche haben auch Neigung, in eine andere Gegend Pensylvaniens, oder nach dem Ohio zu ziehen, und verkaufen deßwegen ihre Besitzungen. Ein großer Theil der in jenem Staate wohnenden Deutschen besteht aus Pensylvaniern, denen es größtentheils wohlgefällt;

doch einige von ihnen kamen während meines Dortseyns auch wieder zurück, weil sie es dort nicht recht gewohnt werden konnten.

Es ist dem Deutschen gar nicht eigen, sich darin unternehmend zu zeigen, daß er in die Wildniß geht, sich dort ansiedelt und Waldstrecken lichtet; er liebt zu sehr das gesellschaftliche Leben; er bleibt gar zu gern in der Nähe seiner Landsleute. Man findet nicht ein einziges Beispiel, daß ein Deutscher so weit westlich gegangen wäre, daß er mit den Wilden in Berührung hätte kommen können; er war es bisher nicht, der die Gränzen dort weiter rückte und die Länder an denselben zuerst urbar machte. Es waren Amerikaner selbst, Auswanderer aus dem Norden von Amerika, aus den Staaten von Neu-England, aus den beiden Canada's. Diese Menschen haben von Natur einen besondern Trieb zur Unstetigkeit und Wanderung. Sie, mehr vertraut mit der Natur des Bodens, beharrlich und ausdauernd bei den ersten Schwierigkeiten, lichteten zuerst die Waldstrecken, baueten sich darauf nothdürftig an, verließen sie aber bald wieder, zogen weiter, um vom neuen damit zu beginnen. Wenn der Deutsche bisher neues Land urbar machte, so wählte er dazu Gegenden, die schon mehr angebaut waren, und wo die Nähe von frühern Niederlassungen von Deutschen ihm einen lebhaften gegenseitigen Verkehr, und somit Erleichterung und Un-

terſtützung verſprach. Er folgt lieber der Spur jener nach, wird der nächſte Beſitzer jenes nur halb kultivirten Eigenthums, und verbeſſert es. — Er liebt es und verläßt es nicht wieder, um noch weiter weſtlich zu gehen.

Die vereinigten Staaten ſind jetzt die Herren aller Länder des nördlichen Kontinents, außer Südamerika und den brittiſchen Beſitzungen. Alle künftigen Niederlaſſungen müſſen ihre Souverainität anerkennen, ſich als Theile derſelben betrachten und ihren Geſetzen ſich unterwerfen, obgleich innerhalb derſelben allen einzelnen Kolonien und Korporationen der höchſte und freieſte Spielraum gelaſſen iſt.

Die Indianer, oder richtiger Uramerikaner, deren Zahl mit jedem Jahre abnimmt, und die man noch ohngefähr auf 300,000 anſchlägt, ziehen ſich von den Ländern, die ſie durch Kauf oder Traktate an die vereinigten Staaten abtraten, nach Weſten zurück. Keiner, außer der Regierung der vereinigten Staaten, hat das Recht von ihnen Land zu kaufen.

Die Maſſe des noch nicht veräußerten rohen Landes, welches ſich in den Händen des Gouvernements der vereinigten Staaten befindet, dasjenige nur gerechnet, worauf die Anſprüche der Wilden erloſchen ſind, iſt ungeheuer groß. Es beläuft ſich über 600 Millionen Ackres und liegt in den Staaten Ohio, Indiana, Miſſiſſippi, Georgien, Louiſiana,

Illinois, in den Territorien Michigan, Northwestern, Alabama und Missouri. Die ungeheuren Strecken des noch unkultivirten Landes, welches sich noch in den Alten Staaten befindet, ist bereits veräußert und befindet sich größtentheils in dem Besitze von Korporationen und Privatpersonen.

Das öffentliche Land auf den Charten ist in Ortschaften und Sektionen eingetheilt. Eine jede Ortschaft ist eine Fläche von 6 englischen Quadratmeilen und enthält 36 Sektionen. Eine jede Sektion ist eine Quadratmeile groß und enthält 640 Ackers, und jeder Acker drei und vierzig Tausend vier Hunder sieben und neunzig (43,497) Quadratfuß, jeden zu 12 Zoll gerechnet. Die Sektionen sind numerirt von 1 bis 36; № 16 in dem Mittelpunkte ist gewöhnlich zur Gründung und Unterhaltung einer Schule für das Townschip (Sektionsgebiet) bestimmt, und die drei anliegenden Nummern dem Gouvernement zur beliebigen Disposition in einer spätern Zeit vorbehalten. Eine angemessene Anzahl Townschips bilden eine County und eine gewisse Anzahl County's ein Territorium, in welchem eine Landoffice oder Büreau errichtet ist, wo die Verkäufe geschlossen werden, auch die Charten und Feldbeschreibungen zur öffentlichen Einsicht niedergelegt sind.

So bilden sich die Staaten. Die Gebiete treten als Staaten in die Union, sobald sie sechszig

Tausend freie Bewohner zählen. Bis dahin stehen sie unter der Kontrole des Kongresses, welches einen Gouverneur ernennt, der sie nach republikanischen Formen regiert.

Landämter sind:

im Staate Ohio in folgenden Städten:

Cincinnati, Steubenville, Chillicote, Zanesville, Wooster, Marietta.

Im Staate Indiana:

Huntsville, East of Prärievor, West of Pearlriver, Miledgeville.

Im Staate Illinois.

Kaskaskia, Shanneetown, Edwardsville.

Im Territorium Missouri.

St. Louis, — und

im Territorium Michigan.

Detroit.

Diese Landämter stehen unter der Direktion des General-Landoffices in Washington, in welchen die Patente über die Käufe ausgefertigt und von dem Präsidenten der vereinigten Staaten unterschrieben werden.

In den genannten Landämtern kann aber Nie-

mand weniger als eine Viertel-Sektion kaufen, nämlich hundert und sechszig Ackers. Der gewöhnliche Preis des Landes ist zwei Dollars der Acker. Der vierte Theil der Kauf-Summe wird gewöhnlich gleich bezahlt, und das übrige in Terminen, innerhalb vier Jahren. Bei gleich baarer Bezahlung erhält der Käufer 8 pCt. Rabatt. Abgaben bezahlt er erst nach fünf Jahren, nach dieser Zeit kann er auch erst das volle Bürgerrecht erhalten, wenn er ein Fremder ist.

## Zwölftes Kapitel.

Landwirthschaftliche Notizen für die Ansiedler. — Bemerkungen über den Ackerbau und die Gewerbe in Amerika. — Nicht Jeder ist im Stande, sich dort wohl zu befinden.

Das Verfahren, rohes Waldland urbar zu machen, ist eigentlich sehr einfach und viel leichter, als man sich es hier vorstellt. Man hauet die meisten Bäume, die nicht allzu dick sind, ein oder zwei Fuß hoch über der Wurzel ab, und schafft sie weg, oder verbrennt sie auf der Stelle; das Zweigholz wird jedesmal gleich verbrannt. Die dicksten Bäume fället man nicht, sondern man schälet unten rund um den Stamm die Borke eine gute Handbreit ab. Geschieht dieß um Weihnachten oder Neujahr, so ist dieß hinreichend, den Baum zu tödten; geschieht es aber später, so muß man es nicht dabei bewenden lassen, wenn der Baum nicht wieder ausschlagen und fortwachsen soll, sondern man muß mit der Axt einen Ring hauen, der so tief ist, daß er durch das weiße Splintholz kommt, dann stirbt der Baum ab und

schlägt im nächsten Frühjahre nicht wieder aus. Hie und da läßt man auch einen dicken Wallnuß-, Hykory- oder Kastanienbaum unbeschädigt stehen, theils seiner Früchte, hauptsächlich aber deßwegen, damit einst das auf den Feldern weidende Vieh unter seinen Zweigen Schatten finde.

Da die dortigen Waldbäume nicht, so wie hier, die Eigenschaft haben, ihre dicken Wurzeln auch auf der Oberfläche des Bodens weit umher zu schlängeln, sondern fast alle Wurzeln tief unter der Oberfläche des Bodens liegen; da auch die dortigen Wälder keine Stümpfe von abgehauenem Unterholze haben, und sich außer den Baumwurzeln keine anderen von Holz finden, die das Urbarmachen erschweren; da ferner die Wälder dort nicht so verangert sind, als hier, und man es nur mit dem Umhauen und Wegschaffen der Bäume zu thun hat: so erfordert das Urbarmachen derselben auch wohl nicht den zehnten Theil der Mühe und Arbeit, die hier bei uns dergleichen Unternehmen verursachen würden. Ein mit dergleichen Geschäften vertrauter Mann macht binnen 8 Tagen einen Acker vom Holze so rein, daß er gepflügt werden kann.

Das geradeste und beste des gefällten Holzes gebraucht der neue Anbauer zum Baue eines Blockhauses und zu der Befriedigung seiner Länderei. Ein solches Blockhaus für den ersten Bedarf ist mit Hülfe der Nachbarn, die dazu sehr bereitwillig

ſind, und es unentgeldlich thun, das Werk einiger Tage.

Iſt das Holz von dem Lande weggeſchafft, ſo wird gleich zwiſchen den ſtehengebliebenen Stümpfen und Bäumen gepflügt. Oft iſt dieß nicht einmal nöthig, und der Boden iſt ſo locker, daß es hinreicht, ihn hie und da nur mit einer Hacke zur Beſäung geſchickt zu machen; beſonders iſt dieß oft der Fall im Ohio-Staate. Die dortigen Pflüge ſchicken ſich ganz zu dieſem Zwecke, denn ſie haben vorn kein Geſtell, wie die unſrigen, und die Pferde werden vor den Sichbaum geſpannt. Mit dieſem Pfluge, der mir auch übrigens ſehr gefiel, kann man auch kleine Winkel ordentlich umpflügen.

Die Geräthſchaften zur Urbarmachung der dortigen Wälder tragen überhaupt auch ſehr viel zur Erleichterung dieſes Geſchäfts bei, die alle vortheilhafter zu ſolchen Geſchäften eingerichtet ſind, als die unſrigen.

Die Oberfläche des neuen Ackerlandes beſteht gewöhnlich aus einer Lage von 5 bis 7 Zoll hoher recht ſchwarzer Erde, auch da, wo der Boden ſteinig oder ſandig iſt. Dieſe Oberfläche iſt unglaublich fett und ruchtbar, ſo, daß man das neue Land nur an hohen Bergen mit Waitzen oder Roggen zum erſtenmale beſtellen darf, denn auf Ebenen, oder in Thälern würde dieſe Frucht zu ſtark ins Stroh wachſen.

In dem neuen Lande wächst keine Frucht besser und ist keine ergiebiger, als das Welschkorn (Mais); denn ein Acker bringt oft über hundert Buschel *) in einer Erndte.

In dem ersten Jahre ist der Ertrag seiner Arbeit dem neuen Anbauer schon völlig zu seiner Subsistenz hinreichend. Zwar darf er sich Mühe und Arbeit nicht verdrießen lassen, und dabei auch nicht so locker leben, wie es der Amerikaner um ihn her gewohnt ist. Doch in manchen Gegenden kommt ihm Jagd und Fischerei sehr zu Statten und ich glaube, daß im Allgemeinen doch der neue Anbauer dort dreimal besser lebt, als es hier der gewöhnliche kleine Kothmann im Stande ist. Das kleine Vieh bekommen sie gewöhnlich von den Nachbarn zum Geschenk, es ist dort so Sitte und Gebrauch; und das größere können sie für einen billigen Preis kaufen. Dasselbe findet auch in dem westlichen Pensylvanien, dem Ohio, und noch weiter westlich allenthalben sowohl im Sommer, als zur Winterzeit, völlig seine Nahrung im Walde. Pferde bedarf er im ersten Jahre nicht, sondern die Nachbarn pflügen ihm, wenn er gute Worte giebt, das Land umsonst. Im zweiten Jahre erweitert und verbessert der Neubauer seine Wohnung, fährt mit der Urbarmachung seines Landes fort und

*) Ein Buschel (Bushel) beträgt nach unserm Maaß 5 Viertaß.

befriedigt es mit dem gefällten Holze. Nach Verlauf von drei bis höchstens vier Jahren hat er, wenn er ein fleißiger, ordentlicher Mann ist, seine geringen Auslagen wieder gewonnen, und der Werth seines Eigenthums hat sich wenigstens vierfach vermehrt. Jede Familie, die von hier dort hinüber wandert und mehre arbeitsfähige Glieder hat, kann mit einem kleinen Kapitale in wenig Jahren zu einem ansehnlichen Grundeigenthum gelangen. Auch findet sich beständig Gelegenheit, kleine und große Plantagen in Pacht zu nehmen, und es sind mir mehre Beispiele bekannt, daß Leute auch auf diesem Wege wohlhabend und reich geworden sind. Jeder deutsche Landbauer, der dorthin auszuwandern gedenkt, nehme ja die Gehülfen zu seinem dortigen Zwecke von hier mit, sonst geht er fehl; denn es ist viel zu kostspielig, amerikanische Arbeiter zu halten; aber er wisse auch vorher gewiß, daß seine Landsleute ihm dort getreu bleiben und nicht entlaufen.

In Amerika kennt der Landbebauer keine Herren- und Frohndienste, keinen Zehnten, keine monatliche Kontributionen, und überhaupt keine Abgaben an den Staat. Er bezahlt jährlich einmal seine Land- und Armentaxe, und dann ist er fertig. Diese Taxen sind bloß Gemeindeabgaben und werden für die Bedürfnisse der Ortschaft erhoben. Sie sind unbedeutend, und kommen oft nicht über 5 Dollar, von 100 Ackres jährlich.

Außer seinem Hauptgewerbe hat Jeder dort
ich die Freiheit, jedes beliebige Nebengewerbe zu
treiben, ohne Abgaben davon zu bezahlen. So
it z. B. jeder große Bauer auf seiner Plantage
ne Branntweinsbrennerei, und brennt Korn- und
pfel-Branntwein, den er an die Gastwirthe im
nde verkauft und in die Städte schickt. Wer
astwirthschaft betreiben will, hat weiter nichts dazu
thig, als daß er sein Haus dazu einrichtet, und
r dasselbe ein großes Schild hängt; so auch wer
andel betreiben will. Die Handwerker sind dort
i von allen Zünften und Gilden. Man weiß
chts vom Einschreiben und Losgeben der Lehr-
ge, nichts vom Gesellen- und Meisterwerden.
tatt daß hier ein Lehrling mehre Jahre lang
nen und doch dem Lehrmeister 30 bis 40 Tha-
: noch obendrein bezahlen muß, giebt dort der
eister dem Lehrling jährlich oft 30 Dollars
d noch mehr, und noch dazu freie Kost, Bett
d Kleidung. Jeder, er sey Eingeborner oder
emder, hat das Recht, unentgeldlich zu be-
iben, was ihm beliebt, auch hinzuziehen
d zu wohnen, wo er will. Niemand, er
) Eingeborner oder Fremder, reich oder arm, be-
rf von der Polizei einen Paß, wenn er reisen
ll, dergleichen Verfügungen sind dort gänzlich
bekannt. Jeder Reisende darf logiren, wo er
ll, auch jeder Einwohner darf ungehindert jedem
isenden Herberge geben, und jeder Wirth muß
ß thun; hätte der Reisende auch nichts, wovon

er bezahlen kann, so ist doch der Wirth schuldig und verbunden, einem solchen Speise und Trank und auf eine Nacht Herberge zu geben. Dieß verfügen die Gesetze.

Die Erfahrung lehrt allenthalben, daß die Freiheit in den vereinigten Staaten von Nordamerika den Fleiß des Landmanns und die Industrie des Handwerkers mehr als in irgend einem andern Lande lohnt und segnet. In jenem Lande lebt der große und kleine Bauer, und auch der Tagelöhner, in leiblicher Hinsicht besser, als hier die Reichen; und der Handwerker von dem vierten Theile seines Verdienstes besser, als in Deutschland von seinem ganzen. In den westlichen Gegenden kann er in einem Tage mehr verdienen, als er in der ganzen Woche verzehrt, wenn er kein Verschwender ist, deren es dort auch in großer Menge giebt. Im Allgemeinen verdient er jeden Tag 1½ Dollars. Einige derselben, Schneider, Schuhmacher ꝛc. können es, weil sie stückweise arbeiten, wenn sie fleißig sind, bis auf 2 Dollars und noch höher bringen. Maurer, Zimmerleute, Tischler, Rademacher ꝛc. werden vorzüglich gesucht. Der Tagelöhner verdient in Pensylvanien zur Sommerzeit 1 Dollar und des Winters etwas weniger. Deutsche Tagelöhner, Dienstknechte und Mädchen liebt man vorzüglich, besonders aber die letztern, und ganz vorzüglich, wenn sie das Kochen gut verstehen, oder auch andere Geschicklichkeiten besitzen; sie werden auch schon

ihrer Thätigkeit und ihres Fleißes wegen allen andern vorgezogen, und machen am leichteſten ihr Glück. Gute deutſche Dienſtknechte verdienen jährlich von 80 bis 120 Dollars, und die beſten Mägde auch beinahe ſo viel. Das iſt auch eben die Urſache davon, daß ſo manchen Deutſchen und andern, die in die weſtlichen Gegenden der vereinigten Staaten eine Kolonie zu führen gedachten, ihre Pläne ſcheiterten; denn oft, ehe ſie die Reiſe durch den Staat Penſylvanien vollendet hatten, waren ihnen die Leute entweder alle, oder doch bis auf wenige von denſelben, entlaufen; die Urſache davon iſt früher ſchon angegeben. Solche Unternehmer können nicht genug zur Vorſicht ermahnt werden, weil die Verführung zur Untreu dort zu groß iſt.

Das kann nicht widerſtritten werden, daß ſich ſolchen Unternehmern dort immer noch ſehr große Ausſichten darbieten; und wenn ſie ſich hinſichtlich des genannten Punktes ſichern, und das in dem vorigen Kapitel dazu als nothwendig angeführte befolgen könnten, dann würde ich ein ſolches Unternehmen nicht widerrathen.

Die Beiſpiele, daß einzelne Individuen aus dem Auslande, in ſo kurzer Zeit als ehemals, zu ungeheurem Reichthume gelangen, werden jetzt zwar ſeltener, ſeitdem in dem Lande ſelbſt alles immer mehr eine ſelbſtſtändige Konſiſtenz nimmt

Tausend freie Bewohner zählen. Bis dahin stehen sie unter der Kontrole des Kongresses, welches einen Gouverneur ernennt, der sie nach republikanischen Formen regiert.

Landämter sind:

im Staate Ohio in folgenden Städten:

Cincinnati, Steubenville, Chillicote, Zanesville, Wooster, Marietta.

Im Staate Indiana:

Huntsville, East of Prärievер, West of Pearlriver, Miledgeville.

Im Staate Illinois.

Kaskaskia, Shanneetown, Edwardsville.

Im Territorium Missouri.

St. Louis, — und

im Territorium Michigan.

Detroit.

Diese Landämter stehen unter der Direktion des General-Landoffices in Washington, in welchen die Patente über die Käufe ausgefertigt und von dem Präsidenten der vereinigten Staaten unterschrieben werden.

In den genannten Landämtern kann aber Nie-

und weniger als eine Viertel-Sektion kaufen, mlich hundert und sechszig Ackers. Der gewöhn-e Preis des Landes ist zwei Dollars der Acker. er vierte Theil der Kauf-Summe wird gewöhn-) gleich bezahlt, und das übrige in Terminen, nerhalb vier Jahren. Bei gleich baarer Bezah-ng erhält der Käufer 8 pCt. Rabatt. Abgaben ahlt er erst nach fünf Jahren, nach dieser Zeit n er auch erst das volle Bürgerrecht erhalten, nn er ein Fremder ist.

## Zwölftes Kapitel.

Landwirthschaftliche Notizen für die Ansiedler. — Bemerkungen über den Ackerbau und die Gewerbe in Amerika. — Nicht Jeder ist im Stande, sich dort wohl zu befinden.

Das Verfahren, rohes Waldland urbar zu machen, ist eigentlich sehr einfach und viel leichter, als man sich es hier vorstellt. Man hauet die meisten Bäume, die nicht allzu dick sind, ein oder zwei Fuß hoch über der Wurzel ab, und schafft sie weg, oder verbrennt sie auf der Stelle; das Zweigholz wird jedesmal gleich verbrannt. Die dicksten Bäume fället man nicht, sondern man schälet unten rund um den Stamm die Borke eine gute Handbreit ab. Geschieht dieß um Weihnachten oder Neujahr, so ist dieß hinreichend, den Baum zu tödten; geschieht es aber später, so muß man es nicht dabei bewenden lassen, wenn der Baum nicht wieder ausschlagen und fortwachsen soll, sondern man muß mit der Axt einen Ring hauen, der so tief ist, daß er durch das weiße Splintholz kommt, dann stirbt der Baum ab und

## Dreizehntes Kapitel.

Über das Unzweckmäßige der Auswanderung nach Amerika für die höhern und gebildetern Stände Deutschlands. — Über die Auswanderung nach Amerika im Großen. — Wie wird die deutsche Nation dort geachtet?

Alle diejenigen, welche Lust haben, einzeln nach Amerika auszuwandern, die aber weder ein Handwerk, noch Ackerbau verstehen und sich überhaupt nicht mit grober Handarbeit ernähren können, sondern bloß durch Talente ihr Glück machen wollen, warne ich hiemit ernstlich, sich durch eine Auswanderung nach Amerika nicht unglücklich zu machen. Solche Leute gehen dort alle fehl, wofern sie nicht etwa das Englische fertig und richtig sprechen und schreiben können. In diesem letztern Falle möchten sie vielleicht nach Jahren und Tagen Unterkommen und Brodt finden; aber es ist doch ungewiß. Und finden sie auch Brodt, so werden sie doch in geraumer Zeit nicht recht froh und zufrieden leben können. Oft

sind, und es unentgeldlich thun, das Werk einiger Tage.

Ist das Holz von dem Lande weggeschafft, so wird gleich zwischen den stehengebliebenen Stümpfen und Bäumen gepflügt. Oft ist dieß nicht einmal nöthig, und der Boden ist so locker, daß es hinreicht, ihn hie und da nur mit einer Hacke zur Besäung geschickt zu machen; besonders ist dieß oft der Fall im Ohio-Staate. Die dortigen Pflüge schicken sich ganz zu diesem Zwecke, denn sie haben vorn kein Gestell, wie die unsrigen, und die Pferde werden vor den Sichbaum gespannt. Mit diesem Pfluge, der mir auch übrigens sehr gefiel, kann man auch kleine Winkel ordentlich umpflügen.

Die Geräthschaften zur Urbarmachung der dortigen Wälder tragen überhaupt auch sehr viel zur Erleichterung dieses Geschäfts bei, die alle vortheilhafter zu solchen Geschäften eingerichtet sind, als die unsrigen.

Die Oberfläche des neuen Ackerlandes besteht gewöhnlich aus einer Lage von 5 bis 7 Zoll hoher recht schwarzer Erde, auch da, wo der Boden steinig oder sandig ist. Diese Oberfläche ist unglaublich fett und ruchtbar, so, daß man das neue Land nur an hohen Bergen mit Waitzen oder Roggen zum erstenmale bestellen darf, denn auf Ebenen, oder in Thälern würde diese Frucht zu stark ins Stroh wachsen.

In dem neuen Lande wächst keine Frucht beſſer und iſt keine ergiebiger, als das Welſchkorn (Mais); denn ein Acker bringt oft über hundert Buſchel *) in einer Erndte.

In dem erſten Jahre iſt der Ertrag ſeiner Arbeit dem neuen Anbauer ſchon völlig zu ſeiner Subſiſtenz hinreichend. Zwar darf er ſich Mühe und Arbeit nicht verdrießen laſſen, und dabei auch nicht ſo locker leben, wie es der Amerikaner um ihn her gewohnt iſt. Doch in manchen Gegenden kommt ihm Jagd und Fiſcherei ſehr zu Statten und ich glaube, daß im Allgemeinen doch der neue Anbauer dort dreimal beſſer lebt, als es hier der gewöhnliche kleine Kothmann im Stande iſt. Das kleine Vieh bekommen ſie gewöhnlich von den Nachbarn zum Geſchenk, es iſt dort ſo Sitte und Gebrauch; und das größere können ſie für einen billigen Preis kaufen. Daſſelbe findet auch in dem weſtlichen Penſylvanien, dem Ohio, und noch weiter weſtlich allenthalben ſowohl im Sommer, als zur Winterzeit, völlig ſeine Nahrung im Walde. Pferde bedarf er im erſten Jahre nicht, ſondern die Nachbarn pflügen ihm, wenn er gute Worte giebt, das Land umſonſt. Im zweiten Jahre erweitert und verbeſſert der Neubauer ſeine Wohnung, fährt mit der Urbarmachung ſeines Landes fort und

*) Ein Buſchel (Bushel) beträgt nach unſerm Maaß 5 Vierfaß.

befriedigt es mit dem gefällten Holze. Nach Verlauf von drei bis höchstens vier Jahren hat er, wenn er ein fleißiger, ordentlicher Mann ist, seine geringen Auslagen wieder gewonnen, und der Werth seines Eigenthums hat sich wenigstens vierfach vermehrt. Jede Familie, die von hier dort hinüber wandert und mehre arbeitsfähige Glieder hat, kann mit einem kleinen Kapitale in wenig Jahren zu einem ansehnlichen Grundeigenthum gelangen. Auch findet sich beständig Gelegenheit, kleine und große Plantagen in Pacht zu nehmen, und es sind mir mehre Beispiele bekannt, daß Leute auch auf diesem Wege wohlhabend und reich geworden sind. Jeder deutsche Landbauer, der dorthin auszuwandern gedenkt, nehme ja die Gehülfen zu seinem dortigen Zwecke von hier mit, sonst geht er fehl; denn es ist viel zu kostspielig, amerikanische Arbeiter zu halten; aber er wisse auch vorher gewiß, daß seine Landsleute ihm dort getreu bleiben und nicht entlaufen.

In Amerika kennt der Landbebauer keine Herren- und Frohndienste, keinen Zehnten, keine monatliche Kontributionen, und überhaupt keine Abgaben an den Staat. Er bezahlt jährlich einmal seine Land- und Armentaxe, und dann ist er fertig. Diese Taxen sind bloß Gemeindeabgaben und werden für die Bedürfnisse der Ortschaft erhoben. Sie sind unbedeutend, und kommen oft nicht über 5 Dollar, von 100 Ackres jährlich.

aber seine Kinder dies aus allen Kräften zu verhindern suchten, die das Geld zu erben gedächten. Er verbot mir, seinen Kindern von dem, was er mir erzählte, nichts wieder zu sagen; von diesen aber hörte ich, daß die ganze Verwandtschaft nicht zugeben würde, daß der Alte abreisete, wozu er ja auch wirklich viel zu schwach war, deßwegen ging ich nicht wieder zu ihm. Mehre Beispiele von altgewordenen Deutschen, die ihr Vaterland nicht vergessen konnten und sich wieder zurück wünschten, könnte ich anführen; doch dieß eine ist schon hinreichend dieß zu beweisen. Zum Beweise aber, daß sich alle gebildete Deutsche einzeln, wenigstens eine geraume Zeit lang dort nicht wohl befinden, wollte ich den ersten von dem im 9ten Kapitel erwähnten Heinrich Koch an mich geschriebenen Brief hier abschriftlich mittheilen; da ich diesen aber unter meinen Schriften, nach vielem Suchen nicht finden kann, so mag Statt dessen, der Anfang und ein kleiner Auszug aus einem später an mich geschriebenen Briefe von demselben Verfasser hier dessen Stelle einnehmen, wo es also lautet:

Mill-Hall Post-Office d. 7. Febr. 1825.

Mein theurer Landsmann,

Mit hohem Vergnügen empfing ich Ihr mir so werthes Schreiben, datirt den 18. Dec. 1824. Allein es erweckte in mir zugleich auch höchst unangenehme Empfindungen, abermals einen

Landsmann von mir unglücklich zu wissen. Jeder gefühlvolle und gebildete Mensch ist hier ohnstreitig in Sibiriens Verbannung, und nur der Tod wird uns daraus befreien, der mir jederzeit willkommen seyn würde, da es mir täglich unerträglicher wird, unter diesen abgeschmackten Menschen zu leben. O wäre ich doch jetzt in meiner Lage roh und dumm, wie das Vieh, ich würde mich glücklich schätzen; so aber kann ichs nicht. Ich versprach in meinem ersten Briefe, Sie theurer Freund, zu besuchen, um ihre nähere Bekanntschaft zu machen; allein dieses süße Glück, an der Brust eines Freundes meine Leiden auszuweinen, hat mir das Schicksal versagt. Da ich 11 Monate krank gelegen und von schlechten Menschen um meine ganze Habe gebracht und noch dazu in Schulden gestürzt worden bin, so erfordert es meine Pflicht, hier so lange zu stehen, bis alles bezahlt ist, indem ich lieber Alles, nur meine Ehre nicht verlieren mögte. Doch über dieses, bitte ich, kränken Sie sich nicht, indem ich im Vaterlande Vermögen besitze, dieses wieder zu ersetzen. — O mein geliebtes Vaterland, unser beider Wiege, unser Hoffen und Wünschen! wann werde ich dich wieder sehen? ach! vielleicht niemals. — Fremde Sitten und Gebräuche, unbekannte Gesetze, widernatürliche Neigungen umgeben mich, und fremde Erde wird mich einst decken. — Wie gern würde ich, wie jener verlorne Sohn, reuevoll heimkehren; was

hält mich zurück? die Schande, das Vaterland verlassen zu haben, um ein glücklicheres aufzusuchen, welches nur in einer unbezähmten Idee lag, aber nicht zu finden ist. Täuschung, bitteres Gefühl! du hältst mein unglückliches Herz mit kalten schweren Ketten gefesselt und ich vermag dieselben nicht zu zersprengen, noch die Ungeheuer zu besiegen; nichts bleibt mir übrig, als kalte Philosophie und Zurückziehung von der Welt in meinen besten Jahren. Meinen von der Krankheit geschwächten Körper stärkt die Natur; was soll aber den ebenfalls geschwächten Geist stärken, der hier nirgends Nahrung findet, keine wissenschaftlichen Bücher, keine Unterhaltung, als von Religion; ach! und davon sind die Begriffe hier wirklich empörend und zurückschreckend. — Für Ihre Mühe, mir dort eine Schulstelle ausgerichtet zu haben, statte ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank ab; allein diese Nachricht kam zu spät und es war mir unmöglich, davon Gebrauch zu machen, indem ich hier bereits engagirt war, was mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, da ich alle Sonntage predige; und da ich nicht wider meine Überzeugung falsche Sätze und Aberglauben predigen kann, so habe ich dabei viel Verdruß. Das größte Verderben ist, daß hier die Menschen nicht wollen, daß ihre Kinder in den Schulen durch einen vernünftigen Unterricht zu vernünftigen Menschen gebildet werden

wollen ꝛc. — Leben Sie wohl, lieber Freund; der Herr ſey mit Ihnen und mit mir bis ans Ende. Ich verbleibe mit inniger Hochachtung

Dero Freund

H. L. Koch.

Dieß ſind dort die erſten Eindrücke aller derer, die hier in ihrem deutſchen Vaterlande eine mehr als amerikaniſche Erziehung und Bildung genoſſen haben, und unter jenem Volke nun einzeln leben müſſen; beſonders aber derjenigen Individuen, die weder ein Handwerk, noch Landgeſchäfte verſtehen; ganz beſonders aber derjenigen, die hier bereits ſeit geraumer Zeit in einem Amte geſtanden und Ehre und Achtung genoſſen haben, was dort gänzlich wegfällt. Kein Menſch wird dort wegen Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaften und ſonſtiger Talente, im geringſten mehr geachtet, als der geringſte Tagelöhner; ja, wenn dieſer fleißig, ehrlich und treu iſt, und ſich in die dortigen Sitten und Gebräuche zu ſchicken weiß, ſo iſt er viel geachteter, als jener: denn Talente und wiſſenſchaftliche Kenntniſſe weiß der Amerikaner gar nicht zu erkennen und zu ſchätzen, es ſey denn, daß einer ſich durch Kriegeskunſt, als ein vorzüglicher Held ausgezeichnet, oder durch Erfindung nützlicher Maſchinen, oder auf andere Art großes Aufſehen erregt, und ſich um ſein Vaterland und ſeine Mitbürger dort merkwürdig verdient macht, oder große Reichthümer beſitzt. In ſolchen Fällen kann denn auch auf die Nation

oder Abſtammung ſolcher Perſonen keine Rückſicht genommen werden, und der Deutſche iſt dann perſönlich geachtet, wie Andere. Auch ſteht einem jeden Deutſchen, ſo gut wie Andern, der Weg zu Ämtern und Ehrenſtellen offen, wenn er ſich auf obige Art auszeichnet und der dortigen Landesſprache völlig mächtig iſt. Penſylvanien hatte ſeit einer Reihe von Jahren deutſche Abkömmlinge zu Gouverneuren gewählt z. B. Schneider, Hieſter, und der jetzige heißt Schulze.

Der Deutſche zeichnet ſich im Allgemeinen auch dadurch vor Andern aus, daß er fleißig, ſparſam, häuslich, redlich und ruhigern Gemüths iſt — vorzüglich aber als Landmann, denn Penſylvanien hat den allgemein anerkannten Ruhm des Vorzugs vor andern Staaten nur der häufigen Einwanderung von Deutſchen zu verdanken. Der deutſche Einwanderer iſt dort viel lieber geſehen, als der Irländer und Franzoſe. Mit den letztern kann ſich der Amerikaner nicht befreunden.

Demohngeachtet aber wird man eine große Geringſchätzung der deutſchen Nation und ihres Namens allenthalben gewahr. Obgleich die Amerikaner eigentlich ja noch zu neu ſind, um den Namen einer Nation zu verdienen, ſo haben ſie doch einen Nationalſtolz, wie wohl keine Nation auf der ganzen Erde. Sie ſehen mit großer Verachtung auf alle diejenigen herab, von welchen die

erſten Keime zu ihrer Bildung kamen. Von keiner Nation aber haben ſie eine geringere Meinung als von der deutſchen. Sie urtheilen von Deutſchland bei ihrer ſehr geringen Kenntniß, nach dem Grade der Bildung und dem Äußern derjenigen Individuen, die ſie an ihren Ufern landen ſahen, und die größtentheils nicht geeignet waren, ihnen eine günſtigere Meinung von den Deutſchen beizubringen, denn die Zahl der gebildeten Deutſchen, welche dort landeten, war immer ſehr gering. Dieſe ungünſtigen Eindrücke ſind beſonders durch den elenden Zuſtand, in welchem die deutſchen Auswanderer in dieſen letzten Jahren dort erſchienen und durch die ſchlechtere moraliſche Beſchaffenheit derſelben ſehr verſtärkt. Der deutſche Amerikaner iſt unter andern am meiſten geneigt, das deutſche Volk zu beſpotten und den deutſchen Namen dort verächtlich zu machen; es war mir unerträglich zu hören, daß der Bauer ſo oft ſich über die Dummheit der eingewanderten Deutſchen luſtig machte, und dann die Deutſchen überhaupt Schtrohköpfe nannte, und doch können dieſe ohne die eingewanderten Deutſchen noch heute nicht beſtehen, ſondern geben ſich oft viele Mühe, deutſche Tagelöhner, Knechte und Mägde zu bekommen, und verſichern, daß ſie keine von andern Nationen brauchen können, wodurch ſie ja ſelbſt die Vorzüge der Deutſchen anerkennen und beweiſen. An Liſt und Verſchlagenheit mögen die deutſchen Amerikaner den größten Theil der neuen deutſchen Einwanderer

übertreffen, aber nicht an Fleiß, Arbeitsamkeit und Ehrlichkeit. Der wirklich gebildete Deutsche aber übersieht den amerikanischen Deutschen auf jeden Fall. Das fühlt dieser auch, denn er läßt sich fast nie mit einem solchen in ein weitläuftiges Gespräch ein, weil er weiß, daß er allemal den Kürzern zieht.

Herzlich, recht herzlich zu wünschen wäre es, daß, weil doch die Auswanderung nach Amerika fortdauern wird, die Deutschen besser zusammen halten, in großen Kolonien dorthin auswandern, und gemeinschaftliche Unternehmungen allgemeiner machen möchten, als bisher.

So lange dieß aber nicht der Fall ist, wünsche ich eben so herzlich, daß alle deutschen Regierungen sie geradezu verböten, oder daß wenigstens ferner nicht geduldet werde, daß Menschen dorthin auswanderten; die weder Landbau noch ein Handwerk verstehen, denn durch ihre dortigen Beschäftigungen wird der Name der deutschen Nation entehrt und verächtlich gemacht, was ich selbst gesehen und gehört habe. Außer den, im Anfange dieses Kapitels erwähnten Unglücklichen findet sich noch eine große Menge Menschen daselbst, die zu unedlern Mitteln ihre Zuflucht nehmen, nämlich zur Quacksalberei. Sie geben sich den Titel Doktor, sammeln sich allerlei Kräuter und andere Sachen, machen Pulver und Pillen, kochen die Kräuter und verfertigen

verschiedene Medikamente, die sie in große und kleine Gläser thun, verfertigen Salben und Pflaster, und gehen damit im Lande umher, die Leute zu betrügen. Diese Menschen verstehen so recht die Kunst, sich bei den amerikanischen Landleuten vorzüglich zu insinuiren, ihrer kindischen Eitelkeit zu schmeicheln, sie ins Angesicht zu loben, Amerika bis in den Himmel zu erheben, und dagegen ihr deutsches Vaterland als eine Hölle zu schildern, dessen Regierungen und Verfassungen zu verfluchen, und die amerikanischen hingegen als göttlich darzustellen. Solche Menschen traf ich oft in Gasthäusern, wo sich eine Menge Amerikaner um sie her versammelte, ihre langen Lügenpredigten mit großer Aufmerksamkeit anhörte, und den deutschen Doktor freie Zeche gab; wie viel er auch an Essen und Getränken sich geben ließ, wurde gern bezahlt.

Mehre Male habe ich solche Doktoren darüber unter vier Augen angeredet, und mir wurde dann die Antwort gegeben: „Gerade so muß man es machen, wenn man in diesem Lande sein Durchkommen finden will, denn man will leben, Frau und Kinder wollen auch leben, Kleidung und Hausmiethe sind hier theuer, nach dem Vaterlande kann ich nicht wieder zurückkehren, weil es mir an Mitteln dazu fehlt. Also benutze ich die Dummheit dieser Menschen, das einzige Mittel, was unser einem hier zu Gebote steht sich durchzuhelfen. Dafür, daß man den Leuten hier den Balg recht voll

lügt, hat man nicht nur gutes Leben unter ihnen, sondern man bekömmt immer mehr Kunden und setzt desto mehr von seiner Waare ab, die Leute bezahlen sie auch besser" u. s. w. So sagten mir mehre von dieser Art Menschen.

Hierauf möchte man mir antworten: daß dieß wohl kein sonderlicher Grund sey, wodurch die deutsche Nation dort entehrt werde, weil solche Menschen wohl den Pöbel, aber doch nicht die gebildetern Amerikaner betrügen könnten.

Darauf muß ich erwiedern: daß ich dort eben keinen sonderlichen Unterschied unter den Amerikanern gefunden habe, so, daß man sie in zwei große Haufen, nämlich in Gebildete und in den Pöbel theilen konnte; auch habe ich überhaupt gar keinen wesentlichen Unterschied hinsichtlich der Geisteskultur unter den Städtern und Landleuten gefunden. Die Zahl der Gebildeten in den Städten ist sehr gering und gegen den großen Haufen der Ungebildeten nicht in Anschlag zu bringen, und gerade die Gebildeten und Reichen in den Städten sind diejenigen, welche den Deutschen am meisten abhold sind. Denn unter diesen giebt es Gelehrte, welche mit Gelehrten in großen Städten Deutschlands im Briefwechsel stehen, von solchen allerlei politische Nachrichten einziehen, und von ihnen entweder hintergangen werden, oder aus solchen Nachrichten Gift saugen, sie verdrehen, und von den deutschen

Fürsten und Regierungen allerlei Nachrichten in den Zeitungen verbreiten, wodurch das Publikum irre geführt und eine schlechte Meinung von der deutschen Nation verbreitet wird. Möchte die Zeit nicht fern mehr seyn, wo solche gallsüchtige Verläumder keinen Glauben mehr finden!

## Vierzehntes Kapitel.

Rapps harmonische Gesellschaft unweit Pittsburg in Pensylvanien. — Hallers Kolonie in Blumengartenthal, unweit Williamsport im Lycoming-Kreise. — Neuschwitzerland und Vevay, zwei Schweizer-Kolonien im Staate Ohio.

Soll die deutsche Nation überhaupt in jenem westlichen Erdtheile ein Ansehen gewinnen, was sie verdient, so muß vor Allem dafür gesorgt werden, daß ihre Auswanderer nach den vereinigten Staaten sich nicht mehr, wie bisher in allen Gegenden dieser Staaten zerstreuet und vereinzelt herumtreiben, und — ich kann es nicht oft genug wiederholen — vor allen Dingen müßte es durchaus verhindert werden, daß irgend Einer dorthin auswanderte, der sich nicht durch Ackerbau oder ein Handwerk ernähren kann, es wäre denn, daß er dorthin berufen würde.

Nur von der Auswanderung ganzer Kolonieen, in welcher nur arbeitsfähige, fleißige, ehrliche und treue Menschen, größtentheils Familien, aufgenom-

men werden, läßt ſich etwas Großes und Vorzügliches mit Recht erwarten. Denn was vereinter Wille und Kräfte, verſtändiges Zuſammenwirken, ſelbſt bei im Anfang geringen Mitteln, in kurzer Zeit in jenem Lande zu leiſten vermögen, davon gibt es mehre Beiſpiele. Die merkwürdigſte Kolonie von allen in den vereinigten Staaten iſt eine deutſche, die den Namen Harmonie führt, und einen gewiſſen Georg Rapp zum Stifter hat. Die Geſellſchaft, an deren Spitze er ſteht, eine Art religiöſer Sekte, ſtammt urſprünglich aus dem Würtembergiſchen, wo ſie ſich im Jahre 1785 bildete. In dieſem Lande war damals die lutheriſche Religion vorherrſchend, und Niemand durfte es wagen, an ein anderes Religionsſyſtem zu glauben, als das, welches von den angeſetzten Lehrern der lutheriſchen Religion gepredigt war. Rapp aber wagte es dennoch; denn er behauptete, daß die Hauptlehre, welche Luther von den Lehren Jeſu Chriſti und ſeiner Apoſtel abgeleitet habe, beinahe in gänzliche Vergeſſenheit gerathen wäre, und ſtatt, daß Religion ein Hülfsmittel ſeyn ſolle, die Wiedergeburt des Geiſtes hervorzubringen und das Leben des Menſchen zu beſſern, ſey ſie in eine Maſchine der Macht verwandelt, um das Volk in Unterthänigkeit von der Civilautorität zu erhalten.

Rapp bekam bald viele Anhänger, welche eine Geſellſchaft bildeten. Nun wurden ſie aber verachtet

und verfolgt und, weil sie nicht in die herrschende Kirche gehen wollten, mit Geld- und Gefängnißstrafen belegt. Aber sie blieben dennoch unerschütterlich, und obgleich die Verfolgungen zunahmen, vermehrte sich dennoch die Zahl ihrer Gesellschaft immer mehr. Aber unter solchen Umständen seufzten sie doch nach Befreiung, und wünschten sich in einem Theile der Erde niederzulassen, wo sie Religionsfreiheit genießen, und Gott nach den Aussprüchen ihres Herzens verehren könnten, ohne von Menschen daran gehindert zu werden. Es wurden Vorschläge gemacht, ihnen ein Stück Land in Frankreich einzuräumen, und endlich auch in ihrem eigenen Lande; aber Rapp sagte: Gott hat mir Amerika gezeigt und gesagt: „Dieß ist das Land, wo du mir dienen sollst und meinen Namen bekennen." Dem zufolge beschloß die Gesellschaft einstimmig, nach Nordamerika zu gehen, und erwählte Rapp, nebst einigen Andern, voraus zu reisen, und eine passende Gegend zur Niederlassung in jenem Lande aufzusuchen.

Im Jahre 1803 trafen die Abgeordneten glücklich in Philadelphia ein, und begaben sich sogleich auf die Reise nach dem Westlande, wo sie einen Platz auswählten und ihren Freunden davon Nachricht gaben, 1804 segelte die ganze Gesellschaft, aus 160 Familien bestehend, auf 3 Schiffen von Amsterdam ab. Eins derselben landete in Baltimore, und die übrigen beiden zu Philadelphia, wo

sich Rapp befand, sie in Empfang zu nehmen. Von da hatten sie eine beschwerliche Reise von 325 Meilen über Land zu machen. Im November begaben sich 40 Familien von ihnen nach dem Westlande, und errichteten, der späten Jahrszeit ungeachtet, neue Häuser von Fachwerk, worin sie den Winter über wohnten.

Im nächsten Frühjahr, 1805, folgten 50 andere Familien, welche nun die Gesellschaft auf 90 Familien brachten; und im Februar 1805 bildeten sie eine Kolonie, deren Verfassung sie auf die Worte in der Apostelgeschichte Cap. 4, V. 32 gründeten: „die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele," auch sagte Keiner von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen Alles gemein.

Unter dieser Verfassung erbaueten sie eine Stadt, und nannten sie zur Verewigung ihres einmüthigen Sinnes und ihrer brüderlichen Liebe Harmonie, und fuhren von nun an fort, ihre Arbeiten in brüderlicher und gemeinschaftlicher Verbindung zu verrichten. In demselben Jahre erbaueten sie 46 Häuser von Fachwerk, jedes 18 Fuß breit und 24 Fuß lang; eine große Scheune; eine sehr ansehnliche Mahlmühle; 150 Ackres (225 Morgen) wurden zum Getraidebau, 40 Ackres zum Kartoffelnbau und 15 Ackres zu Wiesenwachs urbar gemacht.

Im Jahre 1806 ward ein Wirthshaus, zum Theil von Stein erbauet, 32 Fuß breit und 42 Fuß lang, und 2 Stock hoch, eine Scheune 100 Fuß lang, eine Ölmühle, eine Blaufärberei, und eine Gerberei. Dreihundert Ackres Land machten sie zum Landbau und 58 Ackres zu Wiesewachs urbar.

1807 errichteten sie ein Magazin aus Backsteinen, eine Sägemühle und eine Brauerei; 400 Ackres Land wurde zu Ackerland und Wiesenwachs und 5 Ackres zum Weinbau urbar gemacht. Sie verkauften in diesem Jahre von ihren Produkten und Manufakturen schon 600 Büschels Getraide und 3000 Stübchen (Gallons) Whisky.

1808 erbaueten sie ein Versammlungshaus, 70 Fuß lang und 55 Fuß breit, aus Backsteinen, und einige andere Gebäude und Viehställe, eine Scheune 80 Fuß lang, und eine Brücke über den Conaqueneſing, 220 Fuß lang. Ein bedeutender Strich Landes ward urbar gemacht, und sie verkauften 2000 Büschels Getraide und verbrauchten 1400 dergleichen zum Whiskybrennen.

1809 erbaueten sie eine Walkmühle, die sehr viele Arbeit für die Nachbarschaft besorgt; eine Hanf-, Öl- und Mahlmühle, ein backsteinernes Waarenhaus, 46 Fuß lang und 36 Fuß breit, mit einem völlig gewölbten Weinkeller darunter, und

ein anderes backsteinernes Gebäude von derselben Größe. Wieder ward ein bedeutender Strich Landes urbar gemacht. Der Ertrag von diesem Jahre war: 6000 Büschels Welschkorn oder Mais, 4500 Büschels Waitzen, 4500 Büschels Roggen, 5000 Büschels Hafer, 10,000 Büschels Kartoffeln, 4000 Pfund Flachs und Hanf, 100 Büschels hernach zu Bier gebrauete Gerste, und 50 Stübchen (Gallons) süßen Öls aus weißem Mohn, das dem eingeführten Olivenöle an Güte gleich kam. Von diesen Produkten verkauften sie 3000 Büschels Getraide, 1000 Büschels Kartoffeln, 1000 Büschels Waitzen, und verbrauchten zur Branntweinbrennerei 1600 Büschels Roggen.

1810 wurden eine Krämpel-Maschine und 2 Spinn-Maschinen für Wolle, um Tuch von Merino-Wolle zu weben, errichtet. Eine Scheune ward erbaut, 100 Fuß lang, ferner ein Haus von Backsteinen, groß genug, um 20 Weberstühle im untern Stockwerke aufzustellen; das zweite Stock war zu einer Schule bestimmt.

Außer den Erzeugnissen des Bodens hatten sie noch überdem viele andere Manufakturwaaren verkauft, als: Schuhe, Stiefeln, Sättel, Schmiedearbeit, Tuch u. s. w. und diese und andere Manufakturen machten reißend schnelle Fortschritte.

Des Morgens nach Sonnenaufgang werden die

Glocken geläutet, und eine Viertelstunde nachher ist Jeder an seinem Geschäfte. Alles ist Munterkeit und Thätigkeit. Über den Conaqueneſing, an welchem die Stadt liegt, führt eine hölzerne Brücke, prächtig mit Blumen geziert, und ist man über diese Brücke, so sieht man zur Linken eine Wiese, die mit vieler Mühe entwässert und nun in einen vortrefflichen Weideplatz verwandelt ist. An ihrem östlichen Ende liegt ein Lustgarten, genannt das Labyrinth, und ein botanischer Garten.

Das Labyrinth, welches ein sehr geschmackvoller Blumengarten ist, ist mit verschiedenen Baumhecken geziert, welche so eingerichtet sind, daß man sich leicht darin verlieren kann, ehe man zu dem kleinen Tempel, dem Sinnbilde der Harmonie, der in der Mitte desselben liegt, gelangt. Der Garten und Tempel sind Sinnbilder. Das Labyrinth stellt die Schwierigkeit vor, nach Harmonie zu gelangen. Das Äußere des Tempels ist rauh, zu zeigen, daß er von Weitem keine Reizungen habe, inwendig aber ist er freundlich und schön, zu zeigen die Schönheit der Harmonie, wenn man einmal dahin gelangt ist. Der botanische Garten ist mit den schätzbarsten Pflanzen und Kräutern wohl versehen und fesselt die Aufmerksamkeit eines jeden Sachverständigen.

Gerade der Brücke gegenüber, an der Seite des Flusses, liegen mehre Häuser für

Tuchfärberei und Walken. An der Nordseite des Flusses erhebt sich eine beträchtliche Anhöhe, von welcher herab man einen großen Theil der Besitzungen dieser Kolonie übersehen kann, nämlich die Stadt, Feld, Wiesen und Viehheerden. Die Gemeinde hat eine große Heerde Schaafe; schon 1812 hatte sie 1000 Stück und wollte sie bis auf 3000 vermehren; sie sind in 3 Haufen vertheilt. Der erste Haufen bestand aus lauter Schaafen von Merino-Abstammung, von denen die meisten ächte Merino's sind; der zweite Haufen aus Halbschlägern, und der dritte aus gemeinen Landschaafen, und unter ihnen Merinoböcke. Diese Heerden waren 3 Hirten übergeben, die jede Nacht in beweglichen Hütten oder Schäferkarren bei ihnen schliefen; auch ein Wächter aus der Stadt war während der Nacht bei ihnen.

Auf den Wollböden waren beständig 8 bis 12 Weiber beschäftigt, die Wolle für die Krämpelmaschine zu sortiren, die nicht weit von dem Flusse ist. Von da ward die Wolle nach dem Spinnhause in der Stadt gebracht, wo gegen 10 Spinnmaschinen im Gange sind. In dem Weberhause waren viele Webstühle im Gange, nebst noch mehren Haspeln und Winden. Die Gemeinde besaß 4 Schmieden für die gewöhnliche Arbeit und eine Nagelschmiede.

Die Scheunen enthielten immer einen Vorrath

von Getraide auf ein Jahr lang. An den Scheunen ist ein Obstgarten, 25 Ackres groß, wohl versehen mit veredelten Obstbäumen. Gleich hinter den Scheunen befand sich eine Hanfbreche (hemp brake) nach dem neuesten Modell angelegt. Sie wird von Pferden getrieben und ist äußerst vortheilhaft. In der Nachbarschaft steht das Brauhaus, welches ein sehr bequemes Gebäude ist, hinter welchem ein Hopfengarten liegt, worin der Hopfen sehr üppig wuchs. Der Porter, welcher dort gebrauet wurde, steht dem in England nicht im geringsten nach, welches Engländer selbst bezeugten.

Alle Manufakturen und Gewerbzweige waren in dem lebhaftesten Gedeihen und in dem Waarenhause befand sich eine große Menge von Waaren aufgeschichtet; unter andern 450 Stück breites und schmales Tuch, von welchem ein großer Theil von Merinowolle gemacht, und so gut war, als es kaum in England verfertigt wird. Das breiteste Tuch ging, sobald es fertig war, die Elle zu 10 Dollars reißend ab.

Des Abends versammelte sich die Gemeinde zum Gottesdienste. Die Kirche ist gewöhnlich voll von Menschen, deren Zahl sich über 500 beläuft. Das weibliche Geschlecht sitzt an der einen und das männliche an der andern Seite. Der Gesang, mit welchem der Gottesdienst anhebt, ist einfach, sanft und herzerhebend. Nach dem Singen fallen sie alle auf

die Knie zum Beten. Nach dem Gebet folgt die Predigt, voll großer Belebung, die der Prediger, oder Rapp, hält. Nach der Predigt ein Gebet und Segenswunsch.

Um 10 Uhr Abends ruft der Nachtwächter:

„Wiederum ist ein Tag dahin, und ein Schritt „gethan näher zu unserm Ende; unsere Zeit fließt „dahin und die Freuden des Himmels sind un„sere Vergeltung!"

Sie wiederholen die letzten Strophen um 11, 12, 1 und 2 Uhr, und um 3 Uhr rufen sie:

„Wiederum ist die Nacht dahin, und der Mor„gen gekommen; unsere Zeit fließt dahin und „die Freuden des Himmels sind unser Lohn!"

Die Weinberge sind an einem Berge befindlich, wo man eine Menge Terassen sieht, welche auf steinernen Mauern ruhen. Eine Meile davon ab, östlich, kommt man in ein sehr gut angebautes schönes Thal, durch welches der kleine Conaquenesing fließt. Hier hatte die Gemeinde ein sehr dauerhaftes steinernes Haus erbaut, worin sich eine Mehl-, eine Hanf-, desgl. eine Öl- und eine Walkmühle, auch eine Krämpel-Maschine befand. In der Ölmühle schlugen sie Öl aus Kürbiskernen, welches ein sehr gutes Öl und auch Futter für das Rindvieh gab. Die sehr reichlich mit Getraide, Flachs, Hanf und Klee bedeckten Felder dieser Gemeinde

ſind eine wahre Pracht. Es iſt unmöglich, ſich eine richtige Idee von der Induſtrie und unermüdeten Ausdauer dieſes außerordentlichen Volks zu machen. Alles bewegt ſie zur Ausdauer: ſie ſtehen alle mit einander auf gleichem Fuße, und jedes Mitglied iſt bei dem Wohle der Geſellſchaft in gleichem Grade betheiligt.

Eine Strecke von der Stadt entfernt hatte die Gemeinde eine große Ziegelbrennerei, und nicht weit davon entfernt iſt der Begräbnißplatz, welcher mit einer guten Befriedigung verſehen iſt; man findet darauf keine Leichenſteine, weil die Geſellſchaft die Gräber mit Blumen bepflanzt.

Die Bienenhäuſer ſind einem großen Buſch- und Blumenwerke gegenüber angelegt, welches nahe vor dem Ausfluge dieſer Inſekten befindlich iſt, die eben ſo fleißig ſind und ein eben ſo gutes Gedeihen haben, als ihre Eigenthümer, die ihnen dagegen große Aufmerkſamkeit widmen, und ohne ſie zu tödten, bloß den Überſchuß ihres erzeugten Honigs nehmen.

Die Geſellſchaft erhält eine beträchtliche Quantität Materialen zu Manufakturen aus ihren eigenen Produkten, und einen Theil derſelben aus der umliegenden Gegend. Verarbeitetes Eiſen bekommen ſie von Pittsburg, und Gußeiſen von Beaver. Sie halten auch ein Lager von Manufaktur- und

Gewürzwaaren, welche ſie größtentheils von Philadelphia erhalten, und da ſie hievon nur einen ſehr billigen Gewinn nehmen, ſo haben ſie einen ſehr ausgebreiteten Abſatz. Sie verfertigen Kleider und andere Sachen für das Landvolk 60 Meilen weit umher.

Die Stadt Harmonie liegt an der Südſeite des Conaqueneſing-Fluſſes, und das Eigenthum der Gemeinde erſtreckt ſich rund um dieſelbe herum; weſtlich ungefähr eine halbe Meile, öſtlich zwei und eine halbe Meilen, nördlich ohngefähr 3 Meilen und ſüdlich 3 Meilen. Sie beſaßen ohngefähr 9000 Ackres (13,500 Magdeb. Morgen) Land, wovon 2500 Ackres kultivirt ſind, und überdem noch 3 Meilen, welche Landbau treiben, und einige Gehöfte in entlegneren Theilen der Niederlaſſung. Der Boden iſt ſehr fruchtbar und bringt Getraide, Gras, Hanf und Flachs reichlich hervor.

Die Stadt iſt nach einem regelmäßigen Plane angelegt. In der Mitte liegt ein freier Platz, 100 Schritt lang und 75 breit; 3 Straßen laufen öſtlich und weſtlich, 3 ſüdlich und nördlich, welche ſich in rechten Winkeln durchſchneiden. Die Hauptſtraße iſt 50 Fuß breit, und die übrigen 32 Fuß. Die Stadt iſt in Grundſtellen (Lots) eingetheilt, wovon jede einen Viertelacker enthält, und jede Familie beſitzt ihr eigenes Haus und eigene Grundſtücke, mit ein Paar Milchkühen, und ſo viel Schwei-

nen und Federvieh, als sie halten will. Was sie sonst noch an Lebensmitteln und Kleidungsstücken bedarf, liefert die Gemeinde, wogegen ihr Arbeitslohn in die gemeinschaftliche Kasse fällt. Jede Familie ist also wirklich, in so weit es häusliche Angelegenheit betrifft, von Andern unabhängig und zu gleicher Zeit sind Alle in einen Körper verbunden, und sichern ihren gemeinschaftlichen Arbeiten einen unfehlbaren Erfolg.

Die arbeitenden Mitglieder dieser Gemeinde waren ungefähr folgende: 100 Bauern, 3 Hirten, 10 Maurer, 3 Steinhauer, 3 Ziegel- und Backsteinbrenner, 10 Zimmerleute, 2 Holzfäger, 10 Schmiede, 2 Rademacher, 3 Drechsler, 2 Nagelschmiede, 7 Kupferschmiede, 3 Seiler, 10 Schuhmacher, 2 Sattler, 3 Gerber, 7 Schneider, 1 Seifensieder, 1 Brauer, 4 Branntweinbrenner, 1 Gärtner, 2 Mehlmüller, 2 Ölschläger, 1 Metzger, 6 Tischler, 6 Tuchfärber, Bereiter und Scheerer, 1 Walkmüller, 2 Hutmacher, 2 Töpfer, 2 Warpers, (?) 17 Weber, 2 Wollkämmer, 8 Spinner, 1 Rover, (?) 1 Geistlicher, 1 Schulmeister, 1 Arzt, 1 Verwalter in den Kaufläden mit 2 Gehülfen, 1 Gastwirth mit einem Gehülfen.

Die Basis der Gemeinde ist Religion, und alle ihre zeitlichen Verhältnisse sind danach eingerichtet. Der größere Theil derselben ist in der protestantischen Religion erzogen, und ihre religiösen Grund-

ſätze ſind mit derſelben ziemlich übereinſtimmend; man drückt die Grundſätze, welche die Gemeinde zuſammen halten, ſo aus: Liebe zu Gott; Wohlwollen gegen die Menſchen; Reinheit des Lebens und Gütergemeinſchaft. Man betrachtet den Prediger, als von Gott berufen. Seine Gebete und Reden hält er aus dem Stegereife, und iſt er unpäßlich oder abweſend, ſo verſammelt ſich die Gemeinde dennoch und unterhält ſich über religiöſe Gegenſtände. Er wird in der Verwaltung ſeiner religiöſen Angelegenheiten von Älteſten und Diakonen unterſtützt, welche von der Geſellſchaft erwählt werden.

Die Kinder der Gemeinde werden zur Schule angehalten, bis ſie 14 Jahre alt ſind. Die Schulſtunden ſind des Vormittags, und der Nachmittag iſt zu ſolchen Geſchäften beſtimmt, welche ſie leicht verrichten können. Dieß rührt aus einem ökonomiſchen Grundſatze der Geſellſchaft her, die Kinder eben ſo gut arbeiten, als leſen und ſchreiben zu lehren. Sie werden in der deutſchen und engliſchen Sprache unterrichtet, wie auch im Schreiben und Rechnen.*)

Des Sonntags verſammelt ſich die Gemeinde in religiöſer Hinſicht um 9 Uhr Vormittags in dem

*) Sogar auch hier nur im Leſen, Schreiben und Rechnen, aber nicht in der Religion, welches letzte doch die Hauptſache in allen Schulen ſeyn ſollte. Wo ein guter Religionsunterricht in den Schulen fehlt, da haben die Menſchen auch nur elende Begriffe von ihrer Religion.

Schulhause, um die Kinder zu prüfen, welche verschiedene Proben ihrer Arbeiten ablegen. In der Kirche versammeln sie sich um 12 Uhr, und halten die schon oben erwähnten Übungen, welches ungefähr anderthalb Stunden währt. Eine andere Versammlung halten sie des Abends um 6 Uhr, und außer den sonntäglichen Versammlungen haben sie noch zweimal in der Woche des Abends religiöse Zusammenkünfte. Es giebt kein Beispiel, daß diejenigen, welche gesund und fähig sind, die Kirche zu besuchen, sie vernachläßigt hätten. Es macht ihnen die größte Freude, sie zu besuchen, und das sittliche Betragen der Gemeinde ist tadellos. Man findet unter ihnen keine lasterhaften Gewohnheiten im Schwange, man hört kein Fluchen, Schwören und Lügen, man bemerkt nirgends eine Ausschweifung; und zu Betrügereien, welche in der civilisirten Gesellschaft so häufig gespielt werden, haben sie keine Versuchung. Als Individuen bedürfen sie kein Geld, und fürchten keinen Mangel.

Die weltlichen Geschäfte werden auf eine ordentliche Weise geleitet, indem sie über jeden Zweig der Verwaltung Aufseher angestellt haben, welche unter der General-Direktion der Gesellschaft stehen. Sie haben 5 Ober-Ackerleute (Master-farmers), einen Ober-Maurer (Master-mason), einen Oberschuster (dieser schneidet das sämmtliche Leder zu), einen Ober-Schneider, und in gleichem Maaßstabe bei andern Handthierungen. Rapp besorgt die Auf-

ſicht über die Manufakturen, und hat die General-Direktion unter der Geſellſchaft über alle Geldangelegenheiten und kaufmänniſchen Geſchäfte.

Als ſich dieſe Geſellſchaft in Penſylvanien im Buttler County, 30 engliſche Meilen von Pittsburg entfernt, niederließ, beſtand ihr ganzes Vermögen, nach Abzug der Reiſekoſten, in ungefähr 20,000 Dollars, welche durch Landankauf und durch die Koſten, ſich ſo lange zu ernähren, bis ſie die Früchte ihrer Arbeitſamkeit genießen konnten, bald erſchöpft wurden. So ohne Geld und Kredit erduldeten ſie eine Zeitlang große Entbehrungen, welche die Folge hatte, daß mehre ihrer Mitglieder, abgeſchreckt durch die Beſchwerlichkeiten, ſich in dem Ohio-Staate niederließen, und ſo von der Geſellſchaft abgeſondert, nur für ihr eigenes Glück ſorgten. Da ſie das, was ſie in die gemeinſchaftliche Kaſſe geworfen hatten, zurück verlangten, verurſachte die Wiederaufbringung des Kapitals der Geſellſchaft einige Schwierigkeiten; doch wurden ſie bald beſeitigt, und die Geſellſchaft ſetzte nun mehre geſchriebene Artikel auf, welche von denen unterſchrieben werden müſſen, welche ihr beizutreten wünſchen, wodurch man glaubte, allen Unannehmlichkeiten dieſer Art für die Zukunft vorbeugen zu können. Nach dieſen Artikeln ſind diejenigen, welche ſich von der Geſellſchaft zurückzuziehen wünſchen, berechtigt, Alles, was ſie in die gemeinſchaftliche Kaſſe warfen, in gewiſſen Zahlungsfriſten, aber ohne Zinſen zurück

zu verlangen. Jeder kann der Gesellschaft beitreten, und der Akt der Aufnahme ist eben so einfach, als ihre übrigen Einrichtungen. Der Beitretende zeigt seine Absicht an, und wird auf einen Monat zur Probe angenommen, während welcher Zeit er in dem Wirthshause lebt. Gefällt es ihm dann, und will er sich nun nach den Grundsätzen ihrer Sittlichkeit einrichten, so wird er unverzüglich als Mitglied aufgenommen (sie haben keinen religiösen Eid), und ist zu allen Vorzügen der Gesellschaft berechtigt. Ist er reich, so deponirt er sein ganzes Vermögen in die gemeinschaftliche Kasse; ist er arm, so leidet er keinen Mangel, alle seine Bedürfnisse werden aus dieser Kasse befriedigt.

Das Vermögen dieser Gesellschaft wurde schon im Jahre 1811 folgendermaßen geschätzt:

| | |
|---|---|
| 9000 Ackres Land mit den urbaren Ländereien | 90,000 Doll. |
| Vorrath von Lebensmitteln für 800 Personen auf ein Jahr | 25,000 — |
| Mühlen, Maschinen und öffentliche Gebäude | 21,000 — |
| Wohnhäuser | 18,000 — |
| Pferde, Rindvieh, Schweine und Federvieh | 10,000 — |
| 1000 Schaafe, wovon 1/3 durch Merino-Böcke, von denen ein Bock 1000 Doll. kostete, veredelt sind | 6,000 — |

Vorrath von Waaren, geiſtigen Getränken, Manufakturen, Leder, Hausgeräth u. ſ. w. . . . . 50,000 Doll.

220,000 Dollars.

Noch muß bemerkt werden, daß die Geſellſchaft ihr Land für 20,000 Dollars kaufte, ſo daß es 70,000 Dollars im Preiſe geſtiegen war. Dieß rührt hauptſächlich daher, daß ſie 2500 Ackres urbar gemacht hatte, welches den Werth des übrigen erhöht. Das Steigen des Landes auf dieſe Weiſe iſt für neue Anbauer immer ſehr günſtig, welche auf der andern Seite große Entbehrungen zu erdulden haben.

Die Disciplin, welche Rapp dort eingeführt hat, iſt allerdings auch ſehr ſtrenge, und ſchwerlich würde es ihm gelungen ſeyn, das auszuführen, worüber ſich jetzt Tauſende wundern und ſein Werk anſtaunen, wenn er dieſe Kolonie nicht vorher lange Zeit im Würtembergiſchen zu ſeinem großen Zwecke vorbereitet hätte. Alle ihre religiöſen Grundſätze, mit welchen er ſie ausgerüſtet hat, befördern ſeinen Zweck, und er ſorgt weislich dafür, daß ſich ſolche auf Kinder und Kindeskinder fortpflanzen.

Vor einigen Jahren aber entſtanden, da, ohnerachtet er die Ehe- oder Kinderloſigkeit für die Zukunft zu einer Religionsſache gemacht, doch die Bevölkerung zu ſehr zugenommen hatte, ſehr große

Mißverſtändniſſe und Zwiſte in ſeinem kleinen Staate, ſo daß er das ganze Beſitzthum wieder verkaufte, und mit dem größten Theile der Geſellſchaft an 600 engl. Meilen weiter landeinwärts an den Wabaſch zog, nachdem dieſe Kolonie in Penſylvanien bis ins 17te Jahr ſolche blühende Fortſchritte gemacht hatte. Dort am Wabaſch kaufte Rapp 24,000 Ackres (36,000 Magdeb. Morgen) Land, worauf er ſich von Neuem wieder anbauete. Die Kolonie iſt dort noch weit ſchöner aufgeblüht und führt den nämlichen Namen Harmonie. Die Tuchfabriken von Merinos ſtehen in einem vorzüglichen Rufe. Auch der Weinbau ſoll mit ganz vorzüglichem Glück gerathen ſeyn.

Im letzten Jahre meines Aufenthalts in Penſylvanien las ich in den Zeitungen, daß Rapp die dortige Kolonie auch für eine ungeheure Summe Geldes wieder verkauft habe und ſich im Ohio-Staate, an der Gränze Penſylvaniens wieder anbaue, wo bereits eine neue Stadt von mehr, als 100 Häuſern errichtet und überhaupt große Fortſchritte gemacht ſeyn ſollten, welche das Erſtaunen Aller über dieß ſonderbare Völkchen rege machte. Seitdem habe ich von dieſer Kolonie nichts weiter erfahren.

Außer dieſer iſt mir noch eine deutſche Kolonie, die ebenfalls aus Würtembergern beſteht, dort bekannt geworden. Ihr Führer iſt der ehemalige

würtembergiſche Regierungsrath Haller, der vor mehren Jahren eine würtembergiſche Kolonie von Separatiſten, welche aus 50 Familien beſtand, nach Penſylvanien führte, und ſich zu Bloomingrovally (Blumengartenthal) unweit Williamsport, von Licoming-Kreiſe niederließ. Haller iſt bei dieſer Kolonie Prediger, Schullehrer, Richter und Arzt, und die Kolonie hat auch ein vorzügliches glückliches Gedeihen, nur freilich nicht ſo im Großen, als die Harmonie.

Auch giebt es dort einige Schweizer-Kolonien, von welchen Neuſchwitzerland im Staate und an dem Fluſſe Ohio, und Vevay am nämlichen Fluſſe erwähnt zu werden verdienen. Die erſte wurde im Jahre 1808 gegründet und hatte ein außerordentliches Gedeihen; die zweite, erſt im Jahre 1813 gegründet, iſt jetzt ein ſehr blühendes Städtchen. Der Fleck, worauf es ſteht, war im Jahre 1814 noch größtentheils Wald. Im Februar deſſelben Jahrs iſt das erſte Haus gebaut, und jetzt zählt daſſelbe weit über hundert; es wird dort auch eine Zeitung herausgegeben. In beiden Kolonien wird der Weinbau mit außerordentlich glücklichem Erfolge getrieben. Der Wein, den man dort gewinnt, ſoll, allen Nachrichten zufolge, von ganz vorzüglicher Güte ſeyn. Die Ufer des Ohio ſind der Kultur des Weinſtocks überall empfänglich und günſtig. Für Getraidebau aller Art aber wird er nirgends beſſer gefunden, auch iſt das Obſt nirgends

giebiger, größer und schöner, als dort; ganz beonders geräthen allenthalben die Pfirsichen, wovon alljährlich einen sehr großen Überfluß giebt, denn : wachsen auch allenthalben wild im Walde, und e Schweine fressen sich daran fett. Den neuen ôloniſten in diesem Staate kommt die ungeheure lenge Wildpret, das dort befindlich ist, und denen, e in der Nähe des Ohio und andern Flüssen sich ıſiedeln, auch der große Überfluß an Fischen sehr ı Statten.

Die Franzosen sind überhaupt in solchen Unrnehmungen weniger glücklich. Eine besondere rsache davon mag seyn: daß bei ihnen der größte heil der Häupter oder Anführer sowohl, als der ôloniſten aus Soldaten besteht, denen man weder roße ökonomische Kenntnisse noch Arbeitslust zuauen kann, und daß diese eine völlig militärische )isciplin und Subordination, so wie auch eine )ertheilung des Eigenthums und der Arbeit nach en verschiedenen Abstufungen des frühern Grades nführen. Die meisten frühern Unternehmungen ieser Art von Franzosen sind wieder gescheitert, nd von denen, die erst seit kurzer Zeit unter den ortheilhaftesten Bedingungen große Unternehmunen begonnen haben, ist aus eben dem Grunde wohl ichts Vorzügliches zu erwarten.

Glücklicher jedoch waren die Franzosen bei der Bemühung für die Anlage verschiedener Fabriken

und Manufakturen, welche mit einem beſſern Erfolge gekrönt ſind. Vorzüglich verdankt man in den vereinigten Staaten denjenigen, welche in den Zeiten der Revolution in Frankreich aus den weſtindiſchen Inſeln nach Amerika emigrirten, einen wohlthätigen Einfluß zur Thätigkeit in dieſer Art.

Es iſt wohl kein Gegenſtand vorhanden, über welchen die Anſichten in Deutſchland ſo verſchieden ſind, als über die Auswanderung nach den vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Urſache davon iſt, daß man hier ſo wenig Kenntniſſe von jenem transatlantiſchen Lande hat. Man kennt es zu wenig; man lobt es zu viel, und tadelt es zu viel, je nachdem die Nachrichten beſchaffen ſind, die von Ausgewanderten hier eintreffen, welche gar ſelten völlig unpartheiiſch ſind, weil gar zu häufig Privat-Rückſichten ihre Urtheile leiten. Auch ſelbſt bei beſſerer Kenntniß jenes Landes werden die Anſichten über die Auswanderung dennoch immer ſehr verſchieden bleiben, denn ſie hat mehre Seiten.

# Funfzehntes Kapitel.

rziehungs-Anſtalten und Schulen. — Mangel an Religions-Unterrichte. — Luſtbarkeiten (Froliks). — Tänze. — Verſteigerungen. — Scheibenſchießen. — Zweikämpfe. — Über Moralität und Immoralität der Amerikaner.

Was mancher Schriftſteller von den Erziehungsanſtalten der Amerikaner rühmt, und auch von äuslicher Erziehung Rühmliches ſagt, iſt zum Theil rundfalſch, zum Theil übertrieben, und die dortien Deutſchen muß man davon faſt gänzlich ausgeſchloſſen ſich denken. Wo gute Erziehung vorhanden iſt, da zeigen ſich die Folgen davon im Leben und Wandel; in einem anſtändigen, ſittlichen Betragen und Benehmen, und wo das fehlt, da wird doch wohl kein Vernünftiger auf den Gedanken kommen können, daß die Menſchen eine gute Erziehung genoſſen haben. Das fehlt aber in den vereinigten Staaten allenthalben mehr oder weniger. Die Staaten Neuenglands, Connecticut, Maſſachuſetts, Rhodeisland und New-Hampſhire zeichnen ſich durch ein äußeres ſittliches Benehmen zwar

aus, besonders durch ein stilles sanftes Verhalten, aber auch durch Kniffe und Pfiffe, denn allenthalben hört man von schlauer listiger Betrügerei und von Yanken-Tricks. Die Stadt Philadelphia aber hat meines Erachtens den Vorzug noch in den sämmtlichen vereinigten Staaten, besonders darin, was äußeres anständiges Verhalten betrifft.

Erziehung und Bildung bei Vornehmen sowohl als Geringen und dem Mittelstande muß sich auf Religion gründen, wenn das nicht der Fall ist, so verdient sie ihren Namen nicht. Nun lese man aber alle Nachrichten von Erziehungs-Anstalten in den vereinigten Staaten. Da heißt es von der weiblichen Erziehungs-Anstalt in New-York, Boston, oder wo es sonst seyn mag: „Die Unterrichts-Gegenstände sind: grammatikalisch richtig Lesen und Schreiben, Mathematik, Zeichnen, Landkarten-Entwürfe, Geographie und Astronomie, Öl- u. Sammt-Malerei, Welt- und vaterländische Geschichte, französische und italienische Sprache, Singen, Pianoforte, Harfenspiel und feine weibliche Arbeiten.“ — Von den Lehranstalten und Schulen für das männliche Geschlecht ist des Rühmens kein Ende, und man sollte glauben, Amerika überträfe mit seinen Universitäten und Akademien die ganze Welt, und doch werden darin größtentheils nur Halbwisser erzogen; von gründlichem Wissen kann gar nicht die Rede seyn. Eben so prahlt man mit den neueingeführten Freischulen (Elementarschulen): „Nirgends

ſpricht ſich der humane Bürgerſinn des Amerikaners ſo deutlich aus, als in dieſen Schulen," heißt es davon. „Auch da wird Leſen, Schreiben, Rechnen, vaterländiſche Geſchichte ꝛc. gelehrt, und zwar mit der größten Geduld, und von angeſehenen Männern, Rechtsgelehrten." u. ſ. w. Das klingt nun ganz herrlich. Aber man vermißt leider! leider! in allen gedruckten und mündlichen Nachrichten von dem, was in allen Schulen gelehrt wird, die Hauptlektion, nämlich die Religion; dieſe wird in allen Schulen ganz vergeſſen. Man kann die vereinigten Staaten in die Kreuz und Queere durchreiſen und auf ſolchen Reiſen alle Schulen beſuchen, und man wird auch nicht Eine antreffen, in welcher eine Religionsſtunde gegeben wird. Hohe und Niedere, Gebildete und Ungebildete, Reiche und Arme in allen Gegenden der vereinigten Staaten halten den Religionsunterricht in den Schulen für unnöthig und überflüſſig. Daher kommt es, daß die Menſchen dort die allererbärmlichſten Begriffe von der Religion haben; und dieß iſt wieder die Urſache davon, daß ſich immer noch mehr neue Sekten bilden, ſo, daß ſie unzählbar werden, und daß auch der Haufe derer, die ſich zu gar keiner Religion bekennen, immer größer wird. Vor einigen Jahren bildete ſich eine Sekte, die wie die Juden, den Sonnabend feiern. Sie ſagen: „Gott hat befohlen, den ſiebenten Tag in der Woche zu feiern und nicht den erſten; es ſteht nirgends in der Bibel, daß wir den erſten Tag feiern

ſollen.“ u. ſ. w. Dieſe Menſchen leſen zu Zeiten die Bibel, und lernen nachgerade auch etwas dabei denken; weil ſie ihnen aber in der Jugend nie erklärt wurde, ſo leſen ſie ſich oft den größten Unſinn in die Köpfe.

Nur da, wo in den Schulen die Religion dem Kinde früh mit Wärme vorgetragen, und was die Hauptſache iſt, mit guten Beiſpielen des Lehrers beſtändig begleitet wird; wo wahrhaft von Herzen zu dem Kinde geſprochen wird; wo der Lehrer ſich nicht damit begnügt, daß der Schüler ihm ſeine Fragen beantworten kann und richtige Begriffe von dem hat, was ihn gelehrt wird, ſondern ganz vorzüglich das Herz für alles Wahre und Gute empfänglich macht, und ihm nichts mehr am Herzen liegt; als daß ſeine Schüler zu wahrhaft religiöſen und frommen Menſchen gebildet werden, — nur da, wo dieß der Fall iſt, kann der Prediger durch ſeine religiöſen Vorträge viel Gutes wirken und die Sittlichkeit der Menſchen befördern, weil ſie dann zu ſeinen Belehrungen vorbereitet ſind. Wo dieß aber fehlt; wo man glaubt den Religionsunterricht in den Schulen entbehren zu können, und meint, derſelbe ſey einzig die Sache des Predigers auf der Kanzel, ſo wie es in den ſämmtlichen vereinigten Staaten, leider! der Fall iſt; wo die Menſchen in dem, was Religion und Sittlichkeit betrifft, noch Jahrhunderte zurück ſind, und immer noch weiter zurückgehen;

da wird der Sittenverfall auch beſtändig größer, geht zur Irreligion über und ſtürzt endlich die Menſchen in unabſehbares Verderben.

Der zweckmäßige Religionsunterricht in Schulen iſt, nach meiner vollen Überzeugung, der Wohlfahrt eines Volkes das, was die Grundmauer dem Hauſe iſt. Eben ſo thöricht wie es ſeyn würde, ein großes und hohes Gebäude auf dem ſandigen Ufer eines großen Fluſſes aufzubauen, ohne einen ſtarken feſten Grund durch Mauerwerk zu legen, eben ſo thöricht iſt es auch, wenn man der Wohlfahrt eines ganzen Volks nicht die Religion zum Grunde legt. Die Erfahrung lehrt dieß ja auch, die Geſchichten aller Zeiten beweiſen es. Schwerlich werden die vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Verfaſſung nun etwas länger als 50 Jahre beſteht, nach 50 abermaligen Jahren dieſe Verfaſſung noch haben, weil ſie die Freiheit mißbrauchen, die das größte Erdenglück für den Verſtändigen, aber für den Unverſtändigen, den Unmoraliſchen, den Schwärmer und den Thoren ein eitles Traumbild und ein trauriges Geſchenk iſt, das ihn noch unglücklicher als die Sklaverei macht.

Der Grad der ſittlichen Kultur der Amerikaner zeigt ſich beſonders bei ihren Vergnügungen und ganz vorzüglich bei Bällen, die dort auf dem Lande Froliks heißen, oder bei andern Zuſammenkünften,

als Auktionen, die dort Venduen genannt werden. Zu beiden geht Alles, alt und jung. Auf einer Frolik besteht die Musik aus einer oder 2 Geigen, die oft 15 bis 20 Tänzer auf einmal in Bewegung setzen. Diese Geiger spielen etwa 3 bis höchstens 4 Stücke die ganze Nacht hindurch. Der Tanz aber ist nur ein elendes Getrippel, ein wildes Durcheinanderlaufen ohne alle Regeln. Sowohl Burschen als Mädchen gehen wohlgekleidet mit der brennenden Cigarre zum Balle, und so tanzen sie auch. Die Alten schießen nach der Scheibe, woran auch die Jugend, bevor der Tanz beginnt, Theil nimmt; es wird entweder um einen Hirsch, einen fetten Ochsen, oder um sonst etwas geschossen, wobei ich die außerordentliche Geschicklichkeit der Amerikaner im Schießen bewundert habe. Ehe eine solche Frolik oder Vendue angeht, wird besonders davon gesprochen, wer auf derselben fechten will, denn das ist ihre Hauptlust, wenn zwei körperlich gleich Starke sich balgen, raufen, stoßen, treten, die Augen ausdrücken u. s. w. Das nennt der deutsche Amerikaner ein Fechten, so wie er auch den Kampf der Thiere immer ein Fechten nennt. Da hört man immer die Leute sprechen: „Tu, Tschann, Pitt, Salm, hoscht net kehört, wer auf ter Fralk fechte wird?" Oder: „Tu, Jonathan, Pensch, Apraham, wer wird ans Klaser auf ter Ventu fechte?" „Ey, ich zweifl, ter Pill Merkel un ter Tscho Teischer? — Tos sind ä Paar schtarke Kerle, ßel habe schon oft kfochte u. s. w.

Auf einer Vendue wird ſo viel Whisky zum Beſten gegeben, als die Leute nur trinken wollen, auch öfters Rum, den man Tramm nennt, und Cyder. Die Vendues werden in den Zeitungen bekannt gemacht, und es verſammelt ſich dabei gewöhnlich eine ungeheure Menge Menſchen aus der Nähe und Ferne, die wenigſten um etwas zu kaufen, die meiſten aber um zu ſaufen, oder, was noch ärger iſt, um Unzucht zu treiben. Die Schamloſigkeit iſt dort faſt gränzenlos, und das Laſter der Hurerei allgemein; man ſchämt ſich, ſie genau zu ſchildern. Ein Theil aber geht hauptſächlich darum zur Frolik oder zur Vendue, um ſich dort an irgend einem zu rächen, der ihn irgend einmal beleidigt hat, und mit dem er in Feindſchaft ſteht; ſie beſtellen ſich ordentlich dahin, um, wie ſie ſagen, es auszumachen, nämlich durch einen Zweikampf. Sie greifen ſich an, nachdem ſie durch eine gute Portion hitziger Getränke ſich erſt Muth gemacht haben, anfangs mit Worten, als ob ſie ſcherzten, daraus wird ein kleines Handgemenge, immer aber noch als Scherz anzuſehen, bis einige derbe Ohrfeigen, oder Stöße mit den Füßen erfolgt ſind; darin beſteht der Angriff. Nun erſt fordert Einer dem Andern heraus, gewöhnlich mit den Worten: „hoſcht Luſcht zu fechte?“ „Ey ich tenk,“ ſagt der Andere. „Wolle mir propire?“ ſagt der Erſte. „Ey ich tenk ah,“ erwiedert der Andere. Nun trinkt Jeder noch ruhig ein gutes Glas Rum, und nach amerikaniſcher Sitte, ein Glas Waſſer hinterher.

*

Dann ziehen sich beide die Röcke aus, setzen ihre Hüthe ab, binden sich die dicken Halstücher aus, und gehen aufs Freie; die ganze große Gesellschaft folgt ihnen dahin und schließt einen Kreis. Nun attakiren sich beide erst wieder, wie vorhin, fassen sich vor die Brust, um erst zu probiren, wer am festesten steht. Dieß giebt den umstehenden Bauern eine Veranlassung zu Wetten, ob der Tschann oder der Tschäck Sieger wird. Ohrfeigen oder Stöße mit den Füßen, die der Eine oder der Andere von den beiden Fechtern zuerst austheilt, erbittern den Andern, und nun werden beide erst recht wüthend, raufen, schlagen, stoßen, kratzen und beißen sich, daß sie oft, bis der Eine von ihnen unterliegt, sich nicht mehr ähnlich sehen, denn die Gesichter und Hände sind oft ganz mit Blut gefärbt und die Kleidungsstücke und Hemden in eitel Fetzen zerrissen. Finger und Ohren beißen sie sich bisweilen ab, treten sich Beulen und Brüche, verderben sich nicht selten die Zeugungstheile, indem sie sich solche fassen und wie Stricke drehen; und seit wenigen Jahren haben sie auch, nach Art der Virginier und Kentukyrer angefangen, sich die Augen auszudrücken. Unterliegt auch der eine Fechter im Duell, so bekommt er doch von seinem Sieger noch Püffe, Stöße, und wird sonst gemißhandelt, bis er ruft: knuck! knuck! Bis dahin sehen die Umstehenden das Schauspiel ganz ruhig an. Sobald aber der Ausruf Knuck! (genug) gehört wird, dann wird der Besiegte in Schutz genommen, Falls ihn

sein Überwinder nicht von selbst verläßt, welches jedoch in den mehrsten Fällen sogleich geschieht. Oft, wenn beide Theile so ziemlich ohne Hauptbeschädigung davon gekommen sind, und sich der Überwundene wieder neuen Muth getrunken hat, hält er es für einen Zufall, daß er unterlag, und redet seinen Überwinder von neuem an mit den Worten: „wolle mir noch einmal propire?" „Tos isch mir ebbe viel," (das ist mir gleichviel, oder einerlei) sagt der Andere, und die Balgerei geht noch einmal auf die beschriebene Art an. Oft fechten so bei einer **Frolik** 2 oder 3 Partheien. Ist einer dabei so sehr beschädigt, daß er den Arzt brauchen muß, welches nicht selten der Fall ist, dann bezahlt gewöhnlich der Verursacher die Heilungskosten willig und läßt selten die Klage vor den Friedensrichter kommen; ich erinnere mich auch nicht, daß eine solche Klage jemals vor die Court gekommen wäre, weil ein Prozeß vor der Court ungeheures Geld kostet. Der Advokat (Lawger) nimmt oft dafür, daß er Jemandem mit einigen Worten einen Rath ertheilt, 4 bis 5 Dollars. Jeder, der bei der Court einen Prozeß führen will, muß bei dem Friedensrichter beweisen, daß er hinlängliches Vermögen hat, oder einen sichern Bürgen stellen, oder seine Sache gleich auf der Stelle beschwören. Vor der Court kommt einer Parthei der erste Termin auf 20 bis an 40 Dollars, und oft noch höher. Ein einziger Prozeß kann den reichsten Bauer um sein sämmtliches Vermögen bringen, welches auch nicht selten der Fall ist.

Die Rachſucht habe ich nirgends ſo gränzenlos gefunden, als in Penſylvanien unter dem Landvolke. Wer einen Feind hat, der ſehe bei Zeiten zu, wo er bleibt und weiche ihm aus, bis in einen andern Kreis, ſonſt wird ſich derſelbe früh oder ſpät furchtbar an ihm rächen. An Verſöhnung iſt gar nicht zu denken. Der Feind, oder der Beleidigte rächt ſich noch nach vielen Jahren, wenn er nicht früher Gelegenheit dazu findet. Gerathen zwei mit einander in einen Prozeß, ſo hört man von beiden die Worte: „Äner von uns Päte muß zu Krund, ich oter tu.“ Beiſpiele ſind mir bekannt geworden, daß die Nachbaren das Vieh auf der Weide vergiftet, oder auch auf manche andere Art den größten Schaden ſich zugefügt haben. Die Beſſerdenkenden ſchweigen aus Menſchenfurcht zu den ärgſten Schandthaten ſtill, damit die Niederträchtigen nicht Rache an ihnen ausüben.

Die Betrügereien und falſchen Eide ſind an der Tagesordnung; und Treue und Glauben ſind faſt ganz außer Gebrauch gekommen. Die abſcheulichſten Beiſpiele habe ich davon erfahren und geſehen, wobei mich Grauſen und Entſetzen überfiel. Der Eid hat dort ſein heiliges Anſehen verloren, wovon die Art zu ſchwören freilich auch mit eine Urſache iſt. Denn es wird dem, welcher ſchwören ſoll, nicht, wie bei uns, vorher eine Warnung vor dem Meineide vorgeleſen, ſondern nur kurz das, was er beſchwören ſoll; dann giebt man ihm das

neue Testament in die Hand, und sagt: „küßt's Puck!" Das Küssen des Buchs ist also die ganze Formel des Eides. Mehremale bin ich Augenzeuge dabei gewesen und habe selbst einmal einen Eid dort vor Gericht ablegen müssen. Wie kann der Eid nun einem Menschen heilig seyn, und wie kann er einem solchen Menschen Ehrfurcht einflößen, der wohl in seinem ganzen Leben noch nicht einmal gehört hat, was der Eid ist, und was er bedeutet, weil er in seiner Kindheit nicht in der Religion unterrichtet wurde? Kommen diese Menschen in den Fall, wo sie sich durch einen falschen Eid irdische Vortheile verschaffen, oder ihre Gläubiger betrügen können, so thun sie es ohne alles Bedenken. Schrecklich zeugen die vielen Beispiele davon, die mir dort bekannt geworden sind.

Beim Kaufen und Verkaufen im Handel und Wandel muß man stets die größte Vorsicht gebrauchen, und besonders da, wo Verträge geschlossen werden, alles schriftlich und mit großer Überlegung und Vorsicht abfassen, so, daß nicht die geringste Ausflucht mehr möglich ist, ja nicht das Geringste auf Treue und Glauben, sonst wird man betrogen, denn ein bloßes Wort gilt bei den Meisten nichts; was Einer in der einen Stunde betheuert hat, das leugnet er in der nächsten wieder ab, wenn es ihm gereut, es betheuert zu haben. Ich selbst habe die unglücklichsten Erfahrungen dieser Art gemacht.

Das macht dem schlauen Amerikaner eine kitzelnde Freude, ja er setzt sogar eine Ehre darein, wenn es ihm gelungen ist, Andere durch List und Verschlagenheit zu übervortheilen; wer das recht versteht, heißt dort ein kluger Kerl! Wenn das wahre Klugheit wäre, dann würde die einmal im Kongresse stattgehabte Frage: „ob die Bürger der vereinigten Staaten nicht die aufgeklärteste Nation der ganze Erde sey?“ vielleicht mit Ja beantwortet werden können.

Bei dem dort überall herrschenden ungeheuren Wuchergeiste, der Sucht andere zu übervortheilen, und bei den unzähligen Statt findenden Prellereien und Betrügereien muß man sich höchlich wundern, daß Diebstähle anderer Art weit seltener sind als bei uns. Nie habe ich dort von einem Diebstahle durch Einbruch in ein Haus etwas gehört. Feld- und Garten-Diebstähle sind nur äußerst selten. Wagen und Pflüge nebst ihrem sämmtlichen Geschirr, auch andere Geräthschaften, läßt der Bauer ohne Bedenken in seinen Feldern, oft sehr entfernt von seiner Wohnung, übernachten; Hof-, Haus- und Garten-Geräthschaften läßt man Tag und Nacht außerhalb des Hauses stehen, liegen und hängen; z. B. Spaten, Harken, Sensen, Äxte, Beile, Ketten u. dgl. m. Alle Handwerksleute, welche außerhalb der Wohnung arbeiten, lassen ohne Bedenken alle Geräthschaften und Werkzeuge auch des Nachts daliegen, wo sie arbeiten. Sogar an leb-

haften Straßen habe ich gefunden, daß Zimmerleute und Maurer, wenn sie Feierabend machten und zu Hause gingen, alle ihre Handwerksgeräthe da übernachten ließen, wo sie gearbeitet hatten. Sogar die zum Trocknen außerhalb des Hauses im Freien aufgehängte Wäsche läßt man öfters die Nacht über hängen, ohne sie zu bewachen. Nie habe ich auch von einer Diebesbande etwas gehört, und eben so wenig von einem Straßenraube. Von stattgehabten Pferdediebstählen aber habe ich mehre Male in den Zeitungen gelesen, wie auch von Holzdiebstählen; daß nämlich schöne Bäume zu Nutzholz den Bauern aus ihren Wäldern gestohlen waren.

Das leichtfertige Fluchen und Schwören habe ich nirgends ärger gefunden, als in manchen Gegenden Pensylvaniens unter dem deutschen Landvolke; sie übertreffen darin bei weitem noch den deutschen Schiffsmatrosen. Sie haben sich dasselbe so angewöhnt, daß Manche unter ihnen, ohne alle Veranlassung, keine zehn Worte sagen können, ohne einen Fluch oder Schwur auszustoßen, ohne es zu wissen. Nicht nur Erwachsene, sondern auch kleine Kinder, sobald sie sprechen können, fluchen und schwören sie auch. „Kuck, ich will vertammt ßein; kuck, ich will tie Kränk kriege; pei Kott, oder so wahr Kott lept; kuck, mich tschull der Teufel hole; ich will nie to weck kehe; oder tu tschullst tie tausend Kränk kriege, tu verflucht Pitsch, Ebber ꝛc. ꝛc.“

So hört man schon kleine Kinder bei ihren Spielen fluchen, schwören und schelten, und dieß fällt Niemandem auf, man ist es gewohnt und glaubt, es gehöre mit zum Leben, wie Essen und Trinken. Man weiß leider in den meisten Fällen nicht das Anständige von dem Unanständigen, das Schlechte von dem Guten gehörig zu unterscheiden, weil diese Menschen in der Jugend nicht in Schulen gehörig gebildet wurden, und den Religionsunterricht ganz entbehrten. Häusliche Erziehung kann nicht Statt finden, und wo sie ist, da ist sie schlechter noch, als gar keine. Wer selbst ohne Erziehung und Unterricht aufgewachsen ist, kann auch seine Kinder nicht vernünftig erziehen. Die größten Unanständigkeiten und Widerwillen = erregendes Benehmen sieht man fast in allen Häusern der deutschen und inländischen Amerikaner. Das Rülpsen z. B. bei und nach dem Essen ist eine der ekelhaftesten Gewohnheiten dieser unbelebten Menschen, und die widrigsten Empfindungen muß es Einem hervorbringen, wenn man eine körperlich schöne und schmucke junge Lady rülpsen hört, als brüllte eine große Schildkröte, abwechselnd mit einem unangenehmen Geziſche durch das Aussaugen der Speisen aus den Zähnen, und bald darauf erfolgte Gähnen mit weit aufgesperrtem Munde, so, daß man einen Ball hineinwerfen könnte, verbunden mit weit ausgestreckten und in die Höhe gehobenen Armen und einem Schrei, daß einem die Ohren gellen. Ähnliche Unanständigkeiten

und Unbelebtheiten könnte ich noch eine große Menge erzählen, doch aus den genannten kann man schon genug ersehen und auf andere schließen. Es ist wirklich Schade um diese körperlich vorzüglich wohlgestalteten Menschen, daß sie an geistiger Bildung so weit zurück sind.

Der Gruß besteht allenthalben in den Worten: „Wie kehts?" und beim Abschiede heißts: „Färewell!" Auf das „Wie kehts?" wird erwiedert: „ßo, ßo;" und auf das „Färewell!" wieder „Färewell." Unsere Art zu grüßen und sich zu empfehlen ist dort gänzlich unbekannt. Wer davon Gebrauch macht, dem wird nichts darauf erwiedert. Nachbarn, Verwandte, gute Freunde und Bekannte grüßen sich selten oder gar nicht. Ich habe gesehen, daß erwachsene und verheirathete Kinder aus entfernter Gegend ihre Eltern und Geschwister besuchten, die sie in geraumer Zeit nicht gesehen hatten; sie kamen in die Stube, ohne ein Wort zu sagen, gingen zum Ofen und zündeten die Cigarre an, nahmen einen Stuhl und setzten sich nach dortiger Art auf denselben, und oft erst nach Verlauf einiger Minuten fragte der Tate oder die Mamme: „Na, pischt ah mal nüper kumme?" Antwort: „Jäs, ich hob ketenkt, ich wollt mal nüper laufe." Nach einer guten Weile fragt die Mamme: 's isch wohl schier kut laufe?" Antwort: „Jäs, der Weck isch schmährt, ich hob pisweile ortentlich ksprunge."

Eine ſolche kalte Zurückhaltung und Unbelebtheit kommt jedem beſſer gebildeten Deutſchen im Anfange ganz abſcheulich vor, und ich kann es nicht ſagen, wie mir jedesmal zu Muthe war, wenn mehre Menſchen zu mir ohne Gruß in die Stube kamen und ſich oft ſo unhöflich betrugen. Beſonders wenn es Leute waren, von welchen ich mehr erwartet hatte. Einmal verſammelte ſich in meiner Wohnſtube des Sonntags vor dem Gottesdienſte eine Anzahl Menſchen. Ein junger Prediger, der den Gottesdienſt verſehen wollte, und ſich erſt bei einer brennenden Cigarre mit den Leuten unterhielt, ſetzte ſich auf meinen Tiſch und nach kurzer Weile lag er auf demſelben mit Stiefeln und Spornen, ſo lang er gewachſen war. Es ärgerte mich, daß auch dieſer ſich ſo etwas erlauben konnte, doch mäßigte ich mich, weil es ein geborner Amerikaner war, der das ja nicht beſſer wußte. Von den Bauerburſchen war dieß ſchon öfter geſchehen, auch hatte ich es bisweilen in Bauerhäuſern und ſehr oft in Gaſthäuſern geſehen, aber von einem Prediger hatte ich mir ſo etwas nicht möglich gedacht.

Das Laſter der Trunkenheit habe ich nirgends ſo arg und in ſolchem Maaße gefunden, als dort, ganz beſonders unter der geringern Menſchenklaſſe. Je mehr ſie verdienen, deſto mehr bringen ſie wieder durch. Einen, höchſtens zwei Tage arbeiten ſie, und drei oder vier Tage lang ſchwelgen ſie

dann wieder in Wirthshäuſern, bis Alles wieder durch die Gurgel iſt. Es waren mir Leute bekannt, deren Verdienſt mau ſehr gut berechnen konnte, und der ihnen jährlich 500 Dollars einbrachte, dabei hatten ſie doch nichts übrig, ſondern alles wurde wieder verſoffen und durchgebracht. Oft trifft man 15 bis 20 ſolcher Leute in Wirthshäuſern beieinander an, die alle beſoffen und binnen 3 Tagen gar nicht nüchtern geworden ſind, bis der Geldbeutel leer iſt; dann erſt fangen ſie wieder an zu arbeiten. Den furchtbaren Hang zum Saufen ſieht man auf dem Lande auch ſehr deutlich bei gemeinſchaftlichen Arbeiten, z. B. zur Erndtezeit, wo ein Bauer oft 50 bis 60 Arbeiter zugleich im Felde hat; denn gegen Mittag liegt der dritte Theil des männlichen Geſchlechts bereits bewußtlos im Felde umher, und Nachmittags um 3 oder 4 Uhr iſt kaum der dritte Theil noch arbeitsfähig. Dieſe müſſen oft früher Feierabend machen, um die Bewußtloſen unter Obdach zu bringen. Den ganzen Tag wird Branntwein und Waſſer getrunken, weil die Bierbrauerei noch ſehr wenig getrieben wird, und eben deßwegen der Bauer ſeinen Leuten ſo viel Branntwein giebt, als jeder trinken will.

Nichts iſt an dem Amerikaner lächerlicher, als der erbärmliche Stolz und die mehr als kindiſche Eitelkeit. Keiner zeichnet ſich mehr dadurch aus,

als der wohlhabende und reiche Bauer; bei jeder Gelegenheit läßt er seinen Stolz blicken. Oft habe ich gewünscht malen zu können, um die Amerikaner ordentlich so darzustellen, wie sie einen Deutschen, der noch nicht Bürger der vereinigten Staaten ist, über die Schulter ansehen, wenn solcher nicht lobt, was nicht zu loben ist. „Wie kleicht ihrs in tem Land?" so fragt Jeder, zu dem man kommt, und erwartet, daß man jenes Land und Alles, was amerikanisch-republikanisch ist, hoch erheben, rühmen und preisen, dagegen aber Deutschland verachten soll. Wer das nun thut (die meisten thun es), ein solcher ist angenehm und wird freundlich aufgenommen. Dann fragt der Amerikaner weiter: „aus welchem Känigreich ßeid ihr tenn?" und wenn er es gehört hat, dann fragt er: „wirds palt wieter Krieg in Teutschland käbe?" Sagt der deutsche Emigrant nun, ja, er glaube fast mit Bestimmtheit, daß der Krieg bald ausbrechen werde, dann holt der Amerikaner Tram (Rum), Whisky und Cyder auf den Tisch, denn nichts macht dem amerikanischen Landwirthe mehr Freude, als wenn er hört, daß in Deutschland Krieg wird, weil das ihn hoffen läßt, daß die Getraidepreise wieder steigen werden. Dann fängt er an: „ihr Teutsche ßeid alle Sklove, ihr müßt alle nur für eure Känig schaffe, aper to *) isch Freiheit! to hape mir kä Känig, to schaffe mir für uns selbscht! Hobt

*) to, heißt: hier in Amerika.

ihr tenn trauße *) ah Säue (Schweine)? ich hob ketenkt, zähn (zehn) Paure ſchlachte äne Säue ein!“ Giebt der Deutſche ihm immer Recht, ſo bleibt er bei guter Laune, giebt er ihm aber nur einmal nicht Recht, ſo ſchweigt er und ſieht den Deutſchen ſtolz und hämiſch über die Schulter an, ſo, daß dieſer bange werden ſoll. In dem erſten Falle ſetzt er ſein Geſpräch fort und fragt weiter: „Hobt ihr tenn in Teutſchland ah kute Käule? (Gäule, Pferde.) O ja! ſagt der Deutſche; weil er aber weiß, mit wem er jetzt zu thun hat, ſo ſetzt er hinzu: „hier aber finde ich ſie weit beſſer.“ „Jäs“ ſagt der Amerikaner, „tie Peſcht (Beſten) müßt ihr eure Känig käbe zum Krieg. Hobt ihr ah Hühndel un Welſchhühndel? (Hühner und Puter) Ja, ſagt der Deutſche dann wohl, aber doch lange nicht ſo viel als hier. Antwort: „Tos hob ich wohl ketenkt, tenn tie Peſcht nimmt ter Känig und nächſcht tie Peſcht freſſe tie Tſchentlemens (Gentlemens, der Adel überhaupt, Vornehme).

So geht der Amerikaner Alles mit dem deutſchen Emigranten durch, und wenn dieſer ihm nur immer Recht giebt, und ſein Vaterland beſtändig tadelt, Amerika dagegen lobt und erhebt, dann zeigt er ihm auch ſeine Gäule und das übrige Vieh, auch ſeine Geräthſchaften. Der Deutſche muß aber Al-

*) draußen, nämlich in Deutſchland.

les loben, und Alles herrlich, schön und vortrefflich nennen, also in manchen Fällen wider seine eigene Überzeugung das Amerikanische rühmen und das Deutsche verachten. Wer das nicht will und kann, der ist dort nicht geliebt. Ich konnte es nicht, und darum war ich auch nicht fähig, einzeln unter jenem Volke recht froh zu werden.

# Sechszehntes Kapitel.

Bevölkerung und Wohlgedeihen verdankt Pensylvanien vorzüglich den Deutschen. — Pfälzer und Schwaben wanderten am häufigsten dort hin, und der Dialekt der Deutschen ist pfälzisch und schwäbisch. — Die Deutschen sind in allen Kreisen vertheilt. — Die deutsche Sprache ist sehr mit der englischen vermischt und geht endlich in dieser unter. — Hinneigung zur englischen Sprache — Deutsche Lesegesellschaft in Reading und der Gegend um diese Stadt. — Zeitungen und Mißbrauch der Preßfreiheit.

Der Staat Pensylvanien verdankt sowohl seine schnelle Bevölkerung, als auch sein bisheriges blühendes Gedeihen, vorzüglich den Deutschen und der bisher fortwährenden Einwanderung derselben in diesen Staat. Die ersten, welche sich unter William Penn in demselben niederließen, und die Stadt Germantown bauten, welche etwa 5 engl. Meilen von Philadelphia entfernt liegt, waren aus der Pfalz. Viele andere Pfälzer wurden um dieselbe Zeit, und bald nachher durch eine Handel, treibende Gesellschaft veranlaßt, nach Pensylvanien

Kreiſen (ehemals Grafſchaften genannt), woraus dieſer Staat beſteht, vertheilt. Die größte Anzahl befindet ſich in den Kreiſen Northampton, Libanon, Lancaſter, Berks, Dauphin, York, Adams, Columbia, Cumberland, Montgomery, Northumberland, Centre, Franklin, Bucks, Huntington ꝛc. ꝛc.

Die Sprache dieſer Deutſchen iſt aber allenthalben, mit ſehr weniger Ausnahme einzelner Perſonen, nur ein elender Miſchmaſch von dem erbärmlichen Pfälzer- und Schwabendeutſch und Engliſch, ohne daß dieſe Menſchen das wiſſen. An allen den Plätzen, wo die deutſche Sprache ganz zuerſt und allein geſprochen wurde, geht ſie am erſten und ſchnellſten unter, und iſt vielfältig ſchon ganz erloſchen z. B. in Germantown, Lancaſter ꝛc., wo noch vor 20 Jahren faſt kein einziges engliſches Wort gehört wurde.

Vor 20 Jahren fand der Engländer, welcher in Penſylvanien reiſete und die deutſche Sprache nicht verſtand, ſehr große Schwierigkeiten, ſich verſtändlich zu machen, beſonders auf dem Lande. Aber das hat ſich auffallend geändert und in manchen Gegenden dieſes Staats geht es dem deutſchen Emigranten jetzt eben ſo, wie damals dem Engländer. Im Innern des Landes giebt es zwar noch große Gegenden, z. B. im Berks-Kreiſe, wo noch deutſch geſprochen wird, weil die Gelegenheit, das Engliſche zu erlernen, dort nicht ſo allgemein iſt. Doch wird

es auch dem Landmanne immer nöthiger, die Landessprache seine Kinder lehren zu lassen, theils wegen des Verkaufs seiner Produkte, theils deßwegen, weil jetzt alle gerichtliche Verhandlungen englisch sind. Es kann auch Niemand in ein juristisches Fach treten, der die englische Sprache nicht vollkommen versteht.

Der deutsche Auswanderer vergißt seine Muttersprache nicht, so lange er lebt, auch seine Kinder lernen sie noch sprechen, aber freilich ganz erbärmlich, und da, wo die Gelegenheit ist Englisch zu lernen, hat man großen Widerwillen gegen das Deutsche.

In den Städten, besonders in den Seestädten, geht die Umwandlung des Deutschen ins Englische mit raschen Schritten fort. Wer da erst ein Wenig Englisch quackeln kann, schämt sich des Deutschen, und will es nicht mehr sprechen. Die Gebildeten unter den Deutschen daselbst, besonders diejenigen, die in Deutschland geboren sind, in Amerika aber Glück und Wohlstand gefunden haben, sind ihrer Muttersprache am meisten abhold, wollen sie durchaus nicht mehr sprechen, ja sie schämen sich nicht selten ihrer Abkunft. Selbst bei Kindern zeigt sich ein sehr großer Widerwille gegen Alles, was deutsch ist. Auch die deutsche Gesellschaft in Philadelphia verdient in dieser Hinsicht ihren Namen nicht mehr, denn alle ihre Verhandlungen

werden jetzt in der englischen Sprache abgemacht. Es giebt freilich noch Ausnahmen. In Philadelphia existiren einige Vereine, deren Zweck es ist, dafür zu sorgen, daß das Deutsche nicht untergehe, sondern daß die Jugend neben der englischen Sprache auch die deutsche lerne, damit solche erhalten werde. Allein die Glieder dieser Vereine sprechen unter sich selbst beständig englisch.

In Philadelphia hängt ein Theil des Lehr- und Prediger-Standes noch fest an der deutschen Sprache; allein es ist ein ungleicher Kampf, den das Deutsche gegen das Englische in der Sprache und das Amerikanische in Sitten und Charakter führt.

Die deutsche Sprache in Pensylvanien, wie sie ist, ist auch gar nicht geeignet, ihr den Anhang unter den Gebildetern zu sichern und ihr Ansehen zu erhalten, sie kann sich gegen die englische nicht behaupten. Die Fortschritte, welche sie in Deutschland seit 40 Jahren gemacht, und welche sie zu einer hohen Stufe der Bildung erhoben hat, sind gänzlich unbekannt, die wenigen Gebildeten ausgenommen, die seit der Zeit dort hingewandert sind. Es ist damit weit mehr rückwärts als vorwärts gegangen. Sie verwandelt sich immer noch mehr in eine mit der englischen vermischte Mundart und wird endlich in derselben völlig untergehen.

In Pensylvanien werden jetzt noch, so viel mir

bekannt iſt, 20 deutſche Zeitungen herausgegeben. Die in Philadelphia waren unter andern eingegangen, doch ſeit 3 Jahren wird auf mehres Verlangen wieder eine ſolche herausgegeben.

In der Stadt Reading, 50 engl. Meilen von Philadelphia entfernt, giebt es eine deutſche Leſegeſellſchaft, vielleicht die einzige in Ametika. Als ich bei dem Israeliten Joſeph de Joung, der ein Mitglied dieſer Geſellſchaft war, einige Monate Hauslehrer war, habe ich Göthe's Werke geleſen. Dieſe Geſellſchaft beſteht ſchon ſeit vielen Jahren und bekommt die Bücher ziemlich regelmäßig aus Deutſchland, ſo daß ſie immer genug zu leſen hat. In dieſer Stadt, in welcher noch der mehrſte Sinn für das Deutſche angetroffen wird, werden wöchentlich zwei deutſche Zeitungen herausgegeben, die eine von dem Buchdrucker Ritter, genannt der Adler; die andere von Sage, der Weltbote genannt, Beide Buchdrucker ſind aus Berlin gebürtig *). Die Buchdrucker ſind dort allenthalben die Herausgeber der Zeitungen, auch die Verleger mancher andern Schriften; die Bücher welche ſie drukken, werden in ihren Druckereien auch eingebunden.

Die deutſchen Zeitungen, welche hier erſcheinen,

*) Ritter war in Gemünd im Würtembergiſchen als Buchdrucker und Buchhändler anſäſſig, machte ein ſehr ausgebreitetes Geſchäft, verkaufte Alles und ging im Jahr 1823 nach Philadelphia. Der Verleger.

nd hinſichtlich der Reinheit der deutſchen Sprache
wohl, als des Inhalts nach, die beſten vielleicht
i den ſämmtlichen vereinigten Staaten; dennoch
ber muß man eine gute Zeit ſich dort aufgehalten,
nd ſich mit den verſchiedenen Bemerkungen man-
er Dinge und Sachen, auch mit den oft ſonder-
ren Ausdrücken und Redensarten der amerikani-
hen Deutſchen, erſt hinlänglich bekannt gemacht
ben, um ſie gehörig zu verſtehen. Eine ſolche
utſche amerikaniſche Zeitung würde hier vielleicht
hr intereſſant ſeyn, und falls man mich damit
auftragen wollte, ſo könnte und würde ich ſie,
ne daß dieß viele Koſten verurſachte, gern be-
rgen.

Nichts war mir beim Leſen der dortigen Zei-
ngen auffallender, als die Gemeinheit, daß die
enſchen auf dieſem Wege ſich oft wechſelſeitig ſo
ſcheulich pöbelhaft blamiren und ſchelten dürfen.
n den abſcheulichſten Ausdrücken macht einer des
dern Laſterhaftigkeit, wenn er von ihm beleidigt
, dem Publiko bekannt, wobei er ſich der ärgſten
chimpfwörter bedient; und in der nächſten Zeitung
wiedert der ſo Beſchimpfte das Kompliment ge-
öhnlich pöbelhafter. Auch iſt es gar nichts Neues,
e Obrigkeit, ja die Landesregierung öffentlich zu
deln; die ärgſten Spottreden über dieſelbe kann
an öfters in öffentlichen Blättern leſen. Auch
itungsſchreiber, wenn ſie, was politiſche Gegen-
inde betrifft, in ihren Meinungen von einander

übrigens ſieht man jede neu aufgekommene Mode der Kleidung in der Stadt, nach wenigen Wochen auch weit im Innern des Landes von Bauerfrauen und ihren Töchtern tragen, auch bald nachher von den Dienſtmägden der Bauern. Dieſe letzten kleiden ſich dort, wie bei uns die vornehmen Damen, worüber ich oft ſtaunte, beſonders an Kirchentagen und bei Feſtlichkeiten. Den Prediger auf dem Lande kann man nicht an ſeiner Kleidung von den Bauern unterſcheiden, auch in der Kirche nicht eher, bis er vor den Altar, oder auf die Kanzel tritt, weil die Landprediger keinen Kragen, die Bauern aber zum Theil auch ſchwarze Kleider ſowohl, als die Prediger, und von derſelben Form, tragen.

Von den köſtlichen Tiſchen der Amerikaner iſt beiläufig ſchon öfter die Rede geweſen, auch von der Gaſtfreiheit der dortigen Bewohner. Das gewöhnliche Roggenbrodt iſt allenthalben ſo fein und klar, als unſer Waitzenbrodt; dieß letzte übertrifft aber alles, was ich ſonſt noch geſehen habe, wovon die beſſere Güte des dortigen Getraides ſowohl, als auch, wie mir dünkt, die weit beſſere Beſchaffenheit der dortigen Mühlen die Urſache iſt.

Kaufbäcker und Backhäuſer giebt es nur in großen Städten, denn auf dem Lande ſowohl, wie in den Landſtädten, verſteht jede Hausfrau nebſt ihren Töchtern und Dienſtmägden, nicht nur Brodt und Kuchen gewöhnlicher Art, ſondern auch anderes,

)wohl ordinäres, als ſehr feines Backwerk, ſelbſt uzubereiten, wozu ſie auch die erforderliche Geſte lbſt verfertigen. Wenigſtens ein Mal in jeder Woche wird in jedem Hauſe einer amerikaniſchen amilie der wohlhabenden Klaſſe auch Weißbrodt, ehre Arten Kuchen u. dgl. gebacken. Auch kannte h dort Landwirthe, welche Jahr aus Jahr ein nur rodt von Waitzenmehl und gar kein Roggenbrodt cken ließen.

Der Kaffee wird nicht, wie bei uns beſonders, ndern während der Mahlzeit getrunken; außer eller, Meſſer und Gabel wird Jedem auch eine aſſe mit Kaffee vorgeſetzt, und dieſen ſüßt ſich Je- r nach Belieben. Man ißt und ſchlürft Kaffee echſelsweiſe. Vom Einweichen des Weißbrodts in affee weiß der Amerikaner nichts. Statt Milch inkt man nur ſüßen Rahm zum Kaffee.

Das Tabackrauchen iſt überall Mode, ſo- ohl bei Manns- als auch bei jungen Frauens- erſonen und Kindern. Wenn junge Mädchen zum anze oder ſpazieren gehen, ſo gehört das jetzt mit ihrem Schmuck, daß ſie eine brennende Cigarre n Munde haben. Oft ſah ich Kinder auf der traße bei ihren Spielen, jedes mit einer brennen- n Cigarre. Dreijährige Knaben rauchen ſchon ie alte Männer. Eine Feuersbrunſt aber habe ) während meines Aufenthalts in Amerika auf dem nde nicht erlebt. Einmal brach während meines

dortigen Aufenthalts in Philadelphia Feuer aus. Die Feueranstalten aber sind so vortrefflich, daß dasselbe in ganz kurzer Zeit wieder gelöscht ward.

Die Getränke sind 4 bis 6 mal theurer als hier, und auf dem Lande fast allenthalben unverantwortlich verfälscht. Bier ist, verhältnißmäßig, unter allen das theuerste und schlechteste, und zur Sommerszeit fast nirgends zu haben; denn Bierbrauer giebt es nur sehr wenige, und diese verstehen kein ordentliches Bier zu brauen. Hiesige Bierbrauer würden dort große und einträgliche Geschäfte machen, und vielleicht den Landbewohnern wohlthätig werden, weil dadurch sicher das unmäßige Branntweinsaufen gemindert würde, denn der Amerikaner trinkt, so viel ich gehört habe, gern Bier. Für ein kleines Gläschen Bier, ungefähr so groß, als die hiesigen, aus welchen man das englische Bouteillenbier trinkt, mußte ich einmal 12 Cents (4 Sgr.) bezahlen. Jedes Gläschen Whisky (gewöhnlicher Branntwein von Roggen und Welschkorn), was hier 6 Pfennig kostet, gilt dort 6 Cents (2 Sgr.) und die übrigen Getränke sind alle theurer. Der Cyder ist zwar das beste, gesundeste, und weil jeder Bauer sich ihn selbst aus seinem vielen Obste bereitet, auch für ihn das wohlfeilste Getränk, doch ist dieß Getränk bei vielen Amerikanern nicht so beliebt, als man es denken sollte; denn der Amerikaner ist zu sehr an den Branntwein gewöhnt, den viele auch

selbst brennen, vielfältig auch aus Äpfeln. In der Erndtezeit trinken sie fast alle Rum mit Wasser.

Auf jeder Landwirthschaft findet man ein großes Feld mit Äpfelbäumen, welche nach der Schnur gepflanzt sind und 10 bis 15 Schritte von einander entfernt stehen. Sie geben dem Landwirth alljährlich eine reiche Erndte an Äpfeln, woraus viele Tonnen voll Saft gepreßt werden. Von diesem Safte, nachdem er gehörig gegohren, verkauft der Landwirth viele Tonnen an die Städter, auch an die Kaufleute und Gastwirthe auf dem Lande. Die Kaufleute in den Seestädten schicken ihn in großer Menge nach Südamerika, Ost- und Westindien, auch häufig nach Europa. Aus den nicht völlig reif gewordenen und schlechtern Äpfeln brennt der Landwirth Branntwein. Von diesem Branntwein, der die Eigenschaft hat, den Äpfelsaft sehr lange klar und süß zu erhalten, werden auf jedes Barrel oder Faß desjenigen, der sich lange gut und süß erhalten soll, 3 bis 4 Gallons gegeben. Ein Barrel oder Faß hält 32 Gallons (Stübchen). Der so mit Branntwein vermischte Cyder heißt dann Cyderoil. Das Faß von dem frischen Cyder, ohne mit Branntwein vermischt, kostet ungefähr 2 Dollars. Statt des Äpfelbranntweins kann man den frischen Cyder auch mit Rum, Branntwein oder Genevre vermischen, von welchen man weniger braucht. Will man diesem Getränke einen völligen Weingeschmack

geben, ſo legt man einige gequetſchte recht reife Weintrauben in das Faß.

Die Äpfel werden erſt auf einer eigends dazu verfertigten Mühle zu einem Brei gemahlen. Die Mühle wird gewöhnlich von einem Pferde in Bewegung geſetzt. Iſt man mit dem Mahlen fertig, ſo kommt der Brei, der bis dahin in Tröge und Tubben gethan war, in die Preſſe oder Kelter, die ebenfalls zu dieſem Behuf expreß gebauet iſt. Man legt erſt eine Lage Stroh ſo, daß daſſelbe umher in die Höhe ſteht. Darauf ſchüttet man ohngefähr eine Viertelelle hoch von dem Brei, bieget das auswärts ſtehende Stroh einwärts über denſelben und legt eine neue Lage Stroh darauf; auf dieſe dann wieder Äpfelbrei, und das Stroh wieder eingebogen, und dieß wird 3 bis 4 mal wiederholt. Dann wird gepreßt; den Cyder läßt man erſt in die unter die Preſſe geſetzten Tubben laufen, worin er ſich ſetzt, und giebt ihn dann auf Fäſſer, auf welchen er einige Tage gährt. Hierauf zapft man ihn auf wohl ausgeſpülte und mit heißem Waſſer ausgebrannte Fäſſer, ohne ſie zu verſpunden, damit der Äpfelwein noch einige Tage lang nachgähren kann. Dann erſt kann man ſie, nachdem man auf diejenigen Fäſſer, die zum langen Aufbewahren beſtimmt ſind, den Branntwein ꝛc. hinzugegeben hat, verſpunden. Dieſer Saft kann gleich friſch getrunken werden, er ſchmeckt ſüß und angenehm. Iſt er aber mit Branntwein, Rum ꝛc. vermiſcht und

ein gutes halbes Jahr alt, so trinke ich ihn lieber als jeden Wein; es ist ein vorzügliches Getränk. Zehn Scheffel Äpfel *) geben dort einen Barrel (Faß von 32 Stübchen) Saft.

Aus Äpfeln kochen die Amerikanerinnen auch ganz vortreffliche Äpfelbutter (Latwerge genannt). Sie schälen zur Zeit des Cydermachens im Herbste eine große Menge Äpfel, schneiden sie entzwei und befreien sie von den Kernen und ihren Gehäusen. Diese Äpfelschnitzen werden in Äpfelsaft 12 bis 18 Stunden lang gekocht, und während des Kochens gerührt, wie bei uns das Zwetschenmus. Diese Äpfelbutter kann mehre Jahre lang aufbewahrt werden und wird mit dem Alter immer besser. Sie wird auf das Brodt geschmiert und übertrifft an Geschmack und Güte bei weitem unser bestes Zwetschenmus.

Auf den Fall, daß auch bei uns irgend Jemand, der Obst in Menge erndtet, Lust hätte, von dem Cydermachen Gebrauch zu machen, habe ich aus Amerika ein kleines hölzernes Model mitgebracht, wonach jeder geschickte Zimmermann im Stande ist, die dortige Äpfelmühle und Presse im Großen nachzumachen.

In Amerika gerathen besonders die Äpfel und

*) 10 Scheffel sind nach unserm Maaße 12½ Himpten.

Pfirsichen besser als hier, sind auch von besserer Güte; Birnen aber wollen nicht halb so gut gerathen, und die Zwetschen fast gar nicht. Von den Raupen wird das Obst dort nicht zerstört, obgleich zur Zeit des Frühjahrs, besonders die Äpfelbäume oft ganz mit Raupennestern überzogen sind und von Raupen wimmeln, so, daß man denken sollte, sowohl Laub als Blüthen würden von ihnen gänzlich zerstört werden. Nach kurzer Zeit fand ich sie in ihren Nestern alle todt, ohne daß sie dem Laube sonderlich Schaden gethan hatten. Die Nachtfröste im Frühjahre schaden dem Obste dort nicht so leicht als hier, und auf Bergen und Anhöhen gar nicht. Aus diesem Grunde legt man die Obstgärten, oder besser, Obstfelder, wo es thunlich ist, nur an oder auf Bergen an. Plätze von 10 bis 20 Ackres Land sind oft ganz mit Äpfelbäumen bepflanzt. Das Land, auf welchem diese Bäume stehen, wird eben so, wie das übrige, mit Getraide und andern Früchten bestellt, die auch sehr gut gerathen, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß sie etwas später reif werden.

Der Amerikaner auf dem Lande hält eine sehr starke Viehzucht und schlachtet sehr viel von demselben zum Bedarf in seiner Haushaltung ein, denn er hält keine Mahlzeit ohne mehre Sorten Fleisch auf dem Tische zu haben, welches gewöhnlich in Butter gahr geschmort ist. Das Fleisch der dortigen Schweine ist ganz vorzüglich wohlschmeckend,

es übertrifft das unsrige bei weitem; die Ursache davon wird keine andere seyn, als das Welschkorn (Mais), womit sie dort alle gemästet werden. Auch die Eier des dortigen Federviehes übertreffen aus eben der Ursache die unsrigen an Güte und Wohlgeschmack. Sonderbar ist es, daß man dort keine rohe Schinken, Speck, Mett-, Knack- und Blutwürste, und auch kein Schweine-Schmalz zum Brodte ißt. Dieß letztere wird zwar mit beim Backen des Weißbrodts verbraucht, auch häufig statt des Öls auf den Lampen verbrannt; das Fett des Rindviehes (Talg, Unschlitt) aber wird bloß zum Kochen der Seife und zu Lichtern verbraucht. Wenn der Amerikaner Schweine schlächtet, so läßt er alles Blut in den Mist laufen. Dreimal habe ich Schweine schlachten lassen und den Schlächter (Butscher genannt) nie bewegen können, mir eine Blutwurst zu machen. Aufgefordert habe ich ihn jedes Mal dazu, aber jedes Mal war seine Antwort: „fi! wer kann Blut fresse? tos wär jo kreulich!“ — Zum Wurstmachen hat der Schlächter ein blechernes oder zinnernes Instrument, beinahe wie unsere Klistirsprützen, mit einem Stiel; damit klistirt er den Darm voll. Ein solches Instrument, wie es hier die Schlächter zum Wurstmachen gebrauchen, kennt man nicht, und darum weiß man auch nichts von Schlack- und Mettwürsten. Man macht eine große Menge Schmorwürste, und wenn diese aufgezehrt sind, schlachtet man wieder von Neuem.

Weil der dortige Landwirth an Nahrungsmitteln Überfluß hat, so wird auch Vieles nicht geachtet und weggeworfen, was noch sehr wohl genützt werden könnte und sollte. So werden z. B. die Ohren, Füße, Beine und Rüssel der geschlachteten Thiere, Schweine, auch Köpfe und Füße des Rindviehes, so wie manche andere Theile der geschlachteten Thiere geradezu vor die Hunde geworfen. Die schöne Fleischbrühe wird oft in den Wäschetubben, oder gar zum Gossenloch hinausgeschüttet. Die dicke Milch die hier zum Käse benutzt wird, wird in mancher Landwirthschaft alle den Schweinen vorgeschüttet.

Auf eine mittelmäßige Landwirthschaft von etwa 100 bis 150 Acker Landes hält man ohngefähr 4 Pferde, denn der Amerikaner kann, bei eben so vielem Lande, völlig mit der Hälfte dieser Thiere bestehen, die bei uns nöthig sind, weil er seine Länderei alle nahe vor der Thür hat und keine herrschaftlichen Dienste verrichtet. Man hält ferner 20 bis 30 Stück Rindvieh, unter welchen ohngefähr 10 oder 12 milchgebende Kühe; 30 bis 40 Stück Schweine, 20 bis 30 Stück Schaafe, die nicht gemolken werden, weshalb sie viel größer, als die unsrigen werden, denn die Lämmer saugen so lange, bis sie von selbst aufhören, und Weide haben sie dort in großem Überflusse. Das Schaafsfleisch isset der Amerikaner auf dem Lande nicht, es ist auch nicht so wohlschmeckend, als das unsrige. Er hält sie bloß, um so viel Wolle zu gewinnen,

als er für seinen Haushalt bedarf; die überflüssigen verkauft er an die Städter, die das Schaaffleisch der Gesundheit wegen essen. Federvieh hält der Landwirth in sehr großer Menge, oft wohl an 200 Stück Hühner, denn ein gebratenes Huhn muß fast täglich mit auf seinem Tische seyn; Welschhühner (Puter) hat er wohl 100 Stück, oder doch nahe daran, Perlhühner (Chinahühner genannt), etwa 20 bis 30 Stück. Gänse hält er 15 bis 20 Stück, bloß um der Federn willen, denn vor dem Fleische derselben hat er einen Ekel. Pfauen hält er zur Zierrath beständig 6 bis 10 Stück. So ist es in den bevölkerten Gegenden Pensylvaniens, besonders im Berks-Kreise, wo ich gewohnt habe. Die Gegenden sind aber sehr verschieden.

Es ist auf dem Lande nicht Sitte, daß die Ältern einem von ihren Kindern die Wirthschaft übergeben und abtreten, und sich einen Antheil verschreiben lassen. Äußerst selten mögte einmal ein solcher Fall eintreten. Davon giebt es aber mehre Beispiele, daß der Landwirth seinen Kindern die Plantagen verpachtet (verlehnt sagt man dort), in eine Stadt zieht und ein sorgenfreies Leben führt. Eigenthümer aber bleibt er von seinen Gütern so lange er lebt, und wenn er stirbt, dann bekommen seine Kinder alle gleichen Antheil an der Verlassenschaft des Alten. Die sämmtlichen Besitzungen werden taxirt, und welches von den Kindern die Güter in Besitz nimmt, muß den Andern ihren Antheil baar

bezahlen, oder die Besitzungen werden an Fremde verkauft und die Erben theilen sich in dem Gelde. Das Heirathen in die Höfe mit einer Summe Geld ist nicht Sitte. Nach Geld und Gütern wird, so viel ich erfahren habe, bei dem Heirathen nicht gefragt, jeder wählt die Person, die ihm gefällt, und wird darin durch nichts gehindert, wenn sie ihn will.

Bei vielen Deutschen, die dort zum Wohlstande kommen, scheint alle Anhänglichkeit an das Land ihrer Geburt und alle vaterländische Erinnerungen zu erlöschen, besonders aber, wenn sie als Kinder hinkommen. Diese wissen oft nicht, aus welchem deutschen Staate, noch viel weniger, aus welcher Stadt, oder aus welchem Dorfe sie gebürtig sind. Mit der größten Gleichgültigkeit begegnen solche oft dem neuankommenden Landsmanne. Wenn die Deutschen dort zusammenhalten, so ist es mehr aus einem äußern Bedürfniß, als aus einem Rest von Vaterlandsliebe. Mißtrauen, Kälte und Entfernung herrscht unter den Deutschen im Allgemeinen, am meisten aber unter den Wohlhabenden in großen Städten.

Der unwissende eingewanderte oberdeutsche Landmann und Handwerker fühlt sich dort besonders deßwegen glücklich, daß er gemächlich leben kann und bei weniger Arbeit doch weit mehr verdient, als hier, besonders deßwegen, daß er von Abgaben frei ist, und alle Tage dreimal Fleisch essen kann;

ferner, daß er seinen Huth vor Niemandem abzunehmen braucht, was ihm hier immer eine große Last war. Ganz vorzüglich aber behagt es ihm, daß er seine Kinder nicht in die Schule zu schicken braucht, und daß diese doch konfirmirt werden, sobald er es verlangt, wenn sie auch noch so roh und unwissend sind. Von den Entbehrungen, die ein Gebildeter dort, wenigstens in der ersten Zeit empfindet, weiß ein solcher wenig oder gar nichts.

## Achtzehntes Kapitel.

Über Sitten, Gebräuche, Geräthschaften und Werkzeuge der Amerikaner. — Beschreibung der dortigen Wohnungen. — Liebe der Amerikanerinnen zur Reinlichkeit. — Dächer der dortigen Gebäude. — Einrichtung der Wirthschäftsgebäude. — Landwirthschaftliche Vortheile von den zerstreut liegenden Landgütern. — Befriedigungen der Gärten, Wiesen und Felder. Feldfrüchte und Viehweiden. — Über Mais- und Flachsbau. — Fruchtbarkeit des Bodens und leichte Bearbeitung desselben.

Alle Sitten und Gebräuche, auch fast alle Geschäfte und die dazu nöthigen Geräthschaften sind in Amerika ganz anders, als die unsrigen. Auch die Wohnhäuser und Wirthschaftsgebäude sind von den unsrigen durch äußere und innere Einrichtung und Bauart sehr verschieden. Viele Haus-, Hof-, Garten- und Feldgeräthschaften der dortigen Landleute stehen den unsrigen an zweckmäßiger Einrichtung noch sehr nach; aber einige derselben übertreffen auch die hiesigen. Die Öfen in den Wohnzimmern z. B. übertreffen mit ihrer vortheilhaften Einrichtung die besten der unsrigen, die ich noch je gesehen habe.

Man hat dort eine Art hölzerner Stühle, bei welchen der Sitz aus einem einzigen Stücke Holz besteht, welches so ausgearbeitet ist, daß man ganz vorzüglich bequem darauf sitzt, und welche dennoch so leicht sind, daß man zwei Stück derselben bequem in jeder Hand tragen kann. Ein vornehmer Kaufmann in Hamburg hatte sich ein halbes Dutzend solcher Stühle von Philadelphia mit herüberbringen lassen, die ich bei der Ausladung des Schiffs in Hamburg gesehen habe. Dergleichen könnte ich mehres von häuslichen Geräthschaften anführen. Die vortheilhafte Einrichtung der dortigen Pflüge habe ich bereits erwähnt. Die Äxte sind ebenfalls als zweckmäßig bereits genannt. Beide übertreffen die unsrigen bei weitem. Wer die Amerikaner überzeugen könnte, daß viele andere von unsern Geräthschaften und Werkzeugen weit zweckmäßiger und bequemer als die ihrigen sind, der würde sich sehr verdient um sie machen; aber nichts ist schwerer als das, denn diese Leute haben einen Nationalstolz, wie kein anderes Volk, und sowohl Hohe als Niedere, Städter als Landleute, alle glauben, daß Amerika an Aufklärung, Einsicht und Klugheit die ganze Welt weit übertreffe. Am allerwenigsten lassen sie sich von einem eingewanderten Deutschen über irgend etwas belehren; denn es scheint ihnen schimpflich zu seyn, von dem dummen Deutschländer, wie sie ihn nennen, irgend eine Belehrung anzunehmen. Sowohl ich selbst, als viele andere Deutsche, haben davon vielfache Erfahrung gemacht.

Die meisten alten Gebäude, als Wohnhäuser, Scheunen und Ställe sind Blockgebäude. Die Wohnhäuser sind von beschlagenen langen geraden schönen Bäumen aufgeblockt, und die Fugen zwischen den Bäumen mit Steinen, Backsteinen, Holzstücken und Kalk ausgefüllt. Manche solcher Häuser sind auch auswendig mit saubern Dielen beschlagen, schön gefärbt, gemalt und marmorirt und haben das Ansehen massiver Gebäude. Die Scheunen und Ställe der alten Art sind aber nur von runden unbeschlagenen Bäumen aufgeblockt, ohne die Fugen und Zwischenräume auszufüllen. Die neuen Häuser der Bauern aber sind fast alle massiv, von Steinen und Backsteinen aufgeführt, und sowohl in- als auswendig sehr schön; vorzüglich aber die Wohnhäuser der großen, wohlhabenden und reichen Landbewohner, welche man zum Theil für fürstliche Palläste halten sollte. Ihre Schönheit von Außen, so wie ihre Nettigkeit im Innern und die bequeme Einrichtung derselben setzte mich nicht selten in Verwunderung und Erstaunen. Alle Häuser haben durchgängig schöne gedielte Fußböden, die jeden Sonnabend fast sämmtlich, vermittelst einer großen Bürste, Seife und heißem Wasser gesäubert werden, und beständig hagelweiß und fast spiegelblank sind. Die Zimmer findet man häufig auch sehr geschmackvoll vermalt und, wie ich früher bereits bemerkt habe, Fußböden und Treppen mit schönen bunten, wollenen und baumwollenen Teppichen belegt. Die kleinsten Bauernhäuser geben den größten, was Reinlichkeit be-

trifft, nichts nach. Auch in dieſen iſt Alles ſauber und nett. Schmutz iſt überhaupt den Amerikanerinnen der größte Schimpf von der Welt. Was aber ihre Kleidung und Wäſche betrifft, ſo möchte ich ihre Liebe zur Reinlichkeit und Akkurateſſe ſelbſt übertrieben nennen; denn Alles iſt im höchſten Grade ſauber und nett und des Waſchens, Bügelns und Plättens kein Ende. Iſt das Kleid einen Tag über am Leibe geweſen, ſo muß es ſchon wieder gewaſchen und geplättet werden.

Möchten doch manche unſerer Landfrauen und Mägde ſich in dieſer Hinſicht einmal mit den Amerikanerinnen vergleichen, nämlich diejenigen auf dem Lande, die den Küchen-Unrath wohl öfters mehre Wochen lang hinter die Thür fegen, bis endlich der Haufen ſo groß wird, daß man kaum noch hinüberſteigen und nebenbei durchkommen kann! Möchten ſich doch diejenigen in dem Spiegel der Amerikanerinnen beſchauen, deren gedielte Fußböden der Wohnzimmer faſt nicht mehr von den ſchmutzigen Dorfſtraßen zu unterſcheiden ſind, wo der ſeit Jahren ſich feſtgetretene Straßenkoth zollhoch auf den Gyps- und Dielenböden klebt und hie und da Hügel und Höcker bildet, über welche man ſtürzen ſollte, wenn man nicht immer vor die Füße ſähe; und deren Kleidung, beſonders der Vordertheil des Rocks und die Schürze, ganz klebrig und ſteif von Fett und Schmutz iſt; deren Hemden und Bettlaken, wenn ſie eben gewaſchen ſind und noch auf dem

Zaune hängen, fast noch grauer sind, als die ungewaschenen Aschensäcke; die nicht so viel Lust haben, die Fensterscheiben bisweilen abzuwischen, und diese so dunkel von Schmutz und Lichtdampfe sind, daß es bei hellem Sonnenschein nicht viel heller in den Stuben ist, als in ordentlichen Wohnungen beim Mondscheine. Doch solchen fehlt es ja auch an Beispielen der Reinlichkeit in ihrer nahen Umgebung nicht, sie kehren sich nur nicht daran, weil ihnen das schmutzige Wesen zur zweiten Natur geworden ist. Der Dreckkäfer fühlt sich nirgends so wohl, als in seinem stinkenden Unrathe. Setzt man ihn auch auf ein Rosenblatt, er fliegt doch sogleich wieder nach seinem Unrath.

Die Wohnhäuser der Amerikaner sowohl als ihre Wirthschaftsgebäude haben hölzerne Schindeldächer, die so dicht und fest sind, daß nirgends ein Lichtstrahl hindurch dringen kann. Diese Dächer werden mit Ölfarbe roth, braun, oder dunkelblau angemalt, und auf den meisten befindet sich ein Blitzableiter, auf manchen Häusern auch deren zwei. Die Gebäude auf einer Landwirthschaft stehen alle ziemlich entfernt von einander. Als ich einst einen Landwirth fragte, warum er seine Viehställe nicht nahe am Hause habe? antwortete er: „Nu, mir hape ten Kschtank net kern nahe vor ter Nos.“ Die Dreschtennen sind alle gediehlt, und bestehen nicht, wie die unsrigen, aus festgepumpter Erde, sondern aus hohlliegenden dicken eichenen Bohlen oder Diehlen.

Seit mehren Jahren führt man alle Scheunen, große und kleine, ganz massiv bis unters Dach von Steinen auf, auch beide Giebel werden bis ganz oben spitz zugemauert. Im untern Stocke befinden sich alle Viehställe, in dem zweiten ist die Einfahrt auf die Dreschdehle, und die Getraidefächer nebst Kornböden. Die Einrichtung kann auf keine Art bequemer und vortheilhafter gemacht werden, als ich sie dort gefunden habe.

In Amerika giebt es keine Dörfer wie bei uns, sondern die Wohnungen der Landleute liegen alle zerstreut. Jeder wohnt auf seinem Grund und Boden; Gärten, Wiesen, Felder und Wald sind in der möglichsten Nähe, und dieß ist ein großer Vortheil für die Landwirthschaft. Die ganze Plantage ist mit einer Fenze (Vergatterung) eingeschlossen. Wald, Feldland, Wiesen und Gärten, auch jedes Stück Feldland besonders, sind mit Befriedigungen umgeben und durch dieselben abgesondert. Jeder Landwirth hat mehre Kleefelder; einen Theil derselben bestimmt er zum Trocknen und zum Winterfutter für sein Vieh; drei große Felder aber bloß zur Sommerweide für dasselbe. Gemeinschaftliche Angerweiden hat man nicht. Bis der Klee Blüthen bekommt, hat das Vieh überflüssiges Futter in den leeren Feldern und im Walde, wo es nicht gehütet wird, denn von Viehhirten weiß man nichts. Da jedes Feld mit Fenzen (Vergatterungen) eingeschlossen ist, so kann das Vieh nicht entlaufen.

Bekömmt der Klee die ersten Blüthen, so wird dem sämmtlichen Viehe erst ein Feld eingeräumt, und ist dieß abgefressen, das zweite, dann das dritte. Ist auch dieß abgeweidet, so ist das erste völlig wieder blühend und alles Vieh wird dann wieder in dieß Feld getrieben. So geht es den Sommer hindurch, und im Herbste findet sich wieder überflüssige Weide in den abgeerndteten Feldern und Wiesen. Auf den Kleeweiden wird oft mehr Futter zertreten als abgefressen. Das Zertretene nebst dem darauf gefallenen Miste ist der Dünger für das nächste Jahr, wonach das Getraide sehr üppig wächst. Auf die Raufe oder in die Krippen und Tröge wird dem Viehe den ganzen Sommer hindurch kein Futter gegeben (die Pferde ausgenommen, wenn sie arbeiten). Zur Winterzeit wird nur für die Pferde etwas Heckfel geschnitten, das übrige Vieh muß das Futter beständig lang fressen. Das Vieh ist fast durchgehends, sowohl des Sommers als im Winter, beständig fett, weil es immer gutes Futter im Überfluß hat. Die Kühe geben weit mehr und fettere Milch als bei uns, und ich glaube, die dortige Butter macht der holländischen den Vorzug streitig. Unter den Pferden hält man die aus Canada stammenden für die besten, deshalb kommen auch alle Frühjahre eine große Menge Beschäler von dorther nach Pensylvanien, durch welche man die Stuten belegen läßt, wirklich schöne große Thiere. In allen Wirthshäusern, auch an andern Orten, wo sich Leute versammeln, findet man an den Wänden

die Abbildungen von diesen Thieren, nebst gedruckter Beschreibung ihrer guten Eigenschaften.

Die dortigen Feldfrüchte sind: Waitzen, Roggen, Welschkorn, Buchwaitzen und etwas Hafer. Die Gerste wächst vortrefflich, aber sie wird in der Regel nicht gebaut. Die übrigen bei uns gewohnten Feldfrüchte kennt man nicht. Das Welschkorn ersetzt auch den Mangel an allen andern Früchten sehr reichlich, denn es übertrifft an Ergiebigkeit alle Körnerfrucht. Sein Anbau erfordert die wenigste Mühe und Arbeit und als Futter für das Vieh kommt ihm keine andere Frucht gleich. Auch frißt das Vieh diese Frucht viel lieber, als jede andere und wird leichter davon fett. Das Fleisch der mit dieser Frucht gemästeten Thiere ist weit wohlschmeckender als das mit andern Vegetabilien gemästete. Sogar die Eier der Hühner, welche Welschkorn fressen, unterscheiden sich merklich durch Wohlgeschmack von andern. Der Acker (1½ Morgen) Land giebt dort, wenn der Mais recht gut geräth, öfters 100 Scheffel. Den Schweinen braucht man es nicht schroten zu lassen, sondern man schüttet ihnen die Körner in den Trog und giebt ihnen Wasser genug dazu. Ganz vorzüglich gedeihen die Pferde nach dieser Frucht, wenn sie geschroten und recht naß mit Heckſel vermengt wird.

Die Blätter des Mais oder Welschkorns geben das schönste Heu für Pferde, Kühe und Schaafe.

Diese Thiere fressen es lieber als das beste Kleeheu, und die Kühe geben mehr Milch danach. Das Maismehl giebt, mit der Hälfte Roggenmehl vermengt, recht gutes Brodt. Aus Mosch oder Grütze von Mais, machen die Amerikanerinnen einen Brei, welcher vortrefflich schmeckt und ein nahrhaftes Essen ist.

Die Maiskolben werden, wenn sie eingefahren und enthülset sind, in ein besonderes dazu vorhandenes Gebäude (Welschkorn-Häusel) geschüttet, in welchem sie völlig austrocknen, denn die Wände und der Boden dieses Gebäudes sind mit Latten ausgefüllt, die alle, etwa einen Zoll von einander entfernt sind, damit die Luft hindurch kommen und diese Frucht austrocknen kann.

Auf großen Landwirthschaften werden diese Kolben, wenn sie sollen gedroschen werden, auf der Dreschdehle (Tenne), an den Seiten in einem Kreise umher etwa Schuhhoch aufeinander geschüttet, dann werden 4 aneinandergebundene Pferde so lange auf denselben im Kreise herumgetrieben, bis alle Körner von den Kolben abgetreten sind. In der Mitte der Dreschdehle steht der Knecht mit einer Schaufel, um die abgeprallten Kolben wieder hinzuwerfen, wo die Pferde gehen, und diese anzutreiben. Auch das übrige Getraide wird häufig auf diese Art ausgedroschen. Es läßt sich aber auch sehr leicht mit dem Flegel ausdreschen, weil es weit leichter aus

dem Stroh geht, als das unſrige, und faſt nicht den dritten Theil der Mühe koſtet, als hier. Die ſämmtliche Spreu wird auf die Straße geſchüttet und nicht benutzt.

Auch der Flachs gedeiht ſehr gut und wird vorzüglich lang; er wird aber auch ganz anders bearbeitet als hier. Man läßt ihn auf dem Lande ziemlich trocken werden, ehe man ihn aufzieht. Nach dem Aufziehen wird er in kleinen Bunden aufgerichtet und bleibt im Felde ſtehen, bis die Knoten ſo trocken ſind, daß man ſie zu Pulver reiben kann. Dann wird er eingefahren, und auf einer queer über der Dreſchdehle mit beiden Enden auf Blöcken liegenden langen Diehle, auf folgende Art auf einmal gereppelt und gedroſchen: Jede Perſon faßt ein Bund Flachs, welches nicht dicker iſt, als daß man es mit beiden Händen umfaſſen kann, und ſchlägt es mehre Male mit dem Knotenende auf die Diehle; dann iſt der Flachs von Knoten rein, und die Knoten ſind auch zugleich gedroſchen. Solchen ſchönen Leinſaamen aber trifft man nirgends an, als dieſer iſt. Der Flachs wird dann gleich auf einer Wieſe oder dem Felde auseinander gebreitet, und bleibt da ſo lange liegen, bis er mürbe genug zum Brechen iſt. Ins Waſſer, wie es hier zu Lande üblich iſt, wird er nie gelegt. Auch wird er vor dem Brechen (Braken) nicht, wie bei uns, geklopft und nicht geſonnt; ſondern er wird nahe bei dem Hauſe auf ein Gerüſt gelegt, unter welchem

ein Feuer brennt, so, daß die Hitze den Flachs durchzieht, und gleich neben dieser Stelle wird er auf einer Maschine gebrochen; dieß Geschäft verrichten die Mannspersonen. Dann wird er auf einer sehr gut eingerichteten Maschine geschwungen, und darauf gehechelt. Geribbet wird der Flachs nicht. Alles geschieht mit einer Geschwindigkeit, die ich oft bewunderte. Man säet keinen fremden Leinsaamen, sondern braucht immer denselben wieder, den man selbst geerndtet hat, und doch geräth er fast beständig gut; doch wohl deßwegen, weil man ihn recht reif werden läßt?

Der Boden ist allenthalben, wo das Land sonst nur baubar ist, im Ganzen fruchtbarer, als hier. Die höchsten Berge, wenn sie nicht zu viele Felsen enthalten, werden oft zu Ackerlande benutzt und tragen herrliche Früchte, selbst da, wo der Boden ein mageres kümmerliches Ansehen hat, und aus viel mehr Steinen, Grand und Sand, als aus Erde, besteht. Oft stand ich still und wunderte mich, wenn ich auf hohen Bergen im Sandboden Mais sah, so stark, wie starke Bohnenstangen und Roggen so stark, wie ich ihn in meinem Vaterlande auf dem besten Boden kaum gesehen hatte. Das Getraide ist dort auch überall weit ergiebiger, als bei uns.

Die größere Fruchtbarkeit muß man auch daraus schließen, daß man fast keinen von Natur kahlen Berg sieht. Sehr hohe und steile Berge sind

ich allenthalben, so weit ich gekommen bin, mit Bäumen bewachsen, selbst aus den Spalten der Felsen wachsen sehr starke Bäume üppig fort.

Wäre der Boden nicht von Natur vorzüglich fruchtbar, so dürfte der Landwirth nicht 3 bis 4 mal hintereinander auf ein und dasselbe Stück Roggen säen, ohne es nur irgend einmal zu düngen, wovon ich oft Beispiele gesehen habe. Ja, der Landwirth erndtet auch wohl da, wo er nicht eigentlich gesäet und das Land nicht zur Erndte vorbereitet hatte, wovon ich hier folgendes Beispiel anführen will:

Ein Landwirth, der in meiner Nähe wohnte, mit Namen Johannes Schweier, hatte ein großes Feld Roggen abgeerndtet, unter welchen er Klee gesäet hatte; denn man säet dort den Klee beständig des Frühjahrs unter den Roggen, welches sich sehr gut artet. Im nächsten Frühjahre stand der Roggen hier wieder eben so gut, als auf den übrigen Feldern, und Schweier entschloß sich, ihn einmal reif werden zu lassen. Als er abgemähet war, fand man, daß, ohnerachtet des starken Klees, der darunter auch sehr gut gediehen war, die Anzahl der Roggengarben dennoch beinahe dieselbe war, als in der vorjährigen Erndte. Da der Roggen dort im Juni schon gemähet wird, so war auch der Klee

nicht viel zu alt geworden, und gab eine gute Erndte; die zweite aber war ganz vorzüglich gut. Den Roggen ließ Schweier an einen besondern Platz legen, und fand beim Dreschen, daß er eben so kornreich war, als der im vorigen Jahre.

Ich habe viele Felder, besonders auf hohen steilen Bergen, gesehen, die seit geraumer Zeit urbar, aber noch nie mit Mist befahren worden waren, und doch immer noch gute Früchte trugen. Den Mist läßt man auf den Höfen vor den Viehställen größtentheils verrotten, und nur dann, wann der Koth zu häufig auf dem Hofe wird, fährt man ihn einmal ab; man bringt ihn aber nur in die Wiesen, Gärten und auf die ganz nahen Felder, wo man Kartoffeln oder Rüben bauen will. Das meiste Land bekömmt keinen andern Dünger, als den Mist der von dem Viehe darauf fällt, wenn es darauf weidet, die Kleewurzeln, der zertretene Klee, und die ungeheuer lange Stoppel des abgeerndteten Getraides, welche oft länger als kniehoch ist. Ferner: wenn das Getraide und andere Früchte abgeerndtet sind, so pflegt nach 4 Wochen das Unkraut auf den Feldern fast eben so lang zu seyn, als die Früchte waren, die darauf standen. Dieß Unkraut wird dann, wenn es untergepflügt wird, ein guter Dünger. Sonderbar ist es, daß sich unter dem Getraide kein Unkraut, als: Disteln, Trespen, Queken, Kornblumen, Wewinden, sondern bloß dann und wann ein Stengel Ra-

del findet. Der Roggen und Waitzen sind so rein von Unkraut, daß man sich darüber wundern muß. Das Unkraut kommt nur dann zum Vorschein, wenn die Felder abgeerndtet sind. Queken habe ich dort nicht gesehen.

Der Amerikaner pflügt seine Felder in der Regel nur einmal, wenn er sie besäen will, und doch habe ich nirgends gefunden, daß ein Feld verwildert war. Man findet aber auch die Arten von Unkraut nicht, wodurch unsere Felder leicht verwildern, wenn sie nicht gehörig oder zur rechten Zeit gepflügt werden.

Der dortige Landwirth hat also nicht nur dadurch, daß er frei ist von allen Lasten, als: Zinsen, Zehnten, Herrendienst ꝛc. ꝛc. und nur sehr wenige Abgaben entrichtet, große Vortheile; sondern auch dadurch, daß die Bearbeitung seiner Felder, die er ganz in seiner Nähe hat, so leicht ist, daß er nur wenig Leute und Pferde zu halten braucht, und alle seine Geschäfte mit der größten Gemächlichkeit verrichtet. Sein Gesinde hat ebenfalls nicht den dritten Theil der Arbeit, die das unsrige verrichten muß. Keiner von ihnen geht z. B. des Morgens früher an die Arbeit, bis das Morgenmahl gehalten ist; des Winters um halb 9 oder um

9 Uhr, und zur Sommerzeit um 7 oder halb 8 Uhr. Dann erst geht Jeder langsam an seine Geschäfte; und um 12 Uhr Mittags ruft der Schall der Trompete Jeden auf dem Landgute wieder zum Essen. Nach dem Untergange der Sonne wird keine Arbeit mehr verrichtet, wäre es auch mitten in der Erndtezeit.

del findet. Der Roggen und Waitzen ſind ſo rein von Unkraut, daß man ſich darüber wundern muß. Das Unkraut kommt nur dann zum Vorſchein, wenn die Felder abgeerndtet ſind. Queken habe ich dort nicht geſehen.

Der Amerikaner pflügt ſeine Felder in der Regel nur einmal, wenn er ſie beſäen will, und doch habe ich nirgends gefunden, daß ein Feld verwildert war. Man findet aber auch die Arten von Unkraut nicht, wodurch unſere Felder leicht verwildern, wenn ſie nicht gehörig oder zur rechten Zeit gepflügt werden.

Der dortige Landwirth hat alſo nicht nur dadurch, daß er frei iſt von allen Laſten, als: Zinſen, Zehnten, Herrendienſt ꝛc. ꝛc. und nur ſehr wenige Abgaben entrichtet, große Vortheile; ſondern [illegible]durch, daß die Bearbeitung ſeiner Felder, [illegible]z in ſeiner Nähe hat, ſo leicht iſt, daß [illegible]nig Le[illegible]nd Pferde zu halten braucht, [illegible]ine [illegible] mit der größten Gemächlichkeit. Geſinde hat ebenfalls nicht [illegible]eit, die das unſrige ver[illegible] ihnen geht z. B. des [illegible]rbeit, bis das Morgen[illegible]nters um halb 9 oder um

Wenn die Menſchen dort im Allgemeinen nicht ſo alt werden, ſo iſt das Klima daran nicht Schuld, ſondern vielmehr ihre Lebensart ſelbſt, woher es denn auch rührt, daß das kalte Fieber und die Ruhr zur Zeit des Frühlings und des Herbſtes ſo ſchrecklich graſſiren und daß ſo viele Tauſende an der Schwindſucht ſterben. Faſt alle, welche während meines Aufenthalts in Richmond begraben wurden, waren an einer oder der andern von den dreien genannten Krankheiten geſtorben. Oft war in der ganzen Moſillem-Gemeinde faſt nicht ein Haus, in welchem nicht wenigſtens ein Fieberkranker war. Zuweilen ereignete ſich wohl der Fall, daß in einem Hauſe alle Hausgenoſſen das Fieber hatten und Nachbarn ihre nothwendigſten Geſchäfte verrichten mußten.

Dieſe Leute aber zu belehren, daß ſie durch Unmäßigkeit und Unvorſichtigkeit dieſe Krankheiten ſich zuziehen, dazu würde Salomons Weisheit bei weitem nicht hinreichen. Wollten ſich doch manche der Prediger nicht einmal davon überzeugen laſſen, daß die einzige Urſache der häufigen Krankheiten einzig in dem unordentlichen Leben der Menſchen zu ſuchen ſey. Oft habe ich mit ſolchen darüber geſtritten; aber ſie ſowohl als die gemeinen Leute blieben dabei, daß Gott den Menſchen dieſe Krankheiten zuſchicke, und daß keine Vorſicht der Menſchen vor derſelben ſchützen könne. Statt daß dieſe die Menſchen belehren ſollten, wie ſie ihre Geſundheit er-

halten und ſich vor Krankheiten hüten und in Acht nehmen ſollten, beſtärkten ſie dieſelben noch in ihrem Aberglauben durch ihre Kanzelvorträge. Einſt hörte ich eine Leichenpredigt über das Thema: „Gott iſt die einzige Urſache der Krankheit und des Todes.“ Dieſen Vortrag wollte er mit den Worten der Schrift beweiſen: „und der Herr ſchlug ihn, daß er ſtarb,“ welche er mehr als 20 mal im Munde führte. Zu bedauern iſt es, wenn Volkslehrer nicht die mindeſte Kenntniß von der Natur haben. Nach meiner Überzeugung ſollten ſie dieß große Buch eben ſo aufmerkſam ſtudiren als die Bibel, um beides gehörig mit einander zu verbinden, weil ja die Bibel ſelbſt ſo oft auf das Buch der Natur hinweiſet.

Weder ich, noch meine Frau, haben während unſers dortigen Aufenthalts im Geringſten geſpürt, daß das Klima auf unſere Geſundheit einen nachtheiligen Einfluß gehabt habe, vielmehr erfreueten wir uns beſtändig einer blühenden Geſundheit. Aber wir waren auch ſehr vorſichtig, und vermieden Alles ſorgfältig, was wir für unſere Geſundheit nachtheilig hielten. Dieſe Vorſicht iſt dort allerdings mehr nöthig als hier, und wer ſie beſtändig beobachtet, der iſt auch dort, wo nicht geſunder, doch eben ſo geſund, als hier. Die Luft iſt, wie ich glaube, noch reiner, denn ſo anhaltend trübe Witterung, daß oft binnen 8 Tagen keine Sonne ſcheint, wie wir hier oft erfahren, habe ich dort nie erlebt; höchſtens dauerte ſie einmal 24 Stunden, und dieß

geschah nur selten. Die Abwechselung der Hitze und Kälte aber, besonders zur Frühlings- und Herbstzeit, ist dort weit häufiger, als hier, und diese tritt oft sehr schnell ein, so, daß die Schwüle nach einer halben Stunde schon in empfindliche Kälte sich verwandelt hat. Die Sommerhitze ist oft sehr drükkend, was ich schon erinnert habe; doch weil die stärkste Hitze nur sehr wenige Tage anhält, und dann wieder durch Seelüfte abgekühlt wird, so ist sie auch erträglich. So ist es auch mit der Strenge des Winters in den mehr nördlichen Gegenden Pensylvaniens. Die stärkste Kälte hält selten länger als 3 Tage an, dann fällt wieder Thauwetter ein. Vor Weihnachten fällt gewöhnlich gar kein Schnee. In den letzten Tagen des Novembers giebt es oft selbst noch schwüle Tage; auch der December ist gewöhnlich durchgängig ohne große Kälte und liefert schöne warme Tage, aber auch Nachtfröste. Die volle Strenge des Winters zeigt sich erst im Januar. Dann fällt zwar oft eine große Menge Schnee, aber er pflegt nicht lange liegen zu bleiben; denn wenn in den Mittagsstunden die Sonne scheint, so schmilzt sie denselben so schnell, daß das Wasser von den Dächern rinnt, wie bei einem Gewitterregen. Um diese Zeit nehmen die Amerikaner das Schlittenfahren in Acht. Da sieht man oft 20 bis 30 Schlitten nahe hintereinander auf den Straßen fahren, und eben so viel diesen begegnen, aber kein Gasthaus an der Straße wird vorbei gefahren, ohne erst einzukehren. Ihre Lustfahrten

machen sie oft nach weit entfernten Städten, und das dauert so lange, als der Schnee liegt; heute fahren sie diese, morgen eine andere Straße.

Der Ostwind bringt Thauwetter oder Schnee, und im Sommer gewöhnlich Regen; der Nordwestwind aber bringt die strengste Kälte. Hagelwetter kennt der geborne Amerikaner nicht, auch habe ich während meines dortigen Aufenthalts nie Schlossen gesehen. Der Gewitterregen ist nicht so stark, als bisweilen bei uns, und bringt nicht solche Fluthen als hier. Glatteis aber ist im Winter häufiger und stärker, als hier, so daß die Leute nicht anders zu einander kommen können, ohne alle Augenblicke zu fallen, als wenn sie sich die Schuhsohlen mit kleinen Stahlstiften beschlagen, auf welchen sie sicher gehen und stehen.

In der letzten Hälfte des März und im April giebt es oft schon sehr warme und bisweilen schwüle Tage, und daher mag es denn auch wohl kommen, daß die Maulwurfsgrille bisweilen in den Waitzenfeldern große Verwüstungen anrichtet; sie schadet aber bloß dem Waitzen, andern Früchten niemals, und auch bloß in Pensylvanien, in den angrenzenden Staaten noch bis jetzt nicht. Dieses Insekt wird dort überall „Hessenmücke" genannt, weil man den Glauben hat, daß die Hessen, die einst im Revolutionskriege in der englischen Armee dienten und von welchen der größte Theil in Amerika geblieben ist,

dieß Insekt mit dorthin gebracht haben. Die Hessen sind überall nicht beliebt, und wenn der Amerikaner einen Deutschen schilt, so pflegt er gewöhnlich die Worte zu sagen: „tu alter Hess'!"

Ein anderes Insekt, fast von der Größe eines Maikäfers und schwarz, nennt man „Schwobe," weil man glaubt, daß die Schwaben es mitgebracht und dorthin verpflanzt haben. Es hält sich in großer Menge in alten Gebäuden auf und frißt fast alle Speisen gern, an die es kommen kann, besonders Brodt und Mehl. Diese Insekten habe ich in meiner Wohnung bei Tausenden durch die Nieswurzel getödtet, die ich ihnen hinlegte und welche sie ganz begierig fraßen, die ihnen aber ein Gift ist. *)

Selten zwar, aber wie der Amerikaner behauptet, allemal nach 18 Jahren, tritt der Fall ein,

---

*) Schaben, Schwaben, auch Kakerlacken, und in Rußland Tarakarn genannt, (**blatta orientalis lucifuga**). Dieses lästige, ekelhafte und lichtscheue Insekt, welches aus Indien ist, mit Zuckerschiffen zu uns gekommen seyn soll, scheint sich doch überall verbreitet zu haben. Die öftern Anfragen in öffentlichen Blättern nach Vertilgungsmitteln dieses Insekts geben den Beweis von der allgemeinen Verbreitung desselben, und noch ist kein allgemeines zuverlässiges Mittel dagegen bekannt geworden. Möchte es daher dem Hrn. Verf. gefallen, die Anwendung dieses Mittels näher bekannt zu machen.

Der Setzer.

daß die Heuſchrecken in ſolchen Schaaren ankommen, daß es das Anſehen hat, als nähere ſich eine recht ſchwarze Gewitterwolke, und kommen ſie ganz nahe, ſo ſoll faſt nächtliche Dunkelheit eintreten. Wo ſie ſich niederlaſſen, da ſollen ſie am meiſten den Kleefeldern ſchaden, die ſie oft bis auf die Wurzeln rein abfreſſen. Auch die wilden Tauben ſollen ehemals, gleich einer Gewitterwolke, angezogen gekommen ſeyn und ſich zur Herbſtzeit in den Feldern in ſolcher Menge niedergelaſſen haben, daß man 20 Stück mit einem Schuſſe habe erlegen können. Jetzt kommen ſie zwar auch noch, aber ſie laſſen ſich mehr in den Wäldern nieder, wo ſie die Eicheln aufleſen. An den Seen Erie und Ontario niſten ſie bei Millionen, wo man ihnen die Jungen bei Tauſenden nimmt. Ihr Fleiſch ſchmeckt ſehr angenehm. — Hamſter, Mäuſe und Schnecken giebt es in den Feldern nicht.

Das Wildpret wird in Penſylvanien, ſo wie in den übrigen öſtlichen Staaten des Continents, immer ſeltener, weil Jeder zu jeder Zeit die Freiheit hat, daſſelbe zu ſchießen und zu fangen. Acht- bis neunjährige Knaben ſind oft ſchon geübte Wildſchützen. In den Alleghany-Gebirgen giebts noch Bären, Wölfe, Hirſche, Rehe, Füchſe, Panter und anderes Wild genug, aber ſie werden auch faſt unaufhörlich durch die Jäger verfolgt. Von den Bären giebt es zweierlei Arten, nämlich Hundsbären und Saubären; die letztern werden gegeſſen. Haa-

ſen giebt es nicht; die Thiere, welche man Haaſen nennt, ſind die wilden Kaninchen, die auch bei uns bekannt ſind, und deren giebt es eine große Menge; ich habe ſie geſchoſſen und gefangen, ihr Fleiſch ſchmeckt ſehr angenehm. Auch Faſanen giebt es in dem öſtlichen Penſylvanien noch in großer Menge, ob man gleich beſtändig auf ſie Jagd macht. Mehre wilde Thiere, die ich außer dieſen noch geſehen habe, und die der Amerikaner ſchießt, (außer der wilden Katze, welche ich auch, jedoch nicht lebendig, geſehen habe) könnte ich noch angeben, nur habe ich ihre Namen vergeſſen. Ein ſonderbares wildes Raubthier aber muß ich noch nennen, welches man dort Pißkatze (Stinkthier?) nennt. Es hat ganz die Größe und Geſtalt unſerer Katzen, nur ſtärkere Zähne und einen langen dicken Schwanz, an welchem die Haare den Schweifhaaren der Pferde ähnlich ſind; es hat auch nicht die Krallen der Katze und kann daher auch nicht, wie dieſe, klettern. Dieſes Thier nähret ſich und ſeine Jungen, deren es jedesmal 3 bis 4 wirft, bloß vom Raube. Deßwegen nähert es ſich, beſonders zur Nachtzeit, wie der Fuchs, den Gebäuden, fängt Hühner und trinkt deren Eier gern aus. Gewöhnlich wenn man Abends in der Dämmerung durch den Wald geht, begegnet einem ein ſolches Thier und weicht nicht aus der Stelle, ſondern man muß ihm aus dem Wege gehen. Man kann nahe bei ihm weggehen, darf aber nicht darnach ſchlagen, ſonſt beſprützt es die Menſchen mit ſeinem Urin, der einen ganz ab-

ſcheulichen Geſtank hat, den man auch nicht durch Waſchen wieder aus den Kleidungsſtücken bringen kann, ſondern ſie wegwerfen muß; dieß iſt ſeine Wehr. Kein Hund darf ſich ihm nähern; es ſprützt ihn, wenn er noch 20 Schritte davon entfernt iſt, in die Augen, und augenblicklich fängt der Hund an zu wimmern, wälzt ſich ſtundenlang im Graſe, geht auch von ſelbſt ins Waſſer und ruhet nicht, bis er den Geruch wieder los iſt. Einſt fanden ſich unter dem hohlliegenden gedielten Fußboden meiner Wohnſtube ein Paar Alte nebſt 4 Jungen von dieſen Thieren. Ehe ich wußte, daß dieſe es waren, hörte ich ſie wohl bisweilen poltern, glaubte aber, es wären Ratten. Endlich wurde einmal ein furchtbarer Geſtank, und man ſagte mir, daß es der Pißkatzen-Geſtank wäre. Nun erſt kam ich auf den Gedanken, daß das Gepolter unter meiner Stube dieſe Stinkthiere ſeyn müßten, ich ſuchte nun nach, und fand eine Stelle, wo ſie durch die Mauer kommen konnten, legte eine Schlinge und — ſiehe da, die eine dieſer Alten hatte ſich fangen laſſen, ihr Schwanz hing eines Abends außerhalb des Lochs. Ich ergriff denſelben, riß mit großer Geſchwindigkeit das Thier aus dem Kriechloche und ſchleuderte es hoch in einen Apfelbaum. Es purzelte herunter und ging langſam wieder in ſein Loch. Die Schlinge, mit welcher es ſich hatte fangen laſſen, war abgeriſſen. Am folgenden Tage lag daſſelbe Thier todt in meiner Wieſe. Die Schlinge ſaß ihm noch feſt zugezogen um dem Halſe. Bald

nachher ſah ich die andere Alte mit ihren Jungen vor meiner Thür; hübſche ſchwarze kleine Thiere, mit weißem Halſe und einem weißen Bleſſen vor dem Kopfe. Die Jungen waren gleich wieder verſchwunden, und als die Alte noch zögerte, holte ich geſchwind die geladene Flinte, um ſie zu ſchießen. Beim Anlegen aber ſah ich den feinen Strom, den ſie nach mir zielte, von 40 Schritten her auf mich zukommen, ſprang in dem Augenblicke zur Seite und ſie traf mich nicht. Als ſie aber nicht wich, ſchoß ich, und ſiehe da, nach dem Schuſſe ſtrenzte die Beſtie noch einmal nach mir, erreichte mich aber zum Glücke nicht. Acht Tage nachher war der Geſtank noch nicht ganz verſchwunden. Dieſe Thiere hatten mir mehre Hühner und eine Henne mit 12 Jungen aufgefreſſen. Nun aber verließen ſie meine Wohnung.

Bald nachher hörte ich in der Nacht ein Huhn ſchreien, welches ſeine Eier in ein Gebüſch gelegt und ſich darauf geſetzt hatte. Gleich ſprang ich aus dem Bette, nahm die Flinte in die Hand, lockte den Hund, und dieſer fand augenblicklich das Hühnerneſt nebſt dem Raubthiere, kam aber winſelnd aus dem Buſche und wälzte ſich in dem bethauten Graſe. Nun horchte ich auf, und hörte deutlich, daß die Beſtie ein Ey nach dem andern öffnete und leerte, zielte nach der Stelle hin, ſchoß zu, horchte wieder, und als es darauf ſtill ward, holte

ich Licht und fand das Stinkthier todt bei seinem angefangenen Mahle liegen; es war gut getroffen.

Die Klapper- oder Rasselschlangen sind in Pensylvanien jetzt ganz, oder doch beinahe, ausgerottet, ich habe nie eine solche gesehen; aber andere Arten von Schlangen giebt es fast nach allenthalben, von welchen ich selbst öfters eine getödtet habe. Die schwarzen und die kupferköpfigen sind eigentlich die gefährlichsten, doch hört man nicht oft, daß ein Mensch von ihnen gebissen worden sey. Man hält das von einer Schlange gebissene Glied sogleich in warme Milch, so wie sie eben von der Kuh kommt, und wiederholt dieß mehre Male. Dieses verhütet, wenn es gleich geschieht, alle Gefahr.

Der Freund der schönen Natur muß dort, was das Ohr betrifft, vieles entbehren. Man hört keine Lerche, keine Nachtigall, auch nicht die übrigen schönen Singvögel, welche uns hier so viele Freude machen. Man hört nur den Spottvogel und den sogenannten Wipperwip, den man nach seinem Schlage so nennt, und außerdem noch das wilde Gekrächze der Raben und einiger andern Raubvögel. Die Gärten, Felder, Wiesen und Wälder sind in dieser Hinsicht im Vergleich mit den unsrigen sehr öde. Es giebt zwar viele Vögel wunderschön von Federn, man freuet sich, sie zu sehen, aber sie lassen sich nicht hören. Von unsern Vögeln sieht man nur die Schwalbe, den Raben, den

Staar, den Zaunkönig; und auch diese haben nicht die Stimmen der unsrigen. Selbst die Stimme der Frösche ist anders, wenn sie sich hören lassen, und das Brummen der Schildkröte ist recht widrig anzuhören. Von den letzten giebt es zwei Arten; die eine ist klein, und etwa doppelt so groß, als die größten von unsern Fröschen, die andere aber so groß wie ein mittelmäßiger Hund mit einem langen Schwanze. Diese letzte Art wird geschlachtet und gegessen. Ihr Fleisch soll sehr gut schmecken.

Heil- und Arznei-Kräuter giebt es auch viele, unter andern die Schlangen- oder Kraft-Wurzel; man findet sie in den Wäldern. Alle Arten von hiesigen Blumen und Kräutern, die ich dort antraf, haben fast nicht halb so starken und kräftigen Geruch, als hier.

Die Menschen wachsen dort, im Allgemeinen, schneller auf, und werden früher reif zum Heirathen, als hier. Sowohl das männliche, als das weibliche Geschlecht hat einen schlanken Wuchs und wohlgebauete Körpergestalt überhaupt. Das weibliche Geschlecht verdient, rücksichtlich des Körpers, wohl mit Recht das schöne Geschlecht genannt zu werden, denn mit dem schönen Wuchse ist bei den meisten, besonders auf dem Lande, auch eine Gesichtsbildung verbunden, die man schön nennen muß. Möchten sie sich nur mehr bestreben, daß die Schönheit der Seele mit der des Körpers gleichen Schritt hielte!

denn die Anmuth des Gesichts und der wohlgebaute Körper überhaupt macht ja noch lange nicht die wahre Schönheit des Menschen aus; sondern Vernunft und religiöse Sittlichkeit sind die eigenthümlichsten und größten Vorzüge des Menschen, darin besteht die wahre Schönheit der Seele, welche bleibender ist, als die des Körpers.

---

## Zwanzigstes Kapitel.

Die Miliz in Amerika. — Beschreibung der jährlichen Revüen. — Ein Ackerknecht wird in Philadelphia zum Obristen der Miliz gemacht. — Ein neugewählter Lieutenant fällt bei der Übung in seinem neuen Fache von der Treppe. — Posteinrichtung. — Currente Münzen. — Sklavenstaaten. — Vermeinter Angriff auf die Freiheiten Amerika's.

In den sämmtlichen vereinigten Staaten von Nordamerika muß Alles, was männlich ist, vom 21sten bis zum 45sten Lebensjahre unter den Fahnen der Miliz Soldat werden, und dieß geschieht nicht ungern und mit Widerwillen, sondern mit Lust und Freuden. Es ist dieß aber auch nicht im Geringsten beschwerlich; denn alle Jahre nur einmal wird Revüe gehalten, die etwa zwei gute Stunden für die ältern Soldaten dauert. Die jungen Soldaten kommen den Tag vorher zusammen, um sich etwa 2 gute Stunden lang auf diesen Akt vorzubereiten, und darin besteht der ganze Militärdienst der Miliz. Es ist dieß für den Amerikaner ein ordentliches Freudenfest; denn allenthalben wird

in den Städten, oder wo es ſonſt geſchieht, dabei ein Markt gehalten, wo Eßwaaren und Getränke aller Art in großer Menge vorhanden ſind, wo Alt und Jung zuſammen kommt, und herrlich und in Freuden lebt. Nach dem Exer[illegible] wird allenthalben an großen Tafeln geſpeiſt, [illegible] dem Eſſen iſt Muſik und Tanz.

Die Revüe, oder wie man es dort gemeiniglich nennt Boutalge (Bataille), verdient eigentlich dieſen Namen nicht, denn es iſt nur ein Spektakel und keine Waffenübung, weil alle Disciplin gänzlich fehlt und keine Ordnung dabei iſt. Der Eine iſt mit einem Rock, der Andere mit einer Jacke bekleidet, der Dritte tritt gar nur mit bloßer Weſte gekleidet in Reihe und Glied. Der Eine hat ein Gewehr ohne Schloß, der Andere ein Piſtol, der Dritte einen Prügel, ſo krumm, wie er ihn auf dem Wege hat finden können. Das ganze Exercitium iſt nichts, als lächerliches dummes Zeug. Es wird gar nicht aufs Kommando gehört, und dieſe Leute lernen nicht einmal ordentlich Tritt halten, viel weniger Exerciren. Es iſt bloß, daß das Ding den Namen hat. Die Officiere werden von den Gemeinen nach Mehrheit der Stimmen gewählt, ſowohl die hohen als niedern, und haben keine Achtung.

In Philadelphia hatte man im Frühjahre 1825 kurz vor der Revüe, einen Bauerknecht, der noch dazu ſeinen geſunden Menſchenverſtand nicht einmal

hatte, zum Obriſten der Miliz gewählt. In ſeiner Uniform ritt er von zwei Officieren begleitet, die ihm vorſagten, wie er ſich benehmen müſſe. Der arme Tropf konnte auch den Degen nicht allein wieder in die Scheide ſtecken. Die ganze Revüe beſtand in einem Sich-luſtig-machen über dieſen Menſchen und weiter wurde das Mal nichts vorgenommen.

Ein Mann, der ſeiner Einfalt wegen zu einer Lieutenants-Stelle in der Miliz erwählt worden war, fühlte ſeinen Stolz und Ehrgeiz nicht wenig dadurch gekitzelt. Er nahm daher ſeine Muskete und ging die Treppe hinauf, um ſich in ſeinem neuen Fache zu üben. Als er auf dem zweiten Boden angekommen war, ſtellte er ſich zur Ordnung und gab das Kommando: „Achtung! ſchultert's Gewehr!“ „Hintere Reihe drei Schritt zurück — marſchirt!“ Bei dem letzten Worte ſchritt der tapfere Officier unglücklicherweiſe zu weit zurück, und kam mit einem entſetzlichen Gepolter rückwärts die Treppe herunter. Seine gute Frau kam eilends herbei und fragte ängſtlich, was er denn gemacht habe? „Keh teines Wecks!“ ſagte der Held, als er ſich vom Boden erhob, „tu verſchtehſt kä Treck von Kriegsſache!“

Die Poſt-Einrichtung in den vereinigten Staaten iſt folgende: Jeder einzelne Bogen Papier, gleichviel, wie groß, wenn er nur aus einem Stück

Papier besteht und folglich kein Couvert hat, wird als ein einfacher Brief bezahlt. Für 2 Stück Papier ist das Postgeld doppelt. Drei oder mehre Stücke Papier, die zusammen keine Unze schwer sind, gleichviel wie groß oder klein, werden dreifach bezahlt. Alles, was eine Unze, d. i. 1/16 Pfund (2 Loth), oder schwerer ist, heißt ein Packet, und bezahlt, als solches, für jede Unze 4 doppeltes Postgeld. Als einfaches Postgeld wird für Briefe und Packete

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| innerhalb | 36 | engl. Meilen | gezahlt | 6 Cents |
| — | 80 | " | " | 10 " |
| — | 150 | " | " | 12½ " |
| — | 400 | " | " | 18½ " |
| über | 400 | " | " | 25 " |

Schiffs-Briefe bezahlen in dem Landungshafen 6 Cents. Von Zeitungen (wenn sie in ein auf einer Seite offenes Couvert geschlossen sind), geht jeder Bogen innerhalb des Staates, wo er gedruckt ist, oder sonst innerhalb 100 Meilen für 1 Cent; weiter innerhalb der vereinigten Staaten für 1½ Cents. Andere gedruckte Blätter kosten 1½ Cents mehr.

Die Brief-Postwagen (Mail-stages) bestehen dort aus langen Maschinen, welche in ledernen Schwungriemen hängen, mit 3 Queer-Sitzen, wovon auf jedem 4 Personen, das Gesicht nach den Pferden gekehrt, sitzen können. Der Postillion sitzt unter Verdeckung und auf seinem Sitze ist noch

außer ihm Platz für 2 Personen. Der Postillion muß nach den Gesetzen ein Weißer seyn, und hat das Felleisen zu besorgen.

Die currenten Münzen in den vereinigten Staaten sind in Gold, Silber und Kupfer; es wird nach Dollars gerechnet und geprägt. Ein Dollar wird in 10 Deimes, und ein Deime in 10 Cents getheilt. Ausgeprägte und gangbare Münzen sind:

1. Goldmünzen.

| | |
|---|---|
| Adler zu | 10 Dollars. |
| Halbe Adler | 5 — |
| Viertel Adler | 2½ — |

2. Silbermünzen.

| | |
|---|---|
| Dollars | 100 Cents. |
| Halbe Dollars | 50 — |
| Viertel Dollars | 25 — |
| Deimen | 10 — |
| Halbe Deimen | 5 — |

3. Kupfermünzen.

Cents, deren 1 den 100sten Theil eines Dollars macht, und halbe Cents.

In folgenden Staaten ist die Sklaverei noch in Kraft: Delaware, Maryland, Virginien, Kentucky, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Georgien und Tennessee.

Die Sklaverei hat für ein Land die schlimmen Wirkungen, daß sie den Wohlstand hindert, gute Sitten verdirbt und Lasterhaftigkeit unter den Menschen befördert und vermehrt; denn wo sie Statt findet, da wollen die Weißen nicht arbeiten, sondern verlassen sich ganz auf die Kräfte der Neger. „Müßiggang aber ist aller Laster Anfang," und die Wahrheit dieses Ausspruchs bestätigt sich allenthalben, besonders aber ist sie da recht sichtbar, wo das Sklavenhalten erlaubt ist. Die Menschen schämen sich da des geringsten Geschäfts, sie wollen auch ein hingefallenes Taschentuch nicht einmal selbst wieder aufnehmen, sondern rufen dazu einen Neger oder eine Negerin herbei. Die Lasterhaftigkeit aber ist auch nirgends größer als da, und „das nimmt einen bösen Ausgang;" auch das bestätigt sich dort als wahr, und wird es immer thun. Der Mensch ist zur Arbeit geboren, und das sollte Jeden schon der Bau seines Körpers lehren. Arbeit ist dem Menschen eben so nöthig, als Speise und Trank, denn sie soll ihn vor Bösem bewahren und gesund erhalten. Wo sich die Menschen auf Gottes Segen und ihre eigenen Kräfte verlassen, da sind sie auch gesunder an Seel und Leib, da sieht man allenthalben mehr Wohlstand und häusliches Glück. Gott hilft denen, die sich selbst helfen.

Dort sowohl als hier, hörte ich bisweilen von einem vermeintlichen Angriff von Seiten Europa's auf die Freiheiten von Amerika, welcher sich viel-

[illegible]

[illegible] können, im Fall eine [illegible], in kurzer Zeit mehr [illegible] auf die *Weine bringen*. [illegible] auch in Europa, und [illegible], der einen Angriff auf [illegible], nicht unbeachtet gelassen [illegible] eine gleiche Macht könnte er [illegible] versprechen, und man kann dreist [illegible] man eine solche Armee nie so weit [illegible] Unternehmen absenden wird, welches, [illegible] gelingen sollte, doch nicht den [illegible] Theil der Kosten ersetzen würde.

## Ein und zwanzigstes Kapitel.

**Meine Lage und Verhältnisse in Amerika im Jahre 1824 und bis zum Frühjahre 1825.**

Meine Lage als Schullehrer und Organist im Richmond-Kirchspiel, wie auch den Zustand meiner Schule im Winter 1822 und 1823, habe ich im 5ten Kapitel dieser Schrift ausführlich erzählt. Um mir ein besseres Schicksal zu bereiten, trat ich im Frühjahre 1823 eine Reise an, die ich aber nicht vollendete, sondern von der Stadt Gettisburg, bis wohin ich gekommen war, wieder zurück ging, was im 6ten und 7ten Kapitel ausführlich erzählt ist. Mehre Reisen in derselben Absicht, habe ich nachher gemacht; da ich aber auf diesen fast dieselben Erfahrungen machte, so habe ich sie mit Stillschweigen übergangen. Oft fand ich zwar Gelegenheit, ein Stückchen Land zu kaufen, und ganz frei und unabhängig zu leben; aber immer fanden sich auch Bedenklichkeiten, die mich wieder davon zurück hielten. Besonders aber wurde ich durch Briefe aus

meinem Vaterlande, durch welche mir die [illegible] Nachricht ertheilt wurde, daß mehre Familien [illegible] schlossen wären, mir nachzufolgen, die meinen [illegible] längsplan, eine Kolonie zu gründen, unterstützen und zur Ausführung bringen würden, gehindert, etwas für mich allein zu unternehmen, und ich entschloß mich daher, wenn nicht die Gemeinde mir meinen Dienst selbst aufkündigen würde, noch drei wohnen zu bleiben, und diesen meinen Dienst fortzusetzen bis zum Frühjahre 1824. Die Gemeinde sagte mir nichts und ich fing meinen Schulunterricht im Spätherbste 1823 wieder an. Die Schule wurde bloß durch einige Erwachsene vermehrt, und ich hatte kein Schulkind länger, als höchstens zwei Monate, dann bekam ich wieder neue Schüler; so ging es auch wieder den ganzen Winter über. Um Weihnachten kam ein Schullehrer zu mir, der gehört hatte, daß ich im nächsten Frühjahre meinen Dienst verlassen wolle, erkundigte sich bei mir, ob dieß gegründet sey, und auf mein Ja meldete er sich bei der Gemeinde zum Schulmeister. Es war ein geborner Schwabe, der in seinem Vaterlande bereits Schullehrer gewesen war. Die Leute aber hatten sich erst nach seinem Lebenswandel erkundigt, und als sie erfahren hatten, daß er ein starker Branntweintrinker sey, wollten sie doch alle mich lieber zu ihrem Schulmeister behalten, als auf die Gefahr hin einen andern wählen. Darauf versammelten sich die Mitglieder des Kirchenraths sämmtlich in meiner Wohnung, fragten mich erst, ob ich wirk-

Die Sklaverei hat für ein Land die schlimmen Wirkungen, daß sie den Wohlstand hindert, gute Sitten verdirbt und Lasterhaftigkeit unter den Menschen befördert und vermehrt; denn wo sie Statt findet, da wollen die Weißen nicht arbeiten, sondern verlassen sich ganz auf die Kräfte der Neger. „Müßiggang aber ist aller Laster Anfang," und die Wahrheit dieses Ausspruchs bestätigt sich allenthalben, besonders aber ist sie da recht sichtbar, wo das Sklavenhalten erlaubt ist. Die Menschen schämen sich da des geringsten Geschäfts, sie wollen auch ein hingefallenes Taschentuch nicht einmal selbst wieder aufnehmen, sondern rufen dazu einen Neger oder eine Negerin herbei. Die Lasterhaftigkeit aber ist auch nirgends größer als da, und „das nimmt einen bösen Ausgang;" auch das bestätigt sich dort als wahr, und wird es immer thun. Der Mensch ist zur Arbeit geboren, und das sollte Jeden schon der Bau seines Körpers lehren. Arbeit ist dem Menschen eben so nöthig, als Speise und Trank, denn sie soll ihn vor Bösem bewahren und gesund erhalten. Wo sich die Menschen auf Gottes Segen und ihre eigenen Kräfte verlassen, da sind sie auch gesunder an Seel und Leib, da sieht man allenthalben mehr Wohlstand und häusliches Glück. Gott hilft denen, die sich selbst helfen.

Dort sowohl als hier, hörte ich bisweilen von einem vermeintlichen Angriff von Seiten Europa's auf die Freiheiten von Amerika, welcher sich viel-

meinem Vaterlande, durch welche mir die frohe Nachricht ertheilt wurde, daß mehre Personen entschlossen wären, mir nachzufolgen, die meinen Lieblingsplan, eine Kolonie zu gründen, unterstützen und zur Ausführung bringen würden, gehindert, etwas für mich allein zu unternehmen, und ich entschloß mich daher, wenn nicht die Gemeinde mir meinen Dienst selbst aufkündigen würde, noch dort wohnen zu bleiben, und diesen meinen Dienst fortzusetzen bis zum Frühjahre 1824. Die Gemeinde sagte mir nichts und ich fing meinen Schulunterricht im Spätherbste 1823 wieder an. Die Schule wurde bloß durch einige Erwachsene vermehrt, und ich hatte kein Schulkind länger, als höchstens zwei Monate, dann bekam ich wieder neue Schüler; so ging es auch wieder den ganzen Winter über. Um Weihnachten kam ein Schullehrer zu mir, der gehört hatte, daß ich im nächsten Frühjahre meinen Dienst verlassen wolle, erkundigte sich bei mir, ob dieß gegründet sey, und auf mein Ja meldete er sich bei der Gemeinde zum Schulmeister. Es war ein geborner Schwabe, der in seinem Vaterlande bereits Schullehrer gewesen war. Die Leute aber hatten sich erst nach seinem Lebenswandel erkundigt, und als sie erfahren hatten, daß er ein starker Branntweintrinker sey, wollten sie doch alle mich lieber zu ihrem Schulmeister behalten, als auf die Gefahr hin einen andern wählen. Darauf versammelten Mitglieder des Kirchenraths sämmtlich [illegible] hnung, fragten mich erst, ob ich wirk-

lich entſchloſſen ſey, meinen Dienſt niederzulegen? und ſagten mir dabei, daß ſie alle wünſchten, mich lieber zu behalten, weil ich ein ehrlicher Mann und kein Säufer ſey; ſie ſtellten mir vor, daß ich ja doch leben könne, wenn auch die Schule nicht ſo ſtark ſey, als ſie wohl ehemals geweſen wäre, u. ſ. w. Aber die ſchriftliche Verſicherung in mehren Briefen, daß eine ganze Kolonie Menſchen aus meinem Vaterlande im nächſten Frühjahre mit Gewißheit erſcheinen werde, ließ mich bei meinem Vorſatze beharren. Noch zweimal kamen die genannten Perſonen bei mir zu dem Zwecke zuſammen, mich zu bereden, dort Schullehrer zu bleiben, gaben mir, was ich nie erwartet hätte, ſelbſt gute Worte und baten mich, mein Amt noch länger fortzuſetzen, und ich hätte wohl gethan, wenn ich ein Jahr lang noch dort geblieben wäre. Aber wie konnte ich wiſſen oder glauben, daß die Leute in meinem Vaterlande, die mir ſo feſte und bündige Verſicherungen zuſchickten, meine ſehnlichen Wünſche zu erfüllen, ihr heiliges Verſprechen nicht halten würden? Jeder andere in meiner Stelle hätte es wohl eben ſo gemacht. Ich wollte mich nicht einmal auf ein Jahr verpflichten, damit ich bei der Ankunft meiner Landsleute im nächſten Sommer im Stande ſey, mit ihnen gleich weiter weſtlich zu reiſen, um uns dort niederzulaſſen; zweifelte auch nicht im mindeſten an ihrer Ankunft. Darum dankte ich von meinem Dienſte ab, der mir ohnehin ſo ſehr verleidet worden war, miethete mir auf

unbestimmte Zeit ein Haus und einen Garten, wo ich im nächsten Frühjahre hinzog, dort bis zur Ankunft meiner Landsleute zu wohnen gedachte, und bauete den Garten, trieb auch Feldarbeit und manche andere Geschäfte. Meine Frau aber, die schon früher für einige Amerikanerinnen gesponnen und sich dadurch sehr beliebt gemacht hatte, weil Niemand so feines und egales Garn spinnen konnte, als sie, hatte vollauf zu thun mit ihrem Spinnen.

Hier wartete ich nun mit Schmerzen auf die Ankunft meiner Landsleute, aber vergeblich; der ganze Sommer verging auch, ohne einen Brief aus dem Vaterlande zu bekommen. Mehr als zehnmal ging ich nach der Post in Cootstown, um zu fragen, ob nicht ein Brief an mich angekommen sey; aber vergeblich. Endlich war denn doch ein Brief angekommen, den ich mit Zittern erbrach. Ein Freund und Kollege schrieb mir: daß meine Hoffnung auf vaterländische Gesellschaft vergeblich sey, denn die Leute wären gar zu wetterwendisch; erst hätten sie hoch und theuer versichert, daß sie alle, fest zur Auswanderung entschlossen, mit Gewißheit abreisen würden, und nun auf einmal hätten sie sich wieder anders besonnen, und könnten sich nicht von den Ihrigen trennen u. s. w.

Da stand ich, wie vom Blitz getroffen, wie sich leicht denken läßt; denn alle meine Pläne waren auf einmal gescheitert, und meine süßeste Hoffnung,

in Amerika noch glücklich zu werden, war mit einem Male erloschen. Bis dahin half die Hoffnung des baldigen Besserwerdens mir das widrigste Schicksal mit Gelassenheit ertragen, als aber auch diese Hoffnung verloren ging, war ich wirklich recht unglücklich, und wie versteinert saß ich eine ganze Weile, ohne den Brief erst ganz gelesen zu haben. Endlich las ich weiter, daß ein Verwandter von mir meinem Freunde den Auftrag gegeben habe, mir zu schreiben, wenn ich wieder in mein Vaterland zurückkommen wolle, so wolle derselbe sich meiner annehmen und in dem Falle, daß ich daselbst keine Aussicht zu einem Brodterwerbe finden würde, so könne und wolle er mir, nebst meiner Frau lebenslang Brodt geben und uns erhalten. Auch meinte dieser Freund, daß, wenn ich wieder zurückkäme, wozu er mir rieth, ich ganz gewiß wieder als Schullehrer angestellt werden würde. Jetzt sprang ich von meinem Stuhle auf und sagte zu meiner Frau die Worte: „weißt du was? wir wollen wieder nach Deutschland gehen!“ Diese erschrak, fing an zu klagen und zu seufzen, daß ich mir so etwas könne in den Sinn kommen lassen; fragte, ob ich vergessen hätte, wie viel uns die Reise nach Amerika gekostet habe, und daß ja das wenige Geld, was wir noch besäßen, wohl kaum halb hinreichend seyn werde, die Reisekosten zu bestreiten. Darin hatte sie Recht, denn würde die zweite Reise so viel kosten als die erste, so müßte ich die Hoffnung, mein Vaterland je wieder zu sehen, augenblicklich

aufgeben; aber ich wußte auch, daß die Hälfte der Kosten dazu hinreichen würde, und schrieb einen Brief an einen Bekannten in Philadelphia, um mich nach einer Schiffsgelegenheit nach Hamburg oder Bremen zu erkundigen, ohne meiner Frau dieß zu sagen, welche es auch nicht zugelassen haben würde, worauf die Nachricht kam, daß an einem bestimmten Tage ein Schiff nach Hamburg abginge, mit welchem ich sehr wohlfeil reisen könne; aber ich bekam den Brief mit dieser Nachricht zu spät, als daß ich davon hätte Gebrauch machen können. Auf die dringendsten Bitten meiner Frau mußte ich ihr nun angeloben, noch ferner zu versuchen, ob ich eine Gelegenheit finden könne, in Amerika zu bleiben und mich da zu nähren; aber Schullehrer wollte ich nicht wieder werden, wozu ich wohl Gelegenheit genug fand, und zum Ankauf eines kleinen Grundstücks war meine Kasse zu schwach. Zwar fand sich mehre Male eine Gelegenheit dazu, daß ich für ein Spottgeld mehre Acker Landes nebst einem Häuschen hätte an mich bringen können; aber dann traten wieder so viele Bedenklichkeiten in den Weg, daß ich mich auch dazu nicht enschließen konnte. Die Hauptbedenklichkeit war immer die: ich sah ein, daß ich unter den Amerikanern so vereinzelt, ohne einen Landsmann bei mir zu haben, dem ich mich mittheilen könne, nie meines Lebens froh wieder werden würde, und so unterblieb auch das.

Endlich entschloß ich mich, bei dem im 5ten

Kapitel mehrerwähnten Juden, deſſen Kinder ich bisher mit ſeiner größten Zufriedenheit unterrichtet hatte, und der mich unaufhörlich und dringend darum bat, Hauslehrer zu werden; dieſe Beſchäftigung trieb ich nun in den Winter-Monaten 1824 und 1825. Für meine Frau machte ich eine andere Wohnung aus, wo ſie während meiner Abweſenheit in menſchlicher Geſellſchaft lebte.

Da ſich auch während jenes Winters keine Gelegenheit finden wollte, meine Lage nach Wunſch zu verbeſſern, und ich mir einmal feſt vorgeſetzt hatte, wenn Gott mein Leben friſten und mich geſund erhalten würde, einzeln nicht lange mehr unter jenem Volke zu bleiben, ſo ruhete ich nicht eher, bis ich meine Frau einigermaaßen geneigt machte, von da Abſchied zu nehmen. Nichts wurde mir ſchwerer, als dieß. Ich beruhigte ſie einigermaßen damit, daß ſich ja in Philadelphia vielleicht noch Gelegenheit zu unſerm fernern Bleiben in Amerika finden könnte, wo es ihr ſehr gefallen hatte, als wir uns nach unſerer dortigen Landung einige Wochen lang in dieſer Stadt aufhielten. Dann beſtimmte ich, ohne mich vorher um eine Schiffsgelegenheit zu bekümmern, einen Tag, an welchem ich meine Sachen, die ich nicht mitnehmen wollte, auf einer Verſteigerung meiſtbietend verkaufen ließ, dung einen Fuhrmann bis Philadelphia, und nahm am 16. Mai 1825 Abſchied von der Moſillem-Gemeinde im Richmond-Kirchſpiele, im Berks-Kreiſe.

außer ihm Platz für 2 Personen. Der Postillion muß nach den Gesetzen ein Weißer seyn, und hat das Felleisen zu besorgen.

Die currenten Münzen in den vereinigten Staaten sind in Gold, Silber und Kupfer; es wird nach Dollars gerechnet und geprägt. Ein Dollar wird in 10 Deimes, und ein Deime in 10 Cents getheilt. Ausgeprägte und gangbare Münzen sind:

1. Goldmünzen.

| | |
|---|---|
| Adler zu | 10 Dollars. |
| Halbe Adler | 5 — |
| Viertel Adler | 2½ — |

2. Silbermünzen.

| | |
|---|---|
| Dollars | 100 Cents. |
| Halbe Dollars | 50 — |
| Viertel Dollars | 25 — |
| Deimen | 10 — |
| Halbe Deimen | 5 — |

3. Kupfermünzen.

Cents, deren 1 den 100sten Theil eines Dollars macht, und halbe Cents.

In folgenden Staaten ist die Sklaverei noch in Kraft: Delaware, Maryland, Virginien, Kentucky, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Georgien und Tenneſſee.

als es ihm beliebte, dieß that er aber leider nur zu oft, so, daß ich die meiste Zeit selbst fahren, und auch die Pferde anspannen, ausspannen und füttern mußte, weil er sich dazu ganz unfähig gemacht hatte. Unsere Fahrt ging aber demohngeachtet schnell und schon nach 2 guten Tagereisen kamen wir glücklich in Philadelphia an, wo wir bei unserm alten Wirthe, Schröder, dritte Nordstraße, Quartier nahmen.

## Zwei und zwanzigstes Kapitel.

### Rückreise von Amerika nach Deutschland im Frühjahre 1818.

Gleich nach meiner Ankunft in Philadelphia erkundigte ich mich, ob nicht Schiffsgelegenheit nach Hamburg oder Bremen vorhanden sey, und als ich erfuhr, daß Kapitän Clarke Drew aus Boston, Befehlshaber der Brigg Draco, in einigen Tagen nach Hamburg absegeln werde, ersuchte ich meinen Wirth, mit mir nach dem Hafen zu gehen, um den Kapitän Drew aufzusuchen. In etwa 5 Minuten waren wir des Handels schon einig, ich bezahlte sogleich meine Fracht, und der Kapitän gab mir darüber eine Quitung. Essen und geistige Getränke mußten wir dießmal uns selbst besorgen, und da wir Fleisch, Hülsenfrüchte, Kartoffeln und manche andere Speisen genug hatten, so brauchten wir nur Brodt, Kaffee, Thee, ein Fläschchen voll Rum, Taback und ein Wenig Arznei zu kaufen; der ganze Einkauf kam uns nicht viel über 3 Dollars zu stehen, und wir hatten nach Endigung der Reise von Allem

noch einigen Vorrath übrig behalten, am meisten von dem Brodte. Die erste Reise zur See kam uns (bloß die Fracht und die Kosten während der Reise zur See gerechnet), mehr als dreimal so hoch, als diese. Wir ließen nun unsere Sachen an Bord des Draco bringen, auch wir selbst verließen schon am dritten Tage nach unserer Ankunft in Philadelphia das Schröderſche Gasthaus und gingen zu Schiffe, um größere Kosten zu sparen. Während unser Schiff in dem Hafen vor Anker lag, gingen wir am Tage in die Stadt und besuchten mehre von unsern dortigen Bekannten, um sie zum letzten Male zu sehen und zu sprechen, des Nachts aber schliefen wir in unserer Schiffswohnung. Alle, ohne Ausnahme, mißbilligten unsere Rückreise zum Vaterlande. Mehre suchten mich jetzt noch zu bereden, dort zu bleiben, und in Philadelphia irgend etwas zu unternehmen, indem es mir ja, weil ich ohne Familie sey, gar nicht schwer werden könnte, meinen Unterhalt zu verdienen; ja sie gaben mir das Versprechen, mir dazu thätig behülflich seyn zu wollen, und, wäre ich nicht bereits bei Kapitän Drew gagirt gewesen, so würde ihr Zureden mich leicht zum Dortbleiben gestimmt haben; denn in jener Stadt gefiel es uns beiden, meiner Frau aber ganz vorzüglich überaus wohl, weshalb ihr der Abschied von dort auch viele Thränen kostete.

Alle Menschen, die von unserm Entschlusse hörten, daß wir nach Deutschland zurückkehren wollten,

wunderten sich nicht nur, sondern sagten uns geradezu, daß wir zu unserm Unglücke wieder zurückkehren würden, denn nie sey ja die Noth in Deutschland größer gewesen, als jetzt; da müßten manche Menschen jetzt vor Hunger sterben u. s. w. Ein deutscher Instrumentenmacher Namens Pommer, wohnhaft auf der dritten Nordstraße, der erst seit wenigen Jahren eingewandert war, erbot sich aus freien Stücken, mir ein Vierteljahr lang freie Wohnung zu geben, wenn ich dort bleiben wolle. Weil wir aber nun einmal unsere Sachen schon am Bord des Schiffs hatten und die Fracht auch bereits bezahlt war, so blieben wir nun auch bei unserm gefaßten Entschlusse. Am letzten Tage unsers Dortseyns, kurz vor der Abfahrt unsers Schiffs, sagte mir ein eingewanderter 80jähriger deutscher Israelit, bei dem ich noch etwas zu kaufen hatte, die Worte: „Sie kommen noch einmal wieder, und es wird ihnen sehr gereuen, daß Sie dieß Land verlassen."

Am 25. Mai segelten wir mit gutem Winde von Philadelphia ab, aber nach einigen Stunden schon wurden die Anker wieder geworfen. Der Wind war uns nicht günstig, der Lootse war beständig betrunken, und so segelten wir immer täglich nur einige Stunden; nach 5 Tagen erst erreichten wir New Castle und warteten daselbst noch 2 Tage lang auf den Kapitän, der endlich mit dem Dampfboote, welches beständig zwischen Philadelphia und Baltimore geht, angefahren kam, und noch manche Sachen an Bord

bringen ließ, der aber nun noch zwei volle Tage in New-Caſtle verweilte. Dann erſt wurden die Anker wieder gelichtet, aber der Wind war immer noch nicht recht zu unſerm Vortheil und erſt nach 2 Tagen kamen wir in die offene See.

Jetzt wurde der Lootſe entlaſſen und herzlich froh waren wir, daß ſich der Trunkenbold entfernte, der uns ekelhaft geworden war. Wir hatten nun noch 8 Tage lang ungünſtigen Wind und machten wenig Fortſchritte; dann aber bekamen wir faſt beſtändigen ſtarken günſtigen Landwind, der bisweilen in Sturm überging und uns äußerſt ſchnell vorwärts brachte, ſo daß wir von der Delaware-Bay bis Kurhaven alſo bloß zur See, nur 35 Tage zu unſerer Überfahrt gebraucht hatten. Während dieſer ganzen Reiſe hatten wir beſtändig kühles Wetter und meiſtentheils Südweſt- bisweilen aber auch Südwind.

Wir logirten dießmal in der Kajüte und hatten das Nebenzimmer derſelben zu unſerm Schlafgemach. Auch hatten wir freien Gebrauch des Holzes und ſüßen Waſſers, und der Schiffskoch mußte uns das Eſſen bereiten. Tauſendmal glücklicher lebten wir auf dieſer Reiſe zur See, als auf der erſten. Wir wurden beſtändig gut behandelt und wacker begegnet; auf dem Schiffe ging Alles ordentlich und in aller Stille zu; da hörte man kein Schelten, kein Fluchen und leichtfertiges Schwören von den Schiffsleuten, wie auf der erſten Reiſe, und da wir die

einzigen Passagiere waren, so hatten wir auch keinen Verdruß von schlechter Gesellschaft, wie auf der Hinreise. Nur war es Schade, daß wir weder mit dem Kapitän, noch mit seinen beiden Steuermännern uns unterhalten konnten, weil diese kein Deutsch und wir kein Englisch recht verstanden.

Kapitän Drew, ein junger Mann von etwa 30 Jahren, hatte die Schwindsucht im hohen Grade, war todtenblaß und abgezehrt, hustete beständig und warf dabei sehr stark aus. Ich sagte noch, als wir in See gingen, zu meiner Frau die Worte: „Der wird Hamburg nicht sehen!" Aber zu unserer Bewunderung und Freude besserte sich sein Zustand mit jedem Tage, und unsere Reise war noch nicht halb zurückgelegt, als sein krankhafter Zustand schon ganz verschwunden war, und er wie eine Rose blühete. Auch wir, so wie Alle, die auf dem Schiffe lebten, erfreueten uns einer ganz vorzüglich blühenden Gesundheit.

Die Gastfreiheit der Amerikaner bewährte sich auch hier. Wir hatten jedes Mal, wenn in der Kajüte eine bessere Mahlzeit wie gewöhnlich gehalten wurde, freien Tisch; es wurde dieß meiner Frau jedes Mal vorher angedeutet; auch wurde keine Mahlzeit Fische verzehrt, woran wir nicht Theil nahmen.

Etwas von vorzüglicher Bedeutung ist uns während dieser ganzen Seereise nicht begegnet. Wir

hatten wieder die Freude, daß unser Schiff im Schnellsegeln viele andere übertraf, die wir einholten. Während unserer ersten Reise durch den atlantischen Ocean, gewahrten wir, wie bereits gesagt, selten einmal ein anderes Schiff; dießmal aber sahen wir fast täglich eine große Anzahl derselben in der Nähe und Ferne. Wenn uns Schiffe ganz nahe kamen, so sprachen sich die Kapitäne durch das Sprachrohr, gaben die Namen der Schiffe an, machten sich wechselseitig mit ihren eigenen Namen bekannt, und sagten einander Bescheid, wo jeder herkam und hinwollte, auch wohl von dem vornehmsten Inhalte ihrer Ladung u. s. f. Ohnerachtet wir keine Gesellschaft hatten, mit welcher wir uns viel hätten unterhalten können, so verflog uns doch die Zeit dießmal auf dem Meere sehr schnell, und ehe ich und meine Frau es vermuthet hatten, sahen wir schon die Küsten von England, und unsere Schiffer, die noch nie diesen Weg gemacht hatten, trafen, ohne den geringsten Umweg, den Kanal, der England von Frankreich trennt, in welchem wir uns dießmal nur 2 Tage verweilten. Noch schneller ging die Fahrt durch die Nordsee, denn wir hatten sehr starken, aber doch recht guten Wind, welcher, als wir schon Land sahen, sich zu einem Sturme erhob, wodurch unser Kapitän in nicht geringe Verlegenheit gerieth, weil wir noch keinen Lootsen hatten. Endlich kam ein Blankeneser Fischerboot auf uns zu, und der Fischer wurde einstweilen an die Stelle des fehlenden Lootsen angenommen, bis der

[illegible] kam. Der Kapitän dung ihn für 20 [illegible] und diese hatte er nach wenigen [illegible], denn nun kam der wirkliche [illegible] an Däne, unter dessen Leitung wir nach [illegible], wo die Anker geworfen wurden, [illegible] die dortige Gesundheits-Kommission er[illegible] und nach einigen Stunden abge[illegible]. Hier bekamen wir wieder einen [illegible] aus dem Hannöverischen, der die [illegible] bis Hamburg übernahm. Die [illegible] und unsere Fahrt ging glück[illegible] es langsam, und die [illegible] nur ihre gewissen [illegible] sie die Schiffe lei[illegible] und nach Sonnen-Auf- und Untergange [illegible] Schiff weiterbringen. Bei Stade [illegible] Anker wieder geworfen, wo wir uns, [illegible] der Schriften des Kapitäns, und [illegible] am Bord habe, bei[illegible] mußten. Als die [illegible] und Alles richtig befunden [illegible] Kapitän Drew auf einem Boote, in [illegible] Herren, nach Hamburg, wir aber [illegible] noch einige Stunden auf die Fluth und [illegible] langsam nach dem dortigen Ha[illegible]. Es war dieß am 2. Juli 1825.

## Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Ankunft im deutſchen Vaterlande. — Aufenthalt in Hamburg und Ottenſen.

Als unſer Schiff in dem Hamburgiſchen Hafen ruhig vor Anker gekommen war, ging ich in die Stadt, um uns ein Quartier auszumachen, und hier erging es mir wieder eben ſo, wie es mir ergangen war, als ich in Philadelphia das erſte Mal ans Land trat; es überfiel mich ein Schwindel. Es kam mir nämlich vor, als wäre der Boden ſo uneben geweſen, daß ich bald in eine Vertiefung und dann wieder auf eine Anhöhe gekommen wäre; die Häuſer nebſt andern Gegenſtänden bewegten ſich, und dieß währte eine kleine Viertelſtunde. Ein Quartier fand ich zwar da, wo ich es wünſchte, nämlich nahe am Waſſer, bei dem Gaſtwirth Peter Bachmann, zweite Vorſätzen; aber es war uns zu theuer, und doch wollte ich nicht gern weit in die Stadt, wegen des Transports der Sachen, die ich am Bord unſers Schiffs hatte. Erſt am 5ten

Juli bezogen wir unser Quartier und ließen unsere Sachen durch einen Schiffer auf einem Fahrzeuge nahe vor die Thür unsers Wirthshauses bringen. Mehre unserer Sachen sollten zollpflichtig seyn, und die unteren Zollbeamten wollten solche nicht frei passiren lassen; als ich mich aber an die obere Behörde deshalb wandte, gab diese mir es gleich schriftlich mit, daß man alle meine Sachen, die ich bei mir hätte, frei solle passiren lassen. Von der Polizeibehörde wurde ich dort jedesmal, wenn ich Verrichtung daselbst hatte, recht freundlich empfangen, auch that dieselbe für mich Alles unentgeldlich, und ließ sich nie etwas von mir bezahlen.

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Hamburg schrieb ich an mehre Bekannte und ehemalige gute Freunde in meinem Braunschweigischen Vaterlande, zeigte ihnen meine glückliche Landung in Hamburg an, auch machte ich solche mit meiner dürftigen Lage bekannt, wegen welcher ich wünschte, je eher, desto lieber, in meinem Vaterlande, unter meinen Freunden, Verwandten und Bekannten zu erscheinen, weil der Aufenthalt in Hamburg zu kostspielig sey, als daß ich mich dort noch lange würde aufhalten können, und bat um Rath und Unterstützung zu diesem Vorhaben. Mit froher Hoffnung und getrostem Muthe erwartete ich die Antwort von meinen Freunden und rechnete mit völliger Gewißheit auf die Nachricht, daß sie mir wenigstens eine Wohnung bereitet haben würden;

denn man erinnere ſich an das im 21ſten Kapitel (S. 141) erwähnte mir mitgetheilte Verſprechen von einem Verwandten. Aber ach! Statt deſſen bekam ich mit umgehender Poſt die Nachricht: daß das Glück in meinem Vaterlande mir nie wieder lächeln würde, nie würde ich auch in demſelben wieder angeſtellt werden u. ſ. w. Der Verwandte (hieß es ferner), der mir im Fall meiner Wiederkunft Wohnung und Brodt verſprochen habe, ſey jetzt ärmer als ich und könne mir auch nicht helfen. Darum gäbe man mir den Rath, mein Glück in Hamburg zu ſuchen ꝛc. ꝛc. Wie mir bei dieſer unerwarteten Nachricht zu Muthe wurde, kann man leicht denken. In Hamburg konnte ich nicht lange bleiben, denn dazu hatte ich zu wenig Geld, und Ausſicht, etwas zu verdienen, war für mich dort gar nicht. Vor Angſt wußte ich gar nicht, was ich ſagen ſollte, und doch war es nöthig, etwas zu ſagen, um meine Frau, die aus Verzweiflung ſich die Haare aus dem Kopfe riß und dann ohnmächtig an dem Boden lag, aufzurichten und nur etwas zu beruhigen. Mit ſchwerem Herzen ging ich dann zu dem im zweiten Kapitel dieſes Buchs mehrmals erwähnten ehemaligen Wirthe, an den ich aus Amerika geſchrieben und gebeten hatte, Falls es nöthig ſeyn ſollte, bei meiner Rückkunft auf kurze Zeit noch einmal in ſeinem Hauſe uns Wohnung zu geben, und dieſe Bitte jetzt zu wiederholen. Als ich in ſeine Stube trat, ſtand er vor dem Spiegel, band ſich das Halstuch

um, und auf meinen Gruß erwiederte er mit einem bösen, finstern Gesichte den Vorwurf, daß ich aus Amerika an ihn geschrieben und er Porto dafür habe bezahlen müssen, zog sich dann den Rock an, nahm Huth und Stock, ging aus der Stube und ließ mich da stehen. Ich hatte mit völliger Gewißheit darauf gerechnet, daß dieser Mann das im 2ten Kapitel erzählte, mir zugefügte Unrecht durch die Gewährung meiner Bitte jetzt einigermaaßen wieder gut machen würde, und glaubte, meiner armen unglücklichen Frau durch eine frohe Bothschaft einigen Trost zu bringen, dessen ich aber nun selbst sehr bedurfte. Mit bittern Thränen verließ ich das Haus dieses Mannes und sagte meiner Frau nichts von dem, was vorgefallen war.

Für bloßes Logis mußte ich Peter Bachmann wöchentlich 4 Mark bezahlen; zwar fand sich Gelegenheit, wohlfeiler zu logiren, aber ich wollte gern nahe am Wasser bleiben, damit ich, wenn vielleicht sich bald Gelegenheit finden würde aus Hamburg wegzukommen, was ich so herzlich wünschte, und deßwegen, trotz der trostlosen Nachricht aus dem Vaterlande, noch einen Brief dorthin abgeschickt hatte, damit ich, wenn günstigere Nachricht darauf erfolgen würde, meine Sachen gleich zu Schiffe bringen und bis Haarburg zu Wasser transportiren lassen könne. Als ich aber 4 Wochen lang vergeblich auf andere Nachricht gewartet hatte, machte ich den Versuch, irgendwo auf dem Lande ein wohlfei-

leres Quartier zu finden, welches sich mir in Ottensen bei Altona im Dänischen auch darbot, aber die Altonaer Polizei begegnete mir sehr grob und brutal, und sagte unter andern auch die Worte: „da Sie in Amerika ihr Glück nicht machen konnten, viel weniger werden sie es in Ottensen finden! Da laufen solche Leute dann aus einem Staate in den andern, und nirgends wollen ihnen die gebratenen Tauben in den Mund fliegen" u. s. f. Ich sagte diesen Herren, daß ich in Ottensen kein Glück suchen, sondern daß ich in mein Vaterland reisen wolle, von dort aber erst Nachricht erwarte und mich nur eine kurze Zeit da aufhalten wolle, bis diese Nachricht käme. Endlich gab man mir eine Karte, aber doch nur auf 8 Tage, wofür ich 8 Schillinge bezahlen mußte, worauf ich mein neues Quartier in Ottensen bezog, und als die 8 Tage um waren, mußte ich für 8 Schillinge die Frist wieder auf 8 Tage verlängern lassen u. s. f. In Hamburg bezahlte ich an die Polizei nichts, auch wurde mir der Paß unentgeldlich visirt, und hier mußte ich jeden Tag 1 Schilling dafür bezahlen, daß ich mich in dem Dänischen Staate aufhielt.

Als wir einige Tage in Ottensen gewohnt hatten, nahm ich mir vor, jeden Tag, wenn nicht die Witterung zu schlecht seyn würde, nach irgend einem Orte in der Nachbarschaft zu gehen, denn ich dachte, vielleicht findet sich auf die eine oder die andere Art Gelegenheit unser Schicksal zu verbessern.

Erſt ging ich nach Blankeneſe zu dem dortigen Schullehrer Lorenz, machte ihn mit meiner Perſönlichkeit und meinem Schickſale bekannt, und eine kurze Unterhaltung mit dieſem wackern Manne war Balſam für mein wundes Herz; denn ſo warmen Antheil hatte bis dahin noch Niemand an meinem unglücklichen Schickſale genommen, als dieſer Biedermann. Zunächſt gab er mir den Rath, in ſeiner Gegend irgendwo in einer Schule ein Unterlehrer zu werden, bis ſich beſſere Ausſichten finden würden; denn als erſter Lehrer, ſagte er mir, dürfte im Däniſchen kein Ausländer angeſtellt werden.

Es giebt dort ſehr große Gemeinden und ſehr zahlreiche Schulen, in welchen immer nur ein Lehrer angeſtellt iſt, der ſich dann einen, auch wohl zwei Unterlehrer oder Gehülfen wählt. Die Schullehrer im Holſteiniſchen werden wirklich ſtark beſoldet und ſtehen ſich ſehr gut. Lorenz hatte auch gar keinen Zweifel, daß ich nicht binnen 8, höchſtens 14 Tagen eine ſolche Stelle bekommen würde, weil ſolche Unterlehrer, die ſich öfters an 200 Rthlr. und noch darüber ſtänden, ſehr geſucht würden, und ſchrieb zwei Briefe, die er mir in dieſer Hinſicht mit gab, an Männer, welche noch vor kurzer Zeit ſich bemüht hatten, einen ſolchen Unterlehrer zu finden. Als dieſer Mann hörte, daß ich auch Ökonomie verſtand, that er mir auch noch einen andern Vorſchlag. Er erzählte mir, daß er 20 Meilen von da entfernt ein kleines Landgut beſäße,

welches er bisher immer an Andere verpachtet, aber wegen der Entfernung nicht sonderlich dabei gewonnen habe, weil es sehr schlecht kultivirt und vernachläßigt sey. Dieß wolle er mir, falls ich geneigt dazu sey, in Kultur geben, so lange ich es für mich benutzen wolle; und verlange er dafür weiter nichts, als daß ich Land und Gebäude in gutem Stande erhalten solle. Der Transport dorthin konnte nicht viel kosten, weil die Reise zu Wasser gemacht wurde.

Mir war ein schwerer Stein vom Herzen gefallen, und wie mit Adlers Flügeln eilte ich zu meiner betrübten Frau, um ihr dieß mitzutheilen. Nun entschloß ich mich, auf kurze Zeit, bis nach Verlauf einiger Monate in einer Schule Unterlehrer zu werden, wozu sich auch schon nach wenigen Tagen eine Aussicht eröffnete, und dann das Landgütchen des Herrn Lorenz zu beziehen, welches gegen Weihnachten frei wurde. Aber selten kommt es gerade so, als es sich der Mensch vorher denkt und vornimmt. Unverhofft bekam ich ein Schreiben aus meinem Braunschweigischen Vaterlande nebst etwas Gelde, und mit der Nachricht, daß die bis dahin obwaltenden Hindernisse beseitigt, ich mir sichere Hoffnung zu einer baldigen Anstellung machen dürfe, und bis dahin eine Wohnung für mich bereit sey. Lange war ich nun unentschlossen und wußte nicht erst, was ich wählen sollte, denn die Wahl macht oft Quaal. Im Holsteinischen war

mir ein Brodterwerb gewiß und das Gewiſſe hätte ich dem Ungewiſſen vorziehen ſollen. Allein die Liebe zu unſer beider Wiegenland bekam doch das Übergewicht, und ob ich gleich zweifeln mußte, daß ich mit meiner kleinen Baarſchaft die Koſten des Transports meiner Sachen, die ein mäßiges Fuder ausmachten, würde beſtreiten können, ſo beſchloß ich doch, die Reiſe dahin anzutreten, und wir verkauften lieber ein paar Stücke von unſern Betten, um unſer Vorhaben ausführen zu können. Ach! wir ahneten beide nicht das härteſte und ſchwerſte Leiden, dem wir entgegen eilten.

Wir ſchickten uns nun an zu der Reiſe ins Vaterland und ließen unſere Sachen nach Altona ans Waſſer fahren; hier dung ich einen Schiffer, welcher ſo eben beſchäftigt war, eine Ladung Heu, die er zu Waſſer nach Altona gebracht hatte, abzuladen, und als dieß geſchehen war, brachten wir unſere Sachen auf das Fahrzeug, um auf der Elbe bis Haarburg zu fahren. Dieß geſchah am 24. Auguſt 1825.

## Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Rückreiſe von Altona. — Maarburg. — Fahrt bis Celle. — Leiden und traurige Lage nach meiner Rückkehr im Vaterlande. — Endliche Wiederanſtellung im Schulfache.

Unſer Schiffer, der uns bis Harburg fahren ſollte, ſetzte uns noch eine gute Strecke jenſeits Harburg ans Land, und als ich ihn fragte, was das bedeuten ſolle? ſagte er, wir wären ja da nun, wo er uns hinbringen ſolle. Nein, ſagte ich, bis Harburg lautet unſer Akkord. Bis Maarburg, ſagte der Schiffer, und da ſind wir jetzt. Ich wußte jetzt, daß ich geprellt war, denn auch des Schiffers Gehülfen bezeugten, daß unſere Verabredung geweſen war, ſie ſollten uns bis Maarburg fahren. Wir mußten jetzt unſer Quartier in Maarburg, einem noch hamburgiſchen Dorfe, nehmen, unſer Schiffer aber ließ ſich nicht einen Pfennig von dem Fuhrlohne abziehen. Wir kehrten im Gaſthauſe „zur Stadt Hamburg" ein. Die Beſitzer dieſes Gaſthauſes waren recht brave Leute, die uns

wahrhaft menschenfreundlich aufnahmen, während unsers dortigen Aufenthalts uns recht artig und wacker begegneten und sich, weil sie so herzlichen Antheil an unserm Schicksale nahmen, nur sehr wenig bezahlen ließen. Während unserer ganzen Reise war uns nirgends besser begegnet worden, als hier, wo wir uns zwei Tage lang aufhalten mußten, weil wir nicht früher von der Hannoverischen Polizei, wegen der bei uns habenden Sachen, abgefertigt wurden, auch weil wir Schwierigkeiten hatten, einen Fuhrmann zu finden.

Endlich bekamen wir einen solchen bis Celle, und weil die Wege und das Wetter gut waren, so kamen wir nach 2 Tagen dort glücklich an. Obgleich unsere Sachen in Maarburg alle gewogen und gemarkt worden waren, und ich wegen derselben einen Passierschein erhalten hatte, so wollte man uns doch dieserwegen noch einmal unnöthige Kosten machen und verlangte, daß ich solche nach dem Packhofe bringen, sie dort noch einmal untersuchen und wägen lassen solle. Als ich gute Worte genug gegeben und um Verschonung mit unnöthigen Kosten gebeten hatte, mir diese Bitte aber von der untern Polizeibehörde abgeschlagen wurde, ließ ich meine Sachen von dem Wagen abladen und solche vor der Thür des Gasthauses niedersetzen, weil auch der Fuhrmann nicht länger warten, sondern wieder zurückkehren wollte; und im höchsten Grade verdrießlich, sagte ich die Worte: „da liegen die Lumpen!

denn man erinnere ſich an das im 21ſten Kapitel (S. 141) erwähnte mir mitgetheilte Verſprechen von einem Verwandten. Aber ach! Statt deſſen bekam ich mit umgehender Poſt die Nachricht: daß das Glück in meinem Vaterlande mir nie wieder lächeln würde, nie würde ich auch in demſelben wieder angeſtellt werden u. ſ. w. Der Verwandte (hieß es ferner), der mir im Fall meiner Wiederkunft Wohnung und Brodt verſprochen habe, ſey jetzt ärmer als ich und könne mir auch nicht helfen. Darum gäbe man mir den Rath, mein Glück in Hamburg zu ſuchen ꝛc. ꝛc. Wie mir bei dieſer unerwarteten Nachricht zu Muthe wurde, kann man leicht denken. In Hamburg konnte ich nicht lange bleiben, denn dazu hatte ich zu wenig Geld, und Ausſicht, etwas zu verdienen, war für mich dort gar nicht. Vor Angſt wußte ich gar nicht, was ich ſagen ſollte, und doch war es nöthig, etwas zu ſagen, um meine Frau, die aus Verzweiflung ſich die Haare aus dem Kopfe riß und dann ohnmächtig an dem Boden lag, aufzurichten und nur etwas zu beruhigen. Mit ſchwerem Herzen ging ich dann zu dem im zweiten Kapitel dieſes Buchs mehrmals erwähnten ehemaligen Wirthe, an den ich aus Amerika geſchrieben und gebeten hatte, Falls es nöthig ſeyn ſollte, bei meiner Rückkunft auf kurze Zeit noch einmal in ſeinem Hauſe uns Wohnung zu geben, und dieſe Bitte jetzt zu wiederholen. Als ich in ſeine Stube trat, ſtand er vor dem Spiegel, band ſich das Halstuch

werk ging mit seinen 3 raschen Pferdchen bei guten Wegen und schöner Witterung auch schnell genug von Statten. In Peine fütterte er seine Pferde nur eine halbe Stunde, während welcher Zeit auch wir ein Frühstück genossen, und dann ging's schnell weiter, und beständig war der Mann guter Laune und munter, bis auf dem dummen Bruche ohnweit Broistedt, wo er erst anfing zu zweifeln, daß er an demselben Tage noch bis Peine wieder zurückkommen würde. Er wurde nun im höchsten Grade aufgebracht und zornig, sprang vom Pferde, wollte meine Sachen vom Wagen werfen und wieder zurück fahren. Worauf ich ihm erwiederte, daß, wenn er das thäte, ich ihm dann keinen Pfennig Fuhrlohn bezahlen würde. Nun wurde er ganz wüthend und wollte mir zu Leibe; worauf ich ruhig vom Wagen stieg und die Ausführung seiner Drohung erwartete, um zu zeigen, daß ich ihn nicht fürchte. Er besann sich jedoch und sprach nun, wenn ich ihm einen halben Thaler Fuhrlohn mehr bezahlen würde, so wolle er nach Cramme fahren, sonst aber nicht. Während ich ihm das verweigern wollte, rief meine Frau vom Wagen: „ja den soll er haben, damit es nur Friede wird!" Nun wollte er sein Fuhrlohn gleich auf der Stelle sich auszahlen lassen; doch als ich ihm das standhaft verweigerte, entschloß er sich endlich, weiter zu fahren und spät auf den Nachmittag trafen wir in Cramme, dem Orte unserer Bestimmung ein, brachten unsere Sachen in das dortige Schulhaus, wo wir bis zu

meiner Wiederanstellung versprochenermaßen wohnen sollten.

Weder ich, noch der brave Kantor Eyme, zweifelten im Geringsten an meiner baldigen Wiederanstellung als Schullehrer an irgend einem Orte der hiesigen Braunschweigischen Lande; darum bot derselbe mir bis dahin die Herberge in seiner Wohnung an, und ich bezog dieselbe.

Weil gerade zu derselben Zeit einige Schuldienste vakant waren, so war es mein erstes Geschäft, bei dem Herzoglichen Konsistorio um eine von diesen Stellen unterthänig nachzusuchen. Diese Stelle hätte das genannte hohe Kollegium mir ohne Zweifel verliehen, wenn ich aus Amerika ein Zeugniß über meine dortigen Geschäfts-Verhältnisse sowohl, als über meinen moralischen Wandel hätte vorlegen können, ohne welches aber, laut einer Resolution dieses hohen Kollegiums, ich in hiesigen Landen nicht wieder als Schullehrer angestellt werden könne.

Nun fühlte ich auf einmal, wie unglücklich ich durch den im 21sten Kapitel genannten Umstand geworden war, der mich in Amerika hinderte, das mir versprochene schriftliche Zeugniß des Predigers Miller in Empfang zu nehmen. Zwar konnte ich mir das Zeugniß schicken lassen, weßwegen ich auch sogleich zwei Briefe nach Amerika abschickte. Aber wann durfte ich Antwort auf mein Schreiben, und

das erwähnte Zeugniß erwarten? Die kürzeste Zeit, in welcher sich dieß erwarten ließ, war ein ganzes Jahr; gewöhnlich währt es länger, und bisweilen wohl zwei Jahre. In die größte Verlegenheit war ich dadurch gerathen; ach! so unglücklich war ich noch nie gewesen, als jetzt, da alle meine Wünsche und Pläne vereitelt, und die billigste meiner Hoffnungen fehlgeschlagen war. Wenn auch wirklich das Verlangte binnen Jahresfrist aus Amerika erfolgen würde, wo sollte ich während der Zeit wohnen, und wovon mich nähren? Da, wo ich eingezogen war, konnte ich so lange mich nicht aufhalten, weil die Umstände und Lage es nicht erlaubten; und ob sich gleich Gelegenheit genug fand, anderswo hinzuziehen, wo ich wirklich Geschäfte fand, von welchen ich mich wohl hätte ernähren und ehrlich durchhelfen können, da legte mir jedesmal die Ortspolizei Hindernisse in den Weg.

Endlich wurde mir eine Herberge angeboten, wo ich glauben mußte, daß die genannten Hindernisse meistentheils beseitigt, oder doch weit weniger Nachtheil haben würden, welche Wohnung ich auch am 1. December 1825 bezog, und an dem folgenden Tage aufgefordert wurde, die Kinder des Hauses zu unterrichten. Geschäfte fand ich da nun wohl genug, von des Morgens früh bis des Abends spät; aber mir wurde weder Essen noch Trinken, noch sonst Etwas dafür geboten, und mit den größten Verdrießlichkeiten wurde mir ohnedem diese Mühe

und Arbeit vergolten; und meiner Frau, die hier auch täglich gewisse Geschäfte unentgeldlich verrichten mußte, welche einer Magd gebühren, ging es dafür nicht besser. Dabei mußte ich oft mit dem nagendsten Hunger kämpfen, denn die Paar Groschen, welche meine Frau mit Spinnen verdiente, waren nicht hinreichend, unsere nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Gegen das Frühjahr 1826 endlich wurde die Noth dadurch etwas erleichtert, daß ich einige Bauernsöhne in meinen Unterricht bekam, deren Eltern uns bisweilen etwas an Nahrungsmitteln dafür zukommen ließen.

Als ich hier 9 Monate lang gewohnt, und mit allem Fleiße die Kinder dieses Hauses ganz unentgeldlich unterrichtet, auch manche andere Handreichung umsonst gethan hatte, blieben diese Kinder auf einmal aus meinem Unterrichte zurück, ohne daß ich die Ursache davon ahnen konnte, und bald darauf wurde mir schriftlich angezeigt: „daß, da man mir eine geraume Zeit Herberge gegeben habe, ich nun bei irgend einem andern meiner Freunde mich um eine Herberge bekümmern und diese Wohnung binnen 4 Wochen räumen müsse. Dieß geschah bloß um mir wehe zu thun; denn man wußte es wohl, daß ich nirgends wohnen durfte, weil ich allenthalben von der Polizei daran gehindert wurde.

Nun ging das Laufen wieder vom Neuen an,

um eine Wohnung aufzufinden, wo ich zugleich meine Lebensbedürfnisse zu verdienen im Stande war. Wirklich fand ich auch eine solche Gelegenheit, wo ich durch Privat-Unterricht mein Auskommen gefunden hätte; aber ein alter Feind von mir ruhete und rastete nicht, bis er mein Vorhaben gänzlich wieder vereitelt hatte. Meine Leiden vergrößerten sich nun wieder mit jedem Tage und ich vermag sie nicht zu beschreiben, sondern übergehe sie mit Stillschweigen, und danke vielmehr Gott, der mir durch meine Religion Muth und Kräfte verlieh, auch das empfindlichste Ungemach mit einer Hiobs-Geduld standhaft zu ertragen. Darum mußte ich früher schon durch schwere Leiden darauf vorbereitet und in der Ertragung derselben geübt werden; denn der Magnet nimmt ja dadurch nur an Stärke und Kraft zu, daß man ihm allmählig immer mehr zu tragen giebt; und die Erfahrung lehrt ja auch überhaupt, daß nur die öftere Übung den Meister macht. Schwere Leiden sind auch des Menschen beste Schule, in welcher er sehr Vieles lernen kann, was ihm sonst wohl gänzlich unbekannt geblieben wäre, wenn er auch noch so sehr belehrt zu seyn glaubt.

Erfahrung erst ist wahre Belehrung. Wer noch nie unglücklich war, ist auch nie im Stande, einen so lebhaften Antheil an der Noth des Unglücklichen zu nehmen, als derjenige, der selbst die Erfahrung gemacht hat, wie einem wirklich Unglücklichen und

schwer Leidenden zu Muthe ist; mag es ihm auch noch so deutlich beschrieben, noch so lebhaft geschildert werden. Wer selbst noch nicht in diese Prüfung kam, der weiß auch noch nicht ganz, wie stark sein Glaube und wie fest er in seinem Gottvertrauen ist. Wer selbst noch nicht aus dem Wohlstande in die bitterste Armuth und Verachtung gerathen ist, so wie ich, der weiß sich auch nicht einen ganz deutlichen Begriff von solchem Unglücke zu machen, in welchem ich mich befand, welches dadurch vergrößert wurde, daß mir durch Umstände die Mittel zur Rettung aus demselben entzogen waren. Meine bisherige Wohnnng sollte ich binnen kurzer Zeit verlassen und räumen, und nirgends wußte ich hin; denn Menschen, welche mir gern Obdach geben wollten, durften es nicht.

In solchen unglücklichen Umständen lernt man auch den wahren Freund erst kennen, und es zeigt sich da, ob diejenigen, welche uns vorher ihrer Freundschaft versicherten, auch wirkliche Freunde, oder nur Heuchler sind. Von Manchem, der mir früher mit schönen Worten die wärmste Freundschafts-Versicherung gab, und solche selbst noch schriftlich mir in die Fremde nachschickte, mußte ich nun die empfindlichsten Schmähreden, die bittersten Vorwürfe, ja selbst die abscheulichsten Grobheiten hören, weil ich arm und hülfsbedürftig geworden war, und man vielleicht fürchtete, daß ich jetzt seine Freundschaft in Anspruch nehmen und ihm lästig werden möchte,

um mich dadurch fern von sich zu halten. Solchen kleinen dürftigen Seelen ist aber leicht zu verzeihen; sie sind zu bedauern, weil ihnen selbst Vieles mangelt.

Als ich alles gethan hatte, was ich konnte, um meine unglückliche Lage einigermaßen zu verbessern, ergab ich mich in mein hartes Schicksal, doch mit dem festen Vertrauen, daß der Gott, der mich in der Fremde nicht verlassen und mich zweimal glücklich über das Weltmeer geführt hatte, so daß ich gesunder als vorher wieder in mein Vaterland zurückgekehrt war, mich nicht in meinem Unglück ganz untergehen lassen werde, sondern mich noch zu irgend Etwas bestimmt haben müsse. Als die Noth am größten war, und meine Frau durch bittere Kränkungen, die sie oft noch obendrein ertragen mußte, nun ganz verzweifeln wollte, konnte ich sie mit nichts Anderem als den theuren Lehren der Religion beruhigen, trösten und aufrichten, und als ich dadurch den letzten Funken der Hoffnung in ihr wieder angefacht und glimmend gemacht hatte, sagte ich ihr noch den herrlichen Gellertschen Vers vor:

Sey unbewegt, wenn um dich her
Sich Ungewitter sammeln!
Gott hilft, wenn Christen freudenleer
Zu ihm um Gnade stammeln.
Die Zeit der Quaal,
Der Thränen Zahl
Zählt er; Er wiegt die Schmerzen,
Und wälzt sie von dem Herzen.

Was wäre auch aus uns geworden, wenn nicht die theure Religion uns den Stab der Hoffnung gereicht und in so schweren Leiden unsere Trösterin gewesen wäre! Nur sie ist es, die uns die größten Beschwerden des Lebens tragen hilft, und im Unglück uns Muth und Stärke verleiht, weil sie uns Gott erkennen und anbeten lehrt.

Endlich ging uns nach 16 monatlichen grausenvollen Leiden, welches wir in unserm Vaterlande ertragen mußten, ein Stern der Hoffnung zum Besserwerden auf. Das Herzogliche Konsistorium verlieh mir die kleine Schulstelle in Hohen-Assel, einem Filiale von Burgdorf, welche wir am 25. Januar 1827 bezogen, und wo wir seitdem wohnen.

* * *

Du Führerinn durchs Erdenleben,
Geschenk von Gott durch seinem Sohn!
Zum Segen wardst du uns gegeben,
O theuerste Religion!
Sey du von mir stets hoch geehrt,
Und meinem Herzen theu'r und werth.

Du bist es, die mich Gott erkennen,
Ihn lieben und vertrauen lehrt;
Ich darf den Schöpfer Vater nennen,
Versichert seyn, daß er mich hört.
Ich weiß, wer ihm mit Zuversicht
Sein Leid klagt, den verläßt er nicht.

Du lenkst mein Herz, sich selbst zu richten,
Du schärfest meines Geistes Blick,
Machst mich bekannt mit meinen Pflichten
Und schreckst vom Laster mich zurück;
Religion, nur du allein
Lehrst mich gewissenhaft zu seyn.

Du bist die Quelle jeder Tugend.
Du stärkst mich zu der schwersten Pflicht.
Wohl mir, daß ich schon in der Jugend
Benutzte deinen Unterricht.
Dem danke ich es ganz allein,
Noch ein rechtschaff'ner Mann zu seyn.

Du leitest mich auf allen Wegen
Und zeigest mir das größte Gut;
Durch dich nur wird das Glück mir Segen,
Im Unglück stärkst du meinen Muth.
Du gießest bei dem größten Schmerz
Mir Balsam in das wunde Herz.

Du stärkst mich, Unrecht zu ertragen,
Wodurch ein Feind mich grausam kränkt;
Du lehrst mich, Gott die Noth zu klagen,
Wenn mich der Feind zu stürzen denkt,
Und da noch thun, wie Jesus that,
Der auch für seine Mörder bat.

Du Trösterin im schwersten Leiden,
Du schützest vor Verzweifelung;
Verschwinden alle Lebensfreuden,
Giebst du dem Herzen Linderung;
Wenn mich die ganze Welt verkennt,
Bist du es, die mir Trost noch gönnt.

Und reicheſt dann mir Lebensmüden
Den Stab der Hoffnung liebreich her;
Du ſtärkſt mich, wenn ich will ermüden,
Weil meine Bürde wird zu ſchwer,
Wodurch du mich gerettet haſt,
Als mir das Leben ward zur Laſt.

Du lehreſt mich, mein Gott, im Stillen
Um Gnade und Erbarmen flehn,
Wenn ich, um meiner Treue Willen,
Mich muß zurückgeſetzet ſehn,
Weil wider mich ein Etwas zeugt,
Was unten ſteht, und ſpricht und ſchweigt.

Du hilfſt das Unrecht mir erdulden,
Und minderſt Leiden und Verdruß,
Die ich hier ohne mein Verſchulden,
Vielleicht noch lange dulden muß.
Gott kennt mich beſſer als die Welt:
Das iſt es, was mich aufrecht hält.

Du wirſt auch meinen Kummer mindern,
Wenn ferner Etwas ſchweigend zeugt,
Mein Weiterkommen zu verhindern,
Und mir es dennoch nicht verſchweigt.
Ich kenne wohl die arge Welt,
Ob man dafür mich gleich nicht hält.

Du lehrſt mich um das Gute eifern
Und ſtandhaft es vertheidigen.
Wer dieſen Eifer will begeifern
Und mich dafür beleidigen,
An mir dafür ſich rächen will,
Für Solchen bet' ich in der Still'.

Du lehrest mich auch das entbehren,
Was leider! ich entbehren muß.
Sehr kümmerlich muß ich mich nähren;
Doch du, du minderst den Verdruß.
Ein Gott, der über'n Sternen thront,
Der ist's, der dort die Treue lohnt.

Du bist es, die mich dieses lehret,
Die mir Geduld und Muth verliehn;
Darum, wer hier mein Leid vermehret,
Dem sey das Unrecht auch verziehn.
Du flößest mir, beim letzten Schmerz,
Des ew'gen Lebens Trost in's Herz.

Du läß'st mich ew'ges Daseyn hoffen,
Verkündigst mir Unsterblichkeit;
Du zeigest mir den Himmel offen,
Wo ew'ger Friede mich erfreut.
Den Glauben, diese Zuversicht
Verdank' ich deinem Unterricht.

Du, meines Lebens höchste Wonne,
Begleite du mich bis an's Grab,
Und leuchte mir, wie eine Sonne,
Dann vor — ins Todesthal hinab.
Dann bring' ich dir, Religion,
Ein bessres Lied vor Gottes Thron.

Hildesheim, gedruckt in der Gerstenberg'schen Buchdruckerei.

Stanford University Libraries
3 6105 010 283 724

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

F/T DEC 14 1996
NOV 17 1996
JAN 2 1997
F/S JUL 2 8 1997
JUN 30 1997